H.L. N. 735. a.

17

Biogr. C. 24-2

<36621506570018

<36621506570018

Bayer. Staatsbibliothek

~~Hist. bibl. univ. vit. erud. gen.~~ 570.

~~24~~. E.

Biog. coll. 24

Histor.

Biogr. Collect.

Interessante

Lebensgemälde

der denkwürdigsten Personen

des

achtzehnten Jahrhunderts

von

Samuel Baur,

Prediger in dem Dorfe Göttingen, ohnweit Ulm.

Zweiter Theil.

Leipzig,
bei Voß und Compagnie
1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

I. Philosophen.

Johann Jakob Roußeau. Bürger von Genf. S. 3

II. Generale.

Moritz, Graf von Sachsen. Ober-Feldmarschall aller französischen Armeen. 42

Adam Philipp Cüstine. Französischer General. 65

III. Staatsmänner.

Wilhelm Pitt, Graf von Chatham. Premier-Minister in England. 79

Justus Möser. Geheimer Justizrath in Osnabrück. 100

IV. Tyrannen.

Drang Zeb. Kaiser der Mogolen. 116

V. Unglückliche Fürstensöhne.

Alexis Petrowitz. Erstgebohrner Prinz Peters des Großen. 129

Karl Eduard. Prätendent von Großbritannien. 152

VI. Gemeinnützige Schriftsteller.

Johann Samuel Formey. Sekretair bei der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin. 168

Isaak Iselin. Rathsschreiber zu Basel. 184

VII. Mathematiker.

Johann Heinrich Lambert. Königlich Preußischer Oberbaurath 196

Pieter Nieuwland. Professor der Naturkunde, höhern Mathematik, der bürgerlichen und Kriegsbaukunst, der Hydraulik und Astronomie zu Leiden. 209

VIII. Künstler.

Johann Karl Hedlinger. Königlich Schwedischer Hofmedailleur. 215

Anton Raphael Mengs. Erster Kabinetsmahler des Königs von Spanien. 228

IX. Musiker.

Jean Baptiste Rameau. Königlicher Kabinetskomponist zu Paris. 247

Johann Joachim Quanz. Kammermusikus und Komponist Friedrichs des Großen. . S. 256

X. Schauspieler.

James Quin. Schauspieler in London. . 271
Johann Friedrich Ferdinand Fleck. Schauspieler und Regisseur beim königl. Nationaltheater in Berlin. 279

XI. Dichter.

Thomas Blacklock. Ein blinder schottischer Dichter. 293
Gottfried August Bürger. Professor der Philosophie in Göttingen. . . 304

XII. Religionssektenstifter.

John Wesley. Stifter der Methodisten. . 325

XIII. Aerzte und Naturforscher.

Johann Friedrich Lobstein. Professor der Anatomie, Physiologie und Chirurgie zu Strasburg. . 354
Nathanael Gottfried Leske. Professor der Naturgeschichte in Marburg. . . 364

XIV. Historiker.

Johann Christoph Gatterer. Hofrath und Professor der Geschichte in Göttingen. . . 373
Eduard Gibbon. Mitglied des Londner Parlaments. 386

XV. Edle Frauen.

Elisabeth Christine. Königin von Preußen. . 400
Juliana Franciska von Buchwald. Oberhofmeisterin zu Gotha. . . 427

XVI. Edle Männer.

Christian Fürchtegott Gellert. Professor der Philosophie zu Leipzig. . . 444
Maximilian Julius Leopold. Herzog v. Braunschweig. 479

XVII. Opfer einer ungerechten Justiz.

Heinrich Masers de la Tude. Fünf und dreißig Jahre in Gefangenschaft. . . 496

XVIII. Seeräuber.

Eduard Low. Seeräuber. . . 518

XIX. Schwärmer.

Johann Joseph Gaßner. Pfarrer zu Bondorf bei Regensburg. . . . 543
Schröpfer. Kaffeeschenke in Leipzig. . 550

Interessante

Lebensgemälde

aus dem achtzehnten Jahrhunderte.

Zweiter Theil.

Johann Jakob Rouſſeau,

Bürger von Genf.

Rouſſeau's Genie hat ſich in den Jahrbüchern der Welt ein Denkmal bereitet, das unvergänglich iſt. Seine Schriften werden ewig der Stolz des menſchlichen Geiſtes bleiben. Sein Blick, den keine Täuſchung blendete, kein Vorurtheil ſchreckte, drang mit dem kühnſten Vorſtreben bis zur nackten Wahrheit ein. Der Menſch und ſeine Beſtimmung — das war die Achſe, um die ſeine ganze Philoſophie ſich drehte; ſeine Führerin die Natur; ſeine Göttin die Freiheit. Sein Geiſt, den die Einſamkeit, worinn er ſich gefiel, zu den tiefſten Unterſuchungen ſchärfte, zu den erhabenſten Ideen begeiſterte, vergaß ganz der kleinlichen Welt um ſich her: er ſah und lehrte nie, was war, und was iſt; immer nur, was ſeyn ſollte. Sein menſchliches und großes Gefühl konnte nicht ertragen, daß der Menſch, von der Wiege an bis zum Grabe, erſt am Gängelbande fremder Vorurtheile, dann an der Kette eigener Knechtſchaft ſich

durch's Leben hinschleppen sollte. — Er sorgte für beides. Er zeigte, was der Mensch durch vernünftige Erziehung werden kann, was er im Staate seyn soll. Wohlthätiger, verdienstlicher waren nie Denkmale eines Schriftstellers, als sein Emil und sein Gesellschaftsvertrag. Was von jeher das Eigenthümliche außerordentlicher Menschen war — Rousseau drängte sich gleichsam mitten aus seinen Zeitgenossen heraus, flog seinem Jahrhunderte voran, und riß es kühn sich nach.

Er war in Genf am 28sten Junius 1712 gebohren, und sein Eintritt in die Welt kostete der Mutter das Leben. Sein Vater war ein Uhrmacher, der nach langen Reisen endlich in den Schooß seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er jetzt von seinem Handwerke lebte, und in müßigen Stunden nützliche Schriften las. Tacitus, Plutarch und Grotius lagen oft zwischen den Instrumenten seines Handwerks in seiner Werkstätte. Rousseau, noch vor dem Ausbruche der einheimischen Genfer Zwiste, in jener glücklichen Epoche gebohren, wo seine Vaterstadt den höchsten Gipfel erreicht zu haben schien, wurde schon als Kind von seinem Vater auf das Glück aufmerksam gemacht, das freie Bürger in wohlverwalteten Staaten genießen — Daher sein Enthusiasmus für Freiheit und republikanische Regierungsform.

In seiner Jugend las er sehr viel; in seinem achten Jahre wußte er den Plutarch auswendig, und im zwölften hatte er die meisten Romane durchgelaufen. Nach dem glücklichen Verlaufe seiner ersten Jugendjahre entschloß er sich aus Neigung ein Graveur zu werden. Er hatte aber das Unglück, einem despotischen und rauhen Lehrherrn in die Hände zu fallen, wodurch ihm nicht allein die Kunst verleidet, sondern auch sein Charakter verdorben wurde; er ergab sich der Nascherei, den Lügen und kleinen Diebereien. Seine erworbenen Kenntnisse, seine erhaltenen guten Eindrücke, seine vorigen Gesinnungen waren wie verwischt. Unvermuthet gab ein kleiner Umstand seinen ganzen Lebensschicksalen eine andere Wendung. Er hatte sich auf einem Sonntagsspaziergange so weit von der Stadt entfernt, daß er sie erst erreichen konnte, als die Brücke bereits aufgezogen war. Trostlos über einen Unfall, der ihm schon einigemal eine harte Behandlung von seinem Herrn zugezogen hatte, stand plötzlich der Entschluß vor seiner Seele, zu entfliehen, und in einem Alter von sechzehn Jahren, ohne Unterstützung, ohne Gewerbe, ohne Kenntniß der Welt, sein Glück anderswo zu suchen. Er fühlte sich zum erstenmale, nachdem er sein drückendes Joch abgeworfen, wieder frei und wohl. In der heitersten Stimmung trat er seine Flucht an. Da er sich bisher lauter Menschen, die weit unter ihm waren, gegen über gesehen hatte, und

er sich nur in dem verklärenden Glanze einer verschönernden Einbildungskraft erblickte, so schien es ihm ein Leichtes, seine Verdienste bei der Welt geltend zu machen. Vor seiner Phantasie gaukelten lauter glückliche Abentheuer, Feste, Freunde, die ihn mit offenen Armen empfingen, Damen, die nach seinem Beifalle trachteten, vorüber.

Einige Zeit irrte er in dem benachbarten Savoyen herum, und ließ kein Schloß vorbei, ohne, wie ein alter Barde, unter demselben seine besten Lieder ertönen zu lassen, weil er dadurch die Aufmerksamkeit der Damen und Fräuleins auf sich zu ziehen hoffte. Umsonst! er kam endlich in die Stadt Chambery, und fing an, die Folgen seiner Unbesonnenheit einzusehen. Er war ziemlich weit von seiner Vaterstadt, ohne Geld, ohne Bekannte, ohne Mittel, etwas zu gewinnen. Zurückkehren nach Genf konnte und wollte er nicht. Er meldete sich und verlangte seine Religion zu ändern. Man empfing ihn mit offenen Armen, und bestärkte ihn in seinem Vorhaben. Es war in der Stadt ein Kloster, wo man solche Leute aufnahm und versorgte. Hier wurde er unterrichtet, und nach einiger Zeit nahm er öffentlich die katholische Religion an, um nicht Hungers zu sterben.

Ich ziehe den Vorhang vor das abscheuliche Laster, das in dem Kloster herrschte, und zu dem man

den jungen Rousseau zu verführen suchte. Jede Versuchung überwand er; man drang stärker in ihn — er entfloh. Bald wurde er eingeholt und nun eingeschlossen. Aus diesem traurigen Zustande befreite ihn ein savoyscher Landpriester, der in seinen Geschäften nach dem Proselitenkloster kam, und welchem Rousseau sein unglückliches Schicksal entdeckte. Der Landpriester nahm ihn mit sich, ohne die mächtigen Feinde zu fürchten, die er sich durch diese Handlung zuzog. Dieser Landpriester war ein armer, aber ein aufgeklärter und wohldenkender Mann, der sich freute, einen noch unverdorbenen Jüngling dem Laster entrissen zu haben. Er theilte gern mit dem jungen Rousseau das Wenige, was er besaß, und brachte in seine Seele Liebe zur Rechtschaffenheit und Vergnügen an nützlichen Kenntnissen.

Rousseau vergaß bald den traurigen Zustand, aus dem ihn der Priester gezogen hatte, und entlief seinem Wohlthäter. Das einsame ländliche Leben gefiel ihm nicht; er wollte versuchen, sich selbst in der Welt durchzubringen. Aber bald bereuete er den unbesonnenen Schritt; bald sah er sich wieder in dem elenden Zustande, aus dem ihn vorher seine Religionsveränderung gezogen hatte. Schon hatte sein Elend den höchsten Grad erreicht, als er sich wieder seines Wohlthäters, des Landpredigers, erinnerte. Er kehrte zurück, und der gute Mann freute sich, den

Jüngling wieder zu sehen, machte ihm keine Vorwürfe, und empfing ihn, wie ein Vater seinen Sohn empfängt, dessen Verlust er beweinte. Er umarmte den jungen Rousseau, ging mit ihm ins nächste Dorf, und empfahl ihn einigen guten Leuten, die ihn ernährten und beherbergten. Bei diesem Landpriester blieb Rousseau noch einige Zeit. Endlich stellte der würdige Mann dem Jünglinge vor: daß es jetzt Zeit wäre, sich einen Stand zu wählen, und sich Kenntnisse zu erwerben, die ihn einst ernähren könnten. Er rieth ihm, in sein Vaterland zurück zu kehren, und die Religion, die er verlassen hatte, wieder anzunehmen. Rousseau wurde durch eine falsche Schaam, und durch die Vorstellung, daß man über ihn spotten werde, zurückgehalten, dem Rathe seines Wohlthäters zu folgen. Der Landpriester, der unermüdet für das Glück des Jünglings arbeitete, suchte ihn auf eine andere Art zu versorgen. Er empfahl ihn der Baronesse von Warens zu Annecy, und diese nahm ihn zu sich. —

„Ich bin mein ganzes Leben durch beständig in eine oder die andere Prinzessin verliebt gewesen, und ich hoffe, das soll bis an mein seliges Ende so fortgehen," sagt Sterne irgendwo von sich selbst, und sicher ist dieß bei den meisten Männern von reizbarem Herzen und einer feurigen Phantasie, mehr oder weniger, der Fall. Er war es auch bei Rousseau.

Mit der innigsten Zärtlichkeit hing er an der Frau von Warens, die dem armen Flüchtlinge eine Wohnung in ihrem Hause gab, unbekümmert, was die Leute darüber denken oder sagen möchten. Diese Dame war aus einem der angesehensten Häuser im Waatlande. Im Junius 1726 kam der König von Sardinien nach Evian, einem savoyschen Städtchen am Genfersee. Die Baronesse war auch da; durch Zufall wohnte sie einer Feierlichkeit bei, und hörte eine Rede, die der Bischof von Berner vor dem Könige hielt. Durch diese Rede bekam sie Zweifel gegen die reformirte Religion, in der sie gebohren war. Nach einigen Besuchen bei dem Bischof wünschte sie in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen zu werden. In Anneey nahm sie die katholische Religion an; sogleich wurden alle Güter, die sie in der Schweiz besaß, eingezogen; dagegen gab ihr der König, um sie für den Verlust einigermaßen schadlos zu halten, ein beträchtliches Jahrgehalt.

Rouſſeau verlebte bei dieſer Dame eine ſehr glückliche Zeit in einem häuslichen, faſt patriarchaliſchen Zirkel. Da Frau von Warens nicht auf Rouſſeau's Eroberung ausging, noch ihn als Liebhaber behandelte, ſo erlaubte ſie ſich gegen ihn, und verſtattete ihm die zärtlichſten Liebkoſungen, die ſie ohne Bedenken bewilligen konnte, ohne je durch Versagung und Zurückhaltung Begierden bei ihm erregen

zu wollen. Dieses unbefangene und herzliche Verfahren der Frau von Warens, welches eben so weit von Sprödigkeit und von den Launen der Liebe, als von leichtfertiger Hingebung entfernt war, brachte in Rouſſeau's Verbindung mit ihr jenen Zustand eines ruhigen Genusses und des Schweigens aller ungestümen Leidenschaften, welcher allein die Dauer dieser Liebe verbürgen konnte. Er sah immer in ihr eine zärtliche Mutter, eine geliebte Schwester, eine treffliche Freundin, und nichts weiter. Seine Zeit widmete er großen Theils dem Lesen geistreicher Schriften, über die er dann mit der Frau von Warens plauderte. Da sie Rousseau's chimärische Begriffe kannte, so suchte sie ihn durch ihre reifere Welt- und Menschenkenntniß und durch ihre gemachten Erfahrungen davon zurück zu bringen.

In dieser Zeit entwickelte sich allmählich sein musikalisches Talent, und seine Wohlthäterin gab ihn den Winter vom Jahre 1729 bis 1730 bei einem geschickten Tonkünstler in Kost und Lehre, mit der Hoffnung, er würde auf diesem Wege am ehesten sein Fortkommen finden können. Mit Wehmuth bemerkte Rouſſeau, daß die Glücksumstände seiner Wohlthäterin es ihr schwer machten, länger für ihn zu sorgen. Einige Prozesse, die ihr viel kosteten, und ihre zu große Güte, (da sie keinem Nothleidenden eine Bitte abschlug,) hatten ihr Vermögen sehr verringert.

Sie suchte dieß zwar vor Rouſſeau zu verbergen; er bemerkte es aber dennoch, und suchte nun durch musikalischen Unterricht, den er in Chambery ertheilte, seine Bedürfnisse zu gewinnen. Es verflossen ihm hier einige Jahre unter abwechselnden Beschäftigungen mit der Musik, mit den Wissenschaften, mit den Angelegenheiten der Frau von Warens und mit kleinen Reisen. Seine Gesundheit litt sehr durch den beständigen Kummer seiner Seele, und im Jahre 1737 unternahm er eine Reise nach Montpellier, in der Hoffnung, seinen kränklichen Körper wieder herzustellen; da er aber fand, daß ihm die Meeresluft nicht zuträglich war, kehrte er bald wieder zu seiner Wohlthäterin zurück, und blieb bei ihr bis 1742.

In dieser Zeit studirte er mit Eifer die Theorie der Musik, und erfand eine neue, erleichterte Methodik derselben, von der er, in der ersten Begeisterung, sich ein groſses Glück versprach. Sein herrschender Gedanke war nun der, nach Paris zu gehen, eine groſse Revolution mit seiner Erfindung zu machen, dadurch zu Ehre, Ansehen und Glück zu gelangen, und dann sein immer noch geliebtes Mütterchen, die Frau von Warens, auch glücklich zu machen. Voll froher Aussichten kam er im Julius 1742 nach Paris, mußte aber bald das Gebäude seiner Hoffnung scheitern sehen Die Gelehrten nahmen

seine musikalische Erfindung mit Kälte auf, und liessen sein Verdienst darben. Indessen bot sich eine Secretairstelle beim Gesandtschaftsposten in Venedig an, und Rousseau ging dahin. Die Zeit, welche ihm von öffentlichen Geschäften frei blieb, widmete er einigen auserlesenen Freunden, der Musik und dem Vergnügen. Das Vorurtheil, welches er gegen die italiänische Musik mitgebracht hatte, ging bald bei ihm in Leidenschaft für dieselbe über. Am meisten ergötzten sein Ohr die Kirchenmusiken der jungen Mädchen, welche von der Republik in der Scuole unterhalten wurden, und nichts bedauerte er mehr, als daß diese göttlichen Sängerinnen dem Auge unsichtbar blieben.

Der Gesandte, bei dem Rousseau Secretairsdienste versah, war kein Mann nach seinem Sinne. Er verließ ihn nach achtzehn Monaten, und ging wieder nach Paris, um Genugthuung und Entschädigung für das zu erlangen, was er von dem Gesandten erlitten hatte. Auch diese Hoffnung schlug fehl. Um seinen Unterhalt zu gewinnen, schrieb er Noten ab, und legte sich in müßigen Stunden auf das Studium der Naturlehre und Chemie. Er bekam um diese Zeit einen starken Anfall von Steinschmerzen, und von dieser Zeit an war er immmer, mehr oder weniger, mit dieser fürchterlichen Krankheit geplagt.

Die Epoche seines Ruhms begann mit dem Jahre 1750, in welchem er eine Abhandlung schrieb, die bei der Akademie von Dijon den Preis erhielt. Wie er dazu kam, Schriftsteller zu werden, erzählt er selbst also: „Ich unternahm im Jahre 1750 eine kleine Reise, um Diderot im Gefängnisse zu Vincennes zu besuchen. Zum Zeitvertreib nahm ich ein Journal mit, und fiel auf die Preisfrage von Dijon, ob die Wissenschaften nützlich oder schädlich seyen? Da stellten sich mir auf einmal die mannigfaltigen Uebel des gesellschaftlichen Lebens so fürchterlich und eindringlich dar, daß ich unter meiner Empfindung erlag. Ich warf mich neben einem Baume nieder; alles Elend der Menschen zog in schrecklichen Gestalten vorüber; hundert Anschläge und Entwürfe folgten, und das war mein Beruf zur Autorschaft; meine Handthierung als Notenabschreiber hat solchen nicht veranlassen können. Ich war nicht geübt in der Gesellschaft zu reden. Ich verstand es nicht, durch Witz und Einfälle zu glänzen; und so stellte sich im Anfange der Ausdruck langsam dar. Es wäre mir unmöglich gewesen, einen Plan zum litterarischen Ruhm vorsätzlich zu entwerfen; es war Drang, meine Ideen los zu werden, der mich zum Schreiben nöthigte; und wenn ich mit einiger Stärke schrieb, so war ich sie der Ueberzeugung von der Wahrheit meiner Sätze schuldig.“

Schon diese erste Rousseauische Schrift enthält

gleichsam den Keim aller seiner übrigen Werke; dieselben Ideen, dieselbe Leidenschaft für Natur, und eine Geringschätzung gegen alles Menschenwerk, womit man sie verunstaltet. Er wünschte die Menschen zu einem Zustande zurückzuführen, dessen Schilderung man nur in der Fabel des goldenen Zeitalters findet, und der gleich weit von der Rohheit der Barbarey und den Mängeln der Kultur entfernt wäre. Vielleicht war dieß allerdings eine Chimäre; allein die Alchymisten, die nach dem Steine der Weisen suchten, entdeckten manches wichtige Geheimniß. Eben so Rousseau. Er strebte nach der Kenntniß einer wahren Glückseligkeit, und entdeckte auf dem Wege, den er einschlug, manche hohe Wahrheit.

Da sich Rousseau gegen die Wissenschaften erklärt hatte, so erschienen bald eine Menge Schriften, ihn zu widerlegen. In seiner Vorrede zum Narcisse (einem Lustspiele, das er einige Jahre hernach herausgab,) zeigte er, wie man ihn mißverstanden habe.

Um diese Zeit erhielt Rousseau Briefe von der Frau von Warens, worinn sie ihm klagte, daß sie durch Prozesse und Krankheiten so viel verloren habe, daß ihr kaum noch genug übrig bliebe, um nicht Hungers zu sterben; zumal da ihr auch die vom König ausgesetzte Pension nicht mehr richtig ausbezahlt werde. Rousseau ward sehr gerührt durch

die traurige Lage, worin sich seine ehemalige Wohlthäterin befand, und so wenig er bei seinen kränklichen Umständen, die ihm selten erlaubten, das Bette zu verlassen, etwas entbehren konnte, schickte er ihr doch 240 Livres, fast sein ganzes Vermögen, mit einem Briefe, worin er ihr klagte, daß er nicht mehr für sie aufzubringen im Stande gewesen wäre. Sie starb nicht lange hernach in den dürftigsten Umständen.

Im Jahre 1752 schrieb Rousseau die kleine Oper: Devin du village, wozu er die Musik selbst componirte. Zum erstenmale ward dieses Singspiel am 1sten März 1753 mit allgemeinem Beifalle aufgeführt. Die Schauspieler wollten ihn bezahlen; da er aber für keine von seinen Schriften Geld annahm, so that er's auch in diesem Falle nicht; zur Belohnung verlangte er auf immer einen freien Platz in der französischen Oper, der ihm bewilligt wurde. Jetzt war Rousseau von der französischen Nation angebetet. Selbst der König verlangte ihn zu sprechen; doch er verbat sich die Ehre.

Noch im nämlichen Jahre gab er seine Abhandlung über die französische Musik heraus. Seine Absicht war, den Franzosen zu zeigen, wie unvollkommen ihre Musik sey, und dem vernachlässigten Studium der weit natürlichern italiänischen Musik in Frankreich aufzuhelfen. Aber der Philosoph

erfuhr bald genug, daß er die Franzosen an ihrer empfindlichsten Seite angegriffen hatte. Kaum war seine Abhandlung erschienen, so war der Lärmen allgemein. Man bestellte Leute, die ihn bei Nacht ermorden sollten. So oft er die Oper besuchte, befahl man den Soldaten, genau auf ihn Acht zu geben, und ihn bei dem geringsten Geräusch, das er machen würde, in Verhaft zu nehmen. Sein Bild wurde, bei einer Vorstellung in der französischen Oper, von den Schauspielern öffentlich verbrannt, und der freie Platz, den man ihm in der Oper auf immer gegeben hatte, wurde ihm genommen.

Zu einer Zeit, da Rousseau bei der ganzen französischen Nation verhaßt war, hielt er es nicht für gut, länger in Paris zu bleiben, wo man täglich auf neue Mittel sann, ihn zu beleidigen. Er reiste im Jahre 1754 nach Genf, seiner Vaterstadt. Durch seine Religionsveränderung hatte er sein dasiges Bürgerrecht verloren. Jetzt aber nahm er öffentlich die reformirte Religion wieder an, und wurde wieder in alle Rechte eines freien Bürgers von Genf eingesetzt. Von da reiste er nach Savoyen, und hielt sich einige Zeit zu Chambery auf. In dieser Stadt schrieb er seine Abhandlung über den Ursprung und den Grund der Ungleichheit unter den Menschen. Den wilden und den gesitteten Menschen hielt er gegen einander; Mein und Dein; Eigenthum,

Reichthum, daraus entstehende Obermacht und Ueppigkeit, erklärte er als Quellen tausendfachen Elends, als Zunder zahlloser Verbrechen, die nur in polizirten Staaten zu Hause sind. Voll Ekel vor dem geborgten, gleißenden Wesen der großen Welt, in der sein Naturgefühl zum Sporte geworden; voll Unmuths darüber, daß in der bürgerlichen Gesellschaft willkührlicher Vorzug den innern Werth verdunkle, daß der Gewaltige ganze Völker seiner Leidenschaft aufopfere, rief er seinen Brüdern zu: Kommt in die Wälder, und werdet Menschen!

Unterdessen hatte sich in Frankreich der Haß der Nation gegen ihn gelegt. Man bedauerte, daß man ihn hätte wegreisen lassen, und man wünschte ihn sehnlichst zurück. Er erhielt verschiedene Briefe, worinn man ihn bat, wieder nach Paris zu kommen. Rousseau kehrte zurück nach Frankreich, aber nicht nach der Hauptstadt, sondern nach Montmorency, wo er einige Jahre auf dem Lande einsam lebte. Ueber die glückliche Muse, die er da genoß, schrieb er in der Folge einem Freunde: „O was genoß ich, als ich in Montmorency allein war! Mich selbst, die ganze Welt, alles, was vorhanden ist, und alles, was seyn kann; alles Schöne, das die Schöpfung uns darbietet, und alles Vergnügen, was die Einbildungskraft aus der Geisterwelt sich zu schaffen vermögend ist. Das alles versammelte ich um mich her, und genoß die reinsten Freu-

den, deren ein Sterblicher fähig ist. — Wenn jetzt meine Schmerzen mich zwingen, traurige lange Nächte zu durchwachen, wenn die Heftigkeit des Fiebers den sanften Schlaf aus meinen Augen verscheucht; dann suche ich oft meinen gegenwärtigen Zustand zu vergessen, indem ich die verschiedenen Vorfälle meines Lebens durchgehe. Nicht die Vergnügungen meiner Jugend sind es, an die ich mich am liebsten erinnerte. Sie waren zu einzeln und zu sehr mit Bitterkeit vermischt. Nein, es ist das Glück, das ich in meinem Einsiedlerleben zu Montmoreney genoß! Meine einsamen Spaziergänge, die schnell verschwundenen reizenden Tage, die ich ganz, mit mir allein, mit meinem treuen Hunde, mit meiner alten Katze, mit der ganzen Natur und ihrem unbegreiflichen, erhabenen Schöpfer zugebracht habe."

In dieser glücklichen Einsamkeit arbeitete er die vortrefflichen Schriften aus, die ihn unsterblich machen. Im Jahre 1758 erschien seine Abhandlung über die Schauspiele; in großen und verdorbenen Städten erklärt er das Theater für heilsame Zerstreuungen; für kleine Freistaaten hält er's für schädlich. — Nicht lange darnach gab er die Julie oder neue Heloise heraus.

Jeder Kenner des Schönen in Werken des Geschmacks kennt diesen meisterhaften und in seiner Art einzigen Roman. Die Begeisterung und tiefe Be-

wunderung, mit welcher dieß Werk aufgenommen wurde, war allgemein. Julie gehört in die Klasse derjenigen Romane, welche, statt die verschlungenen Wege des eigensinnigen Schicksals zu schildern, die dunkeln Gänge der menschlichen Empfindungen erspäht, und dem neugierigen Auge vorlegt. Der Zweck des tiefsinnigen, tiefblickenden Philosophen war, die Geschichte eines zärtlichen, tugendhaften, aber einige Zeit durch den Anschein der Weisheit und Tugend getäuschten Herzens zu schreiben. Er wollte den Triumph der wahren Weisheit über die falsche — derjenigen Weisheit, welche sich in Handlungen bewährt, über diejenige, welche bloß raisonnirt, durch Handlungen darstellen. Auf jeder Seite dieses Werks muß man die Talente und die Beredtsamkeit des Verfassers bewundern; welcher Roman! welcher Reichthum von Ideen über jeden Gegenstand ist nicht in diesem Werke zerstreut? Wer hat je mit so glühender Beredtsamkeit, mit so unwiderstehlicher Kraft die heftigsten Bewegungen der Seele seinen Lesern mitzutheilen gewußt? Ihren eigenen, und vielleicht den größten Werth haben die vortrefflichen Briefe zwischen St. Preux und Sir Eduard Bomston über den Selbstmord und verschiedene andere, in welchen allgemeinere Gegenstände philosophisch abgehandelt werden, z. B. Lektüre, Musik, Zweikampf, Erziehung, Freuden eines arbeitsamen Landlebens, u. s. w.

Die Wärme und Kraft, die Rouſſeau dann in ſeinen Schriften zeigt, wenn er beſchreibt, ſchildert oder Empfindungen ausdrückt, belebt auch, wenn gleich im gehörig mäßigern Grade, ſeinen unterrichtenden Vortrag. Auch dann hat ſeine Schreibart blühenden Reichthum, Fülle und hinreiſſende Ueberredung. Dieſe Eigenſchaften zeichnen auch ſeinen Geſellſchaftsvertrag aus, der bald nach der Heloiſe erſchien, und für den Verfaſſer die Quelle einer Reihe ſchnell auf einander folgender Unglücksfälle war. Wenn Montesquieu in ſeinem Werke alle vorhandenen Geſetze unterſucht, und durch ſeine allumfaſſende Begriffe tauſendfachen Nutzen verſchaffen kann, ſo beſchäftigt ſich hingegen Rouſſeau mit bloß ſpeculativen Sätzen über die politiſche Verfaſſung der Staaten und über die geſetzgebende Gewalt, die bei unſern bereits gebildeten Geſellſchaften nicht anwendbar ſind.

Jetzt trat Rouſſeau als Reformator des Erziehungsweſens auf; ſein Emil erſchien. Er machte ſein Zeitalter auf die verkannte Wichtigkeit eines Gegenſtandes aufmerkſam, von dem das Glück der Staaten abhängt. Seine Beredtſamkeit belebte aufs neue das Muttergefühl, und führte viele Mütter zu ihren Pflichten und zu ihrem Glücke zurück. Er flößte ihnen das Verlangen ein, die erſten Liebkoſungen ihrer Kinder niemand anders zu überlaſſen, und empfahl

die zärtliche Muttersorgfalt. Und welcher Zauber ist nicht über alle Gemälde dieses Werks verbreitet! welcher Scharfsinn, welche Fülle der Ideen! Bald weiß der Verfasser einen beinah erschöpften Gegenstand mit einem neuen Gedanken zu beleben, bald eröffnet er durch eine einzige Idee dem Nachdenken ein neues unermeßliches Feld. Paradoxien giebt es freilich auch hier, wie in allen Roußeauschen Schriften, in Menge; aber es ist ein Werk für Denker, und Rousseau's großes Verdienst besteht darinn, daß er über Erziehung die Denker hat denken gelehrt. Man kann den Emil als eine Art von Offenbarung ansehen, deren Sinn nirgends zu verfehlen nur derjenige sicher seyn kann, der selbst eine ähnliche Offenbarung bekommen hat.

War je ein Land undankbar gegen den Verfasser einer für die Unsterblichkeit bestimmten Schrift, so war es Frankreich gegen den Verfasser des Emils. Kaum war dieses Werk in Holland gedruckt, so wurde es am 10ten Junius 1762 vermöge einer Parlementsakte in ganz Frankreich verboten, durch den Henker zerrissen und verbrannt, und Roußeau, als Verfasser, zur Gefängnißstrafe verdammt. Diesem Beispiele folgte der Magistrat in Genf, er ließ am 19ten Junius das einzige Exemplar, das sich in der Stadt befand, auch durch den Henker verbrennen, und ebenfalls den Verfasser zur Gefängnißstrafe verdammen

Die Geistlichen predigten gegen ihn, und einer wagte es öffentlich zu sagen, die Hand, die den Emil geschrieben habe, verdiene — verbrannt zu werden.

Rouſſeau erfuhr in seiner Einsamkeit zu Montmorency, was man in Paris gegen ihn vorgenommen hatte. Jetzt durfte er nicht länger in Frankreich bleiben, weil er in Gefahr war, gefangen gesetzt zu werden. Er entschloß sich nach Genf zurück zu kehren, und bei seinen Freunden und Verwandten sein Leben zu beschließen. Der Unglückliche wußte nicht, was seine Vaterstadt über den Verfasser des Emils beschlossen hatte. Schon näherte er sich, gefährlich krank, den Mauern seiner Vaterstadt, als er die Nachricht erhielt, daß sein Buch auch dort verbrannt wäre, und daß er nur erwartet würde, um, wie ein Missethäter, in Ketten geschlossen zu werden. Mit Thränen las er den Brief, der ihm diese traurige Nachricht brachte. Er reiste weiter, ohne zu wissen, wer ihn aufnehmen werde, und kam nach Yverdon im Berner Gebiete. Der dortige Landvogt nahm ihn auf wie einen Freund, und verschaffte ihm alle die Hülfe, die ein kranker Flüchtling bedurfte. Rouſſeau ward gerührt durch die Güte des Freundes, der sich seiner annahm; aber nach acht Tagen kam Befehl vom Rathe zu Bern, ihn nirgends zu dulden. Man stelle sich die Lage des Landvogts vor, als er, auf Befehl seiner Obern, einen unglücklichen Kranken verstoßen

mußte, der sein Haus zum letzten Zufluchtsorte gewählt hatte.

Rousseau entsagte jetzt feierlich seinem Bürgerrechte in Genf, und flüchtete nach Moitier-Travers, einem kleinen Dorfe in den Gebirgen der Grafschaft Neuschatel. Hier blieb er drei Jahre, bis 1765, fand aber auch da die gewünschte Ruhe nicht. Neue und grausamere Verfolgungen warteten seiner.

Die Grafschaft Neuschatel, an den Grenzen der Schweiz, steht bekanntlich unter dem Schutze des Königs von Preußen. Der würdige Mann, der damals im Namen dieses Monarchen hier regierte, war ein Schottländischer Edelmann, Georg Keith, *oder, wie man ihn gewöhnlich nennt,* Lord Marschall. Sobald der überall vertriebene Rousseau seinen kranken Körper in diese Berge geschleppt hatte, hielt er es für Pflicht, an den Lord Marschall zu schreiben, und um seinen Schutz zu bitten. Der würdige Mann nahm sich des verfolgten Philosophen nachdrücklich an, und auch der Pfarrer des Orts, Montmollin, bewies ihm Achtung und Freundschaft; er beklagte den redlichen leidenden Mann, und wollte nicht mit dem irrenden streiten; ja, auf die allgemeine Erklärung, daß er sich zur reformirten Kirche bekenne, ließ er ihn zum Abendmahle zu; er versicherte laut, daß dieser Schritt seiner Gemeinde zur Ehre gereiche, und die Gläubigen erbauen würde.

Rousseau freute sich des liebreichen Priesters. Er hatte nirgends so viel gutmüthiges Wohlwollen erfahren; er war in der Kirche oft bis zu Thränen bewegt, und glaubte, daß der ächte Geist der christlichen Liebe auf dieser Gemeinde ruhe. Nach und nach ward der Pastor allzu zudringlich, und Rousseau lenkte die zu große Vertraulichkeit mit Höflichkeit ab. Unterdessen hatte der Erzbischof von Paris in einem Hirtenbriefe unsern Philosophen verketzert. Dieser rechtfertigte sich in einem gedruckten Sendschreiben. Gegen seine Feinde in Genf vertheidigte er sich in den Briefen vom Berge. — Verschiedene Triebfedern wurden in Bewegung gesetzt, um den Pastor Montmollin gegen Rousseau in Harnisch zu jagen. Oeffentlich fing er an gegen diesen zu predigen. Feierlich wurde er jetzt zur Rechtfertigung seines Glaubens vor das Consistorium vorgefordert. Wegen Krankheit entschuldigte er sich schriftlich. Nicht lange hernach schickte der König ein eigenhändiges Rescript an das Consistorium, worin er ausdrücklich erklärte, daß er den Philosophen unter seinen Schutz nehme. Der Priester Montmollin hatte Rousseau's Untergang geschworen, und, was fast unglaublich scheint, er erreichte seinen Zweck, obgleich der Philosoph von dem Consistorium, dem Staatsrathe, dem Gouverneur, ja dem Könige selbst, beschützt wurde. Durch Schmähpredigten hatte er es so weit gebracht, daß, so oft sich Rousseau auf

der Straße sehen ließ, ihm die Bauern mit Flüchen nachfolgten. Am 1sten September 1765 stellte der Pastor seiner Gemeinde nochmals ihre Pflichten vor, darauf reichte er das Abendmahl, und nach der Kirche warf man Rouſseau die Fenster ein. In den folgenden Nächten wurden die Anfälle wiederholt und seine Thüren aufgesprengt. Endlich in der Nacht vom 7ten auf den 8ten September drang der ganze aufrührerische Haufe in sein Haus; die Thüren wurden aufgebrochen, die Fenster zerschmettert, die Wände zerschlagen, und ein Hagel von Steinen fiel in sein Schlafgemach und neben seinem Bette nieder. Fast wäre er ermordet worden. Nun war es Zeit zu entfliehen. Man kann unter Schwärmern und Thoren *wohnen, und ihre Verblendung bedauern*, aber unter *keinem rasenden Haufen, der aus Christenpflicht* nach Blute dürstet.

Rouſseau floh auf eine kleine Insel im Bielersee, die dem Kanton Bern gehört. Nach drei Wochen kam Befehl von Bern an ihn, das Gebiet der Republik zu verlassen. Jetzt war seine Lage äußerst traurig. Aus allen benachbarten Staaten war er vertrieben, und in der rauhen Jahreszeit durfte er es nicht wagen, bei seinem kranken Körper eine weite Reise zu unternehmen; er bat, daß man ihm wenigstens erlauben möchte, noch den Winter hier zuzubringen. Umsonst, er mußte fort. Auf diese Nach-

richt schrieb er an den Herrn von Grafenried, der ihm den Befehl der Republik bekannt gemacht hatte, folgenden rührenden Brief:

„Der traurige Zustand, worinn ich mich jetzt befinde, und das Zutrauen, das ich in Ihre Güte setze, mein Herr, bewegen mich dazu, Sie unterthänig zu bitten, dem wohlweisen Rathe in Bern in meinem Namen einen Vorschlag zu thun, der mich auf einmal von allen Qualen eines unruhigen Lebens befreien wird, und der, wie mir scheint, dem Zwecke derer, die mich verfolgen, besser entspricht, als meine Verbannung von hier thun würde. Ich habe Alles überdacht, und gefunden, daß weder meine Lage, noch mein Alter, noch meine Gesundheit, noch mein Gemüthszustand, noch meine Kräfte mir erlauben, jetzt eine große, beschwerliche Reise zu unternehmen, und in dieser kalten Jahrszeit von einem Lande zum andern herum zu irren, um einen weit entfernten Zufluchtsort aufzusuchen. Nach dem, was vorgefallen ist, darf ich nicht in die Grafschaft Neuschatel zurückkehren, wo der König und die Regierung nicht mächtig genug sind, mich vor der Wuth des aufgewiegelten, zügellosen Pöbels zu schützen. Sie werden, mein Herr, leicht selbst einsehen, daß keiner von den benachbarten Staaten es weder wagen darf, noch kann, einen Unglücklichen aufzunehmen, der hier auf eine so harte Art weggejagt worden ist. Ich bin also jetzt aufs Aeußerste gebracht, und es bleibt mir nur

ein einziges Mittel übrig, das ich, so schrecklich es auch scheint, nicht allein ohne Widerwillen, sondern sogar mit Freuden ergreifen werde, wenn es der Stand Bern gnädigst erlauben will. Ich wünsche nämlich, daß man mir die Erlaubniß gebe, den Rest meiner Tage in einem Gefängnisse zuzubringen; es sey nun entweder in einem Schlosse, das der Republik zugehört, oder an jedem andern Orte, den sie selbst zu wählen für gut befinden wird. Ich würde dorten auf meine Kosten leben, und hinreichende Versicherung geben, nie dem Staate zur Last zu fallen. Ich verlange weder Papier, noch Federn, noch irgend eine andere Gemeinschaft mit der Welt, außerdem, was die höchste Noth erfordert, und auch dann werde ich meine Aufträge nur solchen geben, die die Republik selbst dazu bestimmen wird. Nur einige Bücher und die Freiheit, zuweilen in einem Garten spazieren zu gehen, mehr verlange ich nicht. Glauben Sie ja nicht, mein Herr, daß ich aus Verzweiflung diese Bitte thue; ich bin jetzt ganz ruhig, und ich habe lange über meinen Zustand nachgedacht, ehe ich mich hiezu entschloß. Bedenken Sie nur, wenn Ihnen meine Bitte außerordentlich scheint, daß meine jetzige Lage noch außerordentlicher ist. Das unruhige Leben, das ich seit einigen Jahren führen muß, wäre schrecklich für einen gesunden Menschen, urtheilen Sie nun, was es für einen armen, schwachen Mann seyn muß, den Krankheit und Kummer erschöpft haben, und

dem kein anderer Wunsch übrig bleibt, als ruhig zu sterben. Alle Leidenschaften sind in meiner Seele erschöpft, und nichts zurückgeblieben, als sehnliches Verlangen nach Einsamkeit und Ruhe, welche ich auch gewiß finden werde, wenn man mir die Wohnung gewährt, um die ich bitte. Dort werde ich von der Zudringlichkeit der Neugierigen befreit seyn, und ruhig meinen Tod erwarten; dort werde ich nichts von dem erfahren, was in der Welt vorgeht, und folglich auch mich über nichts betrüben. Ich liebe über alles die Freiheit; aber die meinige steht nicht in der Gewalt der Menschen, und Mauern oder Ketten können mich derselben nicht berauben. Diese Gefangenschaft, mein Herr, scheint mir so wenig fürchterlich; ich fühle so sehr, daß ich nur allein auf diese Art all' das Glück genießen kann, dessen mein elendes Leben noch fähig ist, daß ich aus eben diesem Grunde nicht hoffen darf, meine Bitte gewährt zu sehen: obgleich dieser Schritt meinen Feinden alle Unruhe benehmen sollte. Aber ich will wenigstens mir selbst nichts vorzuwerfen haben; ich will, daß mir mein Gewissen Zeugniß gebe, daß ich alle mögliche ehrliche Mittel versucht habe, die mir Ruhe verschaffen, und mich vor den neuen Stürmen, die auf mich warten, und denen man mich entgegen zu gehen zwingt, verwahren konnten. Ich wiederhole, mein Herr, meine Bitte, und versichere Sie, daß dieses die größte Gnade ist, die man mir gewähren kann." —

Auch diese Bitte wurde Rousseau abgeschlagen, und er mußte in der kalten Jahrszeit fort. Er entschloß sich, bei seinem Freunde und Gönner, dem würdigen Lord Marschall, der sich jetzt in Berlin befand, Schutz zu suchen. Auf der Reise erhielt er in Strasburg einen Brief von Hume aus Paris, worin ihn dieser einlud, mit nach England zu gehen. Rousseau nahm die Einladung an, und seine Freunde wirkten am französischen Hofe einen Paß für ihn aus, daß er ohne Gefahr nach Paris kommen konnte.

Die Franzosen zürnen nicht lange. Sein Emil und der Hirtenbrief waren vergessen; viele Personen, selbst Prinzen, besuchten ihn. Hume empfing ihn *sehr freundlich, und nahm ihn mit nach England, wo ihm ein Jahrgehalt ausgemittelt worden war;* aber die zwei Philosophen vertrugen sich nicht. Hume war zum kalten Spotte geneigt, der jeden Unglücklichen foltert; und Rousseau, den sein Schicksal nicht zum Vertrauen auf Menschenliebe stimmte, argwohnte nichts Geringeres, als daß ihn sein Begleiter wie ein lächerliches Geschöpf herum ziehen wolle. Es fiel ihm ein, daß ihn der Jahrgehalt entehre, und er behauptete, man habe seinen Namen mißbraucht, und Geld wider seinen Willen begehrt. Lord Walpole ließ einen erdichteten Einladungsbrief des Königs von Preußen an Rousseau in Saint James Chronicle einrücken. Rousseau,

durch diesen Spott äußerst gereizt, hatte Humen als Verfasser im Verdacht, und verklagte ihn vor der ganzen Nation. Es entstand ein trauriger Federkrieg, der die Philosophie nicht verherrlichte.

Da der menschenscheue Philosoph auch in England die Ruhe nicht fand, nach der er sich sehnte, so eilte er wieder nach Frankreich. Er war im Sommer 1768 eine kurze Zeit in Lyon, und wanderte, um Pflanzen zu suchen, in die Gebirge von Dauphine'. Hier heirathete er seine Haushälterin, die seit 25 Jahren die treue Gefährtin seiner Leiden gewesen war. Therese le Vasseuv, so hieß das Mädchen, war aus Orleans, wo ihr Vater eine Stelle bei der Münze begleitet hatte. Als diese einging, sah er sich außer Brod gesetzt, und kam mit seiner Frau und Tochter nach Paris, wo Therese ihre Aeltern durch ihren Fleiß zu nähren suchte. Sie war 22 Jahr alt, als Rousseau sie 1745 in einem geringen Gasthofe in Paris als Dienstmädchen kennen lernte. An Bildung hatte es ihr gänzlich gefehlt, selbst an der Anweisung einer guten Hausmutter; dieß ersetzte ihr naives Wesen, ihr natürlicher guter Verstand, ihre Sanftheit und Gutartigkeit, vorzüglich aber die zärtliche Anhänglichkeit, womit sie an ihren Aeltern, und hernach auch an ihrem Hans Jakob hieng. Bei allen Mängeln ihres Geistes pries sich Rousseau über seine Vereinigung mit Theresen

doch so glücklich, daß er den Tag, der ihn mit ihr verband, für den Zeitpunkt einer moralischen Wiedergeburt für sich ansah. Er hatte nur das Vergnügen in ihrem Umgange gesucht, aber er fand mehr, eine treue Gefährtin durch das Leben. Im Jahre 1748 wurde Therese von ihrem ersten Kinde entbunden, und Rousseau schickte es, wie seine übrigen darauf folgenden Kinder — ins Findelhaus.

Obgleich Rousseau selbst gesteht, er habe keine eigentliche Liebe für Theresen empfunden — indem er für sie nichts weiter, als die allgemeine Neigung zu dem Geschlechte fühlte — so war, ihm doch Therese, durch ihre oft gerühmten guten Eigenschaften, durch ihre Treue und Anhänglichkeit im Glücke und Unglücke, so werth geworden, daß er sich, nachdem er 25 Jahre mit ihr gelebt hatte, auf einmal, ohne eine Bitte von ihrer Seite, entschloß, sie zu heirathen. Sein Aufenthalt war damals in Bourgoin, einem Städtchen in der Dauphine'. Eines Tages, es war im August 1768, schlug er Theresen und einigen Freunden einen Spaziergang vor. Als sie in ein Gehölz kamen, eröffnete er ihnen die Absicht seines Hierseyns, schwur Theresen, im Angesichte des Himmels, daß er ihr Gatte seyn wolle, und rief seine Freunde zu Zeugen dabei an. Rousseau's Hang zum Sonderbaren verläugnete sich auch hier nicht, so rührend und schön auch dieses Gelübde im Tempel der Natur seyn mochte.

Man hat sich oft gewundert, wie Rousseau eine Person von so geringen Geistesgaben zur unzertrennlichen Gefährtin seines Lebens wählen konnte. Das Räthsel läßt sich vielleicht lösen. Als Rousseau seine Therese kennen lernte, erschien sie ihm als die gedrückte und verfolgte Unschuld, welche seinen Enthusiasmus, sich zu ihrem Retter aufzuwerfen, entflammte, und ihm das Mädchen eben dadurch werther machte, daß er es war, der sich um sie verdient gemacht hatte, und daß sie ihm hinwiederum in dem Grade ergebener wurde, als er mehr für sie that. Auch zog er, der sonst vornehmen Damen den Vorzug gab, vielleicht deswegen ein Mädchen aus niedrigem Stande zu seiner beständigen Gesellschaft vor, weil er, dem es an Lebensart und Dreustigkeit fehlte, allen Zwang scheute. Drittens mag ein geheimer Stolz sein Spiel bei dieser Wahl gehabt haben, indem sich große Köpfe noch größer fühlen, wenn sie mit Geringern Umgang pflegen, und von diesen sich verehrt sehen. Ein anderer Grund liegt in einer, großen Köpfen, und besonders Künstlern, nicht ganz fremden Neigung, Weiber von gemeinem Schlage zu lieben, theils, weil es ihrer Einbildungskraft ein Leichtes ist, das Gemeine zu idealisiren und zu veredlen, theils, weil sie das Bedürfniß haben, von ihrer beständigen Spannung durch einen einfachen häuslichen Umgang heruntergestimmt zu werden. Das Gefühl, was uns lehrt, was unserm Charakter angemessen ist,

leitete ihn auch gewöhnlich in seinem Umgange mit andern Personen, vorzüglich mit Weibern, indem er diejenigen unter ihnen, welche einen romantischen und überhaupt anspruchsvollen Geist haben, sehr fürchtete.

Die leidenschaftliche Liebe, mit der Rousseau von Jugend auf der Musik ergeben war, verließ ihn auch im Alter nicht. Er gab mehrere theoretische Abhandlungen über musikalische Gegenstände von Zeit zu Zeit heraus, ließ im Jahre 1768 ein musikalisches Wörterbuch drucken, und bald darauf erschien sein Pygmalion, ein Melodrama, von ihm erfunden und vortrefflich ausgeführt. Es ist ganz mit Jugendfeuer durchglüht, voll glimmender, wachsender, wüthender Leidenschaft, und scheint nicht das Werk eines ältern den Philosophen zu seyn. Welche Beredtsamkeit herrscht nicht in diesem Monolog! Wie wahrscheinlich wird es uns nicht, daß die Bildsäule durch seine Stimme belebt werden müsse! und wie wird man nicht versucht zu glauben, daß bei diesem Wunder die Hand der Götter mit im Spiele ist! Rousseau setzte auch für mehrere Romanzen und Lieder schöne, einfache und rührende Melodien; Melodien, die sich innigst mit der Seele vermählen, und die man alsdann noch singen kann, wenn man unglücklich ist. Vorzüglich liebte Rousseau melancholische Melodien, welche so sehr mit den stillen Empfindungen des Landlebens harmoniren.

Seinen Unterhalt gewann er jetzt wieder mit Notenabschreiben. Er wäre reich geworden, wenn er nicht das Geld verachtet hätte. Von dem Verdienste seiner Schriften genoß er wenig, und kein Sterblicher konnte sich's rühmen, ihn irgend beschenkt oder belohnt zu haben. Für die Schreibegebühren hatte er eine Taxe festgesetzt, vier Stüber für eine Quartseite und sechse für eine Folioseite. Und diese Taxe hielt er so gewissenhaft, daß, als der Graf von Clermont einstmals halb aus Mitleiden, und halb aus Erkenntlichkeit, für einige gesetzte Galanteriestücke ihm eine Gnade erzeigen wollte, und ihm für die Kopie einiger Musikstücke 25 Louisd'or schickte, so wurde Rousseau unwillig, nahm einen davon, gab die Hälfte davon heraus, und schickte die übrigen 24 zurück. Seine kopirte Musik wurde theuer gekauft; denn sie trägt, außer ihrem äußern Werth, auch den Stempel der innern Vortrefflichkeit, weil er nichts abschrieb, als was seinen Geschmack als Kenner befriedigte.

Mit der Zunahme seiner Jahre wuchs auch sein Menschenscheu und sein grämliches Wesen. Seine Feinde suchten ihn täglich zu kränken, und streuten eine Menge falscher Anekdoten von ihm aus. Sie besuchten ihn oft unter dem Scheine der Freundschaft, und wenn er ihnen dann sein Herz öffnete, ließen sie seine Reden mit den gröbsten Veränderungen in öf-

sentlichen Blättern drucken, sie schickten ihm durch unbekannte Leute Geschenke zu, um ihm hernach seine Undankbarkeit vorwerfen zu können, da sie zum voraus wußten, daß seine Grundsätze ihm nicht erlaubten, von Ungenannten Geschenke anzunehmen. Durch diese schwarzen Kunstgriffe brachten sie ihn so weit, daß er endlich keinem Menschen mehr träute, indem er glaubte, die ganze französische Nation habe sich gegen ihn verschworen, ihn unter dem Scheine der Freundschaft aufs bitterste zu quälen. Sehnsuchtsvoll wünschte er in irgend einem Winkel eine Stätte zu finden, wo er ruhig sein Haupt hinlegen, und die Annäherung seiner letzten Stunde erwarten könnte. Noch einmal fiel es ihm ein, nach England zurückzukehren, als ihm der Marquis von Gerardin einen friedlichen Wohnplatz zu Ermenoville, neun Stunden von Paris, anbot. Er nahm die freundschaftliche Einladung an, und zog mit seiner Theresse am 20sten Mai 1778 in seine kleine Hütte, nicht weit vom Schlosse des Gutsbesitzers, ein. Er schien ganz an diesem Orte aufzuleben; er lebte in Stille mit seiner Frau und einer Magd, brachte einen großen Theil seiner Zeit mit botanischen Spaziergängen zu, auf welchen er einen Sohn des Marquis, den er lieb gewann, zum Begleiter hatte, und fühlte sich gerührt über die Freundschaft des Gutsherrn. Er genoß jetzt endlich die Ruhe und Zufriedenheit, die er durch sein ganzes Leben vergeblich ge-

sucht hatte; hier war er vollkommen glücklich, und sein Geist so heiter, daß er an einigen angefangenen Schriften zu arbeiten fortfuhr. Alles schien ihm einen heitern Abend seines Lebens zu verkündigen, als eine unvorhergesehene Katastrophe seinem Leben plötzlich ein Ende machte.

Es war der 2te Julius 1778, als Rousseau am Morgen bei vollkommenem Wohlseyn aufstund, dennoch aber sagte, er wolle die Sonne nun zum letztenmale sehen. Hierauf trank er seinen Kaffee, den er selbst bereitet hatte, und ging aus. Nach einem Spaziergange fühlte er ein plötzliches Uebelseyn von besonderer Art, das ihm seinen nahen und gewissen Tod anzukündigen schien, und eine Stunde darauf starb er. Als seine Frau vor seinem Bette in Thränen zerfloß, bat er sie, ein Fenster aufzumachen: „siehe, sprach er, dort den heitern Himmel! tröste dich! ich komme dahin.“ Die Ruhe und die Heiterkeit seines Geistes, mit welcher Rousseau einschlief, machte seinem Geiste und seinem Herzen Ehre. Sein Tod war rührend und erhaben, ohne Zittern sah er dem Augenblicke seiner Zerstörung entgegen. — Wenig Glauben scheint übrigens die Meinung derjenigen zu verdienen, die den Philosophen zum Selbstmörder machen wollen.

Der Marquis von Gerardin ließ den Leichnam seines Freundes in einen doppelten Sarg von

Blei legen, und am 4ten Julius, von einigen Freunden begleitet, um Mitternacht in die Insel St. Pierre begraben, die in der Mitte eines kleinen Sees liegt. Von Pappelbäumen beschattet, ruhte hier Johann Jakob Roußeau, das Gesicht gegen den Aufgang der Sonne gekehrt, bis er durch ein Dekret der Nationalkonvention vom 14ten April 1794 in das Pantheon nach Paris versetzt wurde. Hier ruht er dem Sarkophage Voltaire's gegenüber, und auf seiner Tomba steht die einfach schöne Grabschrift: Ici repose l'homme de la nature et de la verité. — Hier ruht der Mann der Natur und der Wahrheit!

Roußeau war von mittlerer Länge, eher klein, als groß. Sein Aeußerliches hatte nichts, das den großen Mann ankündigte. Er ging im Alter gebückt, und senkte den Kopf etwas vorwärts auf die Brust; daran erkannte man den Mann, den Unglück und Kummer niedergedrückt hatten. Sein Gang war leicht und fest, und sein Betragen gefällig. Sein Gesicht war wohlgebildet, voll und einnehmend. Wärme, Redlichkeit, Empfindung und Sanftheit blickten aus allen Zügen, aber kein Zug war da, der den tiefdenkenden Philosophen anzeigte. Bis an sein Alter behielt er die Farbe der Jugend. Seine Stirne hatte einige parallele Querfalten. Augenknochen und Stirnhöhlen standen sehr hervor. Die Augenbrauen waren stark und groß, und die Nase sanft gewölbt.

Seine schwarzen Augen lagen etwas tief im Kopfe, und waren lebhaft, scharfblickend und durchdringend. Er sprach sehr stark und heftig, und was er sagte, war selbstgedacht. Niemals brachte er in seiner Rede Gemeinsätze an; nie waren seine Ausdrücke gesucht, immer sprach er bestimmt, richtig und kurz. Er verachtete Schmeichelei und Spott, und hielt den litterarischen Ruhm für ein sehr mittelmäßiges Verdienst. Er schätzte den Menschen, den Schriftsteller, den Weisen, nur wenn er einen entschiedenen Charakter besaß, in so fern er eigenthümlich handelte und dachte.

Auch in Kleinigkeiten war Rousseau nicht wie andere Menschen. Er wollte sich üben, es auch im Großen nicht zu seyn; er kleidete sich wie ein Armenier — nicht sowohl aus Hang zur Seltsamkeit, sondern weil er diese Tracht bequemer, als unsre steifen Moden fand. Niemand wußte mehr die Herzen zu gewinnen. Die größten Männer schätzten ihn hoch, aber er nannte sie nicht in seinen Schriften. Nichts war ihm heiliger, als die Freundschaft. Ob ihn gleich sein Vaterland auswarf, so war es ihm doch immer theuer.

Rousseau war ein aufrichtiger Gottesverehrer. Ein Atheist könnte, nach seiner Meinung, zwar einem ehrlichen Manne ähnlich werden, aber auf seine

Tugend sey nichts zu rechnen. In allen seinen Werken findet man Züge und Empfindungen, welche nur aus einer reinen und tugendhaften Seele hervorkeimen können. Er entzückt uns, wenn wir ihn in dem Schooße der Natur sehen, und nur in dem Umgange mit Menschen gefällt er uns weniger. Er war von Natur gut, gefühlvoll und zutraulich; aber ward der unglücklichste von allen Menschen, als ihn der Wahn von der Ungerechtigkeit und dem Undanke des Menschengeschlechts gegen ihn ergriffen hatte. Wenn man seine Grundsätze mit seinen Handlungen vergleicht, so findet man in der That, daß sie sich zuweilen widersprechen; aber es scheint, daß er mehr durch eine falsche Anwendung, als durch gänzliche Aufopferung derselben gefehlt habe. Sein Empfindungsvermögen war ungemein schnell und heftig, seine Seele glühend. Nachdenken und Reflexion verstärkten bei ihm die Empfindungen zu einem solchen Grade, daß ein Wort, eine Bewegung, die ihm mißfiel, nachdem er sie zum achttägigen Gegenstande seiner Untersuchung gemacht hatte, oft die Veranlassung zu einem Zwiste gab. Daher war es so schwer, ihn aus dem Irrthume zu reissen; denn was er so langsam und tief in sein Herz eingegraben hatte, war ein plötzlicher Lichtstrahl nicht so leicht zu zerstreuen fähig. Seine außerordentliche Imagination und sein Scharfsinn in Gegenständen des Nachdenkens mußten ihn oft schwindelnd machen, und er wäre vielleicht glücklich

geworden, wenn er immer auf dem Lande in dem Umgange weniger eingeschränkter Köpfe gelebt hätte. Er war für den Umgang der Natur gebohren; jeder andere ward ihm bald zur Last: denken und träumen war sein höchstes Glück, und weiter hätte man nichts von ihm verlangen sollen. Er glich einem Wilden von den Ufern des Oronoko, und hätte sich gleich ihm glücklich geschätzt, sein Leben damit hinzubringen, das Wasser des Stroms hinfließen zu sehen.

Am besten lernt man Rouſseau kennen — aus seinen Geſtändniſſen. Hier erscheint er als der in seiner Art einzige Mann; aber im Ganzen gewinnt er durch diese Darstellung nicht. Die Aufrichtigkeit, womit er seine auffallenden Mängel, Fehler und Verirrungen gesteht, wird oft durch Egoismus beschränkt. So manche andere Personen, die mit ihm in Verbindung lebten, denen er Dank, Zuneigung und Liebe schuldig war, schildert er nicht mit solchen Farben, wie er sie unter dem stärkern Einflusse dieser Empfindungen geschildert hätte. Aber der herrschende Unmuth seiner Gemüthsstimmung verschob ihm auch bei dieser Arbeit allzu oft den richtigen Gesichtspunkt, woraus er sich selbst, und die Gesinnungen und Handlungen anderer Menschen gerechter und billiger hätte beurtheilen müssen. Aber dann hätte

sich freilich Rouſſeau nicht ſo gezeigt, wie er war, und wie er in den Grundzügen ſeines Charakters, bei allem Unbeſtande deſſelben, bis an ſein Ende blieb.

Moritz, Graf von Sachsen,

Ober-Feldmarschall aller französischen Armeen.

Die Gräfin von Königsmark, eine durch Schönheit, Witz und Verstand ausgezeichnete schwedische Dame, kam in ihrer blühendsten Jugend an den churſächsischen Hof, um die Verlassenschaft ihres verstorbenen Bruders in Empfang zu nehmen. Sie gewann mehr, als sie erwartete — die Liebe des jungen Churfürsten, August des Zweiten, der mit warmer Zärtlichkeit an ihr hing. Eine Frucht dieser Verbindung war Moritz, der tapfere Marschall von Sachsen. Die Umstände seiner Geburt waren eben nicht glänzend. Seine Mutter gebahr ihn, angeblich als die Frau eines Offiziers, am 15ten October 1696, in einem Dorfe unweit Magdeburg. Sobald die Wöchnerin sich erholt hatte, ging sie nach Dresden zurück, und das Knäblein ward mit seiner Amme bei einem Kammerdiener in Berlin in Kost gegeben. Doch schon in seinem dritten Jahre kam der

junge Moritz als ein Graf von der Raute nach Warschau, an den Hof seines Vaters, der indessen König von Polen geworden war. Hier wurde er in der protestantischen Religion erzogen, und da er sein achtes Jahr erreicht hatte, sandte man ihn nach Leipzig, wo er einige Jahre zubrachte, ohne sich eben viel um den Unterricht seiner Lehrer zu bekümmern. Der Knabe war zum Krieger gebohren. Fechten und Reiten ging ihm über alles; und sollte er in andern nützlichen Kenntnissen nicht ganz zurück bleiben, so mußte man ihn durch Pferde und Degen dazu locken.

Moritz hatte sein dreizehntes Jahr noch nicht zurück gelegt, so ging er zu der alliirten Armee nach Flandern, welche der Prinz Eugen und Marlborough kommandirten. In dieser Kriegsschule gab es viel zu sehen und zu lernen, und niemand konnte lernbegieriger seyn, als der feurige Moritz, den keine Gefahr schreckte, und dessen Erhaltung man schon damals einer besondern Gunst des Himmels zuschrieb. Er wohnte 1709 der Einnahme von Ryßel bei, und that sich bei der Belagerung von Dornick und von Bergen, und bei der Schlacht bei Malplaquet hervor. Am Abende nach dieser denkwürdigen Schlacht sagte er: er wäre mit seinem heutigen Tagewerke zufrieden.

Der Feldzug von 1710 brachte dem jungen Helden neuen Ruhm. Der Prinz Eugen und Mar-

borough machten ihm öffentliche Lobeserhebungen. Im folgenden Jahre belagerte der König von Polen Stralsund, den festesten Platz in Pommern. Der junge Graf von Sachsen diente bei dieser Belagerung, und bewies dabei die größte Unerschrockenheit. Mit der Pistole in der Hand schwamm er, im Angesichte der Feinde, über den Fluß. Nicht minder strälte sein Muth in der blutigen Schlacht bei Gadebusch, wo ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen ward, nachdem er ein Kavallerieregiment, welches er damals kommandirte, dreimal ins Feuer geführt hatte. Gab es aber nichts zu kämpfen, so überließ sich Moritz mit aller Ungebundenheit jeder sinnlichen Lust. Tollkühnheit stürzte ihn öfters in Lebensgefahr, und es fehlte nicht viel, so wäre er einst, da er beim Tauwetter mit dem Schlitten auf der Elbe fuhr, von den Schollen begraben worden. Sein eheliches Leben, das er 1714 mit einer reichen und reizenden Gräfin von Löben antrat, war von kurzer Dauer. Kaltsinn trat bald an die Stelle der Liebe, er ließ sich nach wenigen Jahren von seiner Gemahlin trennen, und schwur, nie wieder zu heirathen. Er hat seinen Schwur gehalten.

Im Jahre 1717 ging Moritz nach Ungarn, wo der Kaiser eine Armee von funfzehntausend Mann, unter Eugens Kommando, gegen die Türken ins Feld gestellt hatte. Er wohnte der Belagerung von

Belgrad und einer Schlacht bei, die Eugen gegen die Türken gewann. Nach seiner Rückkunft gab ihm sein königlicher Vater den weißen Adlerorden, und die schönen Güter, welche er von demselben erhielt, setzten ihn in den Stand, seine Neigung zu Pracht und Aufwand zu befriedigen.

Da das durch den Utrechter und Paßarowitzer Frieden beruhigte Europa dem Grafen von Sachsen keine Gelegenheit mehr darbot, sich Lorbeeren zu erringen, so beschloß er im Jahre 1720 nach Frankreich zu gehen, um daselbst gesellschaftliche Vergnügungen zu genießen. Er hatte immer viel Vorliebe für Frankreich gehabt, und das Französische war die einzige fremde Sprache, welche er in seiner Jugend lernen wollte. Der Herzog von Orleans, damaliger Regent, nahm ihn mit vieler Auszeichnung auf, bot ihm Kriegsdienste an, und Moritz willigte ein. Er ward Marschall de Camp, und legte sich nun mit Eifer auf die Erlernung der Mathematik, der Ingenieurkunst, der Befestigungswissenschaft und der Mechanik. Für diese Wissenschaften besaß er entschiedene Talente. Seine Erholungen von diesen Anstrengungen waren kriegerische Vergnügungen. Das Exerciren der Truppen hatte schon in der frühesten Jugend seine Aufmerksamkeit an sich gezogen. In seinem sechszehnten Jahre hatte er eine neue Art zu exerciren erfunden, und mit großem Erfolge in Sachsen eins

geführt. Als er im Jahre 1722 in Frankreich ein Regiment bekommen hatte, so formirte und exercirte er dasselbe nach seiner neuen Methode. Der Chevalier de Folard, dieser richtige Beurtheiler kriegerischer Talente, prophezeihte gleich, daß Moritz ein großer Mann werden würde.

In der Zeit, da Frankreich diesen Helden bildete, lief es Gefahr, denselben zu verlieren. Die Stände von Curland wählten ihn im Jahre 1726 zum Regenten ihres Landes. Polen und Rußland standen gegen ihn auf. Die Zaarin wollte dieses Herzogthum dem glücklichen Abentheurer Menzikof zuschanzen. Dieser Nebenbuhler des Grafen von Sachsen schickte 800 Russen nach Mitau, welche den Palast des Grafen bevennten, und ihn in demselben belageiten. Moritz, welcher nur 60 Mann hatte, wehrte sich darinn aufs tapferste. Die Belagerung ward aufgehoben, und die Russen mußten abziehen. Auch Polen rüstete sich. Moritz zog mit seinen Truppen auf eine kleine Insel. Er hatte nur 300 Mann; 4000 Russen wollten sich daselbst seiner bemächtigen. Der russische General, welcher zu seiner Ueberlegenheit noch Treulosigkeit hinzufügte, wollte ihn bei einer Unterredung mit List nehmen. Der Graf, welcher davon einen Wink bekam, beschämte den General dieser Niederträchtigkeit wegen, und hob die Unterredung auf. Da er indessen nicht stark genug war,

sich gegen Rußland und Polen zu vertheidigen, so mußte er sich im Jahre 1729 wegbegeben, um glücklichere Umstände abzuwarten. Man behauptet, daß die verwitwete Herzogin von Curland, Anna Iwanowna, zweite Tochter des Zaars Iwan Alexiewitz, Bruder von Peter dem Ersten, welche ihn Anfangs unterstützt hatte, in der Hoffnung, ihn zu heirathen, ihn hernach verließ, weil sie nicht hoffte, ihm seine Unbeständigkeit abzugewöhnen. Diese Unbeständigkeit verursachte, daß ihm nicht allein Curland, sondern auch der russische Thron entging, welchen die Prinzessin in der Folge bestieg.

Der Graf ging wieder nach Frankreich, und legte sich mit neuem Eifer auf das Studium der Mathematik. Vom Fieber geplagt, schrieb er, in dreizehn schlaflosen Nächten, seine Reverien. Dieses Werk ist eines Cäsar und Condé würdig, in einem unkorrekten, aber männlichen und raschen Styl geschrieben, voll tiefer Einsichten, kühn und neu, und eben so lehrreich für einen General, als für einen Soldaten.

Der Tod des Königs von Polen, seines Vaters, welcher am 3ten Februar 1733 erfolgte, zündete die Kriegsfackel in Europa an. Der Churfürst von Sachsen bot dem Grafen, seinem Bruder, das Generalkommando aller seiner Truppen an. Moritz wollte aber lieber als Marschall de Camp in Frankreich die

nen, und begab sich zu der Armee des Marschalls von Berwick am Rhein. Dieser General war im Begriff, die Feinde bei Ettingen anzugreifen, und sagte, als er den Grafen von Sachsen in seinem Lager ankommen sah: „Mein lieber Graf, eben wollt' ich noch 3000 Mann kommen lassen, aber Sie allein sind mir so viel werth, als diese Verstärkung.“ An demselben Tage drang der Graf, an der Spitze eines Grenadierdetachements, in die feindlichen Linien ein, richtete daselbst eine große Niederlage an, und entschied den Sieg durch seine Tapferkeit. Mit eben der Unerschrockenheit führte er die bei der Belagerung von Philippsburg ihm aufgetragene zahlreiche Angriffe aus, und war dabei eben so glücklich. Seine geleisteten Dienste wurden 1734 mit dem Generallieutenantsposten belohnt.

Der Tod Karl des Sechsten stürzte Europa von neuem in die durch den Frieden von 1736 beigelegten Streitigkeiten. Gegen das Ende des Novembers 1741 ward Prag belagert, und in demselben Monate von dem Grafen von Sachsen erstiegen und eingenommen. Die Eroberung von Eger folgte der Einnahme von Prag; es ward einige Tage nach der Eröffnung der Laufgräben erobert. Die Einnahme dieser Stadt machte viel Lärm in Europa, und verursachte dem Kaiser Karl dem Siebenten eine große Freude, welcher dem Sieger in einem

eigenhändigen Schreiben Glück wünschte. Der Graf führte nachher die Armee des Marschalls von Broglio an den Rhein zurück, besetzte daselbst verschiedene Posten, und bemächtigte sich der Linien von Lauterburg. Als derselbe 1744 Marschall von Frankreich geworden war, führte er das Oberkommando über eine detaschirte Armee in Flandern. Dieser Feldzug, das Meisterstück der Kriegskunst, setzte den Marschall von Sachsen einem Turenne an die Seite. Er beobachtete die ihm an Zahl überlegenen Feinde so genau, daß er sie in völliger Unthätigkeit erhielt. Das Jahr 1745 war noch glorreicher. Im Januar ward ein Vereinigungstractat zwischen der Königin von Ungarn, dem Könige von England und den Holländern zu Warschau geschlossen. Der Gesandte der Generalstaaten begegnete dem Marschall von Sachsen in der Gallerie zu Versailles, und fragte denselben, was er von dem Tractate dächte? „Wenn der König mir Vollmacht geben will, war die Antwort, so denk' ich die Urschrift dieses Tractats im Haag selbst zu lesen, ehe das Jahr zu Ende geht.“

Diese Antwort war keine Aufschneiderei; der Marschall von Sachsen war der Mann, sie wahr zu machen. Er übernahm, einer heftigen Krankheit ungeachtet, das Kommando der französischen Armee in den Niederlanden. Kurz darauf fiel die Schlacht bei Fontenay vor. Der General, welcher fast mit

dem Tode rang, ließ sich in einer Sänfte von Weidenzweigen umherschleppen, um alle Posten zu visitiren. Während der Schlacht setzte er sich zu Pferde, aber seine große Schwachheit ließ alle Augenblicke für sein Leben fürchten. Daher sagte auch Friedrich der Große in einem Briefe, welchen er demselben lange nachher schrieb: „Vor einigen Tagen war die Frage, welche Schlacht in diesem Jahrhunderte ihrem Generale die meiste Ehre gemacht? und jedermann gestund, daß diese Ehre unwidersprechlich der Schlacht gebührte, deren kommandirender General in den letzten Zügen lag, als sie geliefert ward.“

Dem Siege bei Fontenay, welchen man der Wachsamkeit und Geschicklichkeit des Marschalls von Sachsen hauptsächlich zu danken hatte, folgte die Einnahme von Dornick, Brügge, Gent, Oudenarde, Ostende, Ath und Brüssel. Im Monat April 1746 gab der König dem Sieger bei Fontenay ein in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßtes Naturalisationspatent. Die folgenden Feldzüge erwarben ihm neue Ehrenbezeugungen; nach dem Siege bei Raucaux schenkte ihm der König sechs Stück Kanonen, und ernannte ihn zum obersten Feldmarschall aller seiner Armeen, im Jahre 1748 aber zum Generalkommandanten der neueroberten Niederlande. Dieses Jahr zeichnete sich durch glänzende Fortschritte, und vornehmlich durch die Einnahme von Mastricht, aus,

so wie das vorhergehende durch den Sieg bei Lawfeld und durch die Eroberung von Bergen of Zoom. Das bestürzte Holland zitterte für seine Staaten, und verlangte den vorher ausgeschlagenen Frieden. Er ward den 10ten October 1748 geschlossen, und man kann sagen, daß Europa seine Ruhe der Tapferkeit des Marschalls von Sachsen zu danken hatte.

Die letzten Jahre seines Lebens brachte dieser große General meistens auf dem Schlosse Chambord zu, das ihm der König geschenkt hatte. Er hatte daselbst eine schöne Stuterei und Menagerie, und beschäftigte sich vornehmlich mit der Mechanik. Sechs Kanonen, die er den Feinden Frankreichs genommen hatte, prangten über dem Hauptthore des Schlosses. Funfzig Reiter von seinem Regimente zogen täglich mit einer Standarte auf die Wache. Die Wände seines Vorzimmers waren mit sechzehn Fahnen von den verschiedenen Nationen, die er geschlagen hatte, geschmückt. Zwei Paar Pauken, von den Engländern und Holländern erobert, krönten diese Trophäen. Er lebte als Fürst, und führte einen glänzenden Hofstaat; unter andern kostbaren Gebäuden ließ er einen Komödiensaal bauen, dessen Decorationen über 60,000 Livres kosteten. Seine Equipage war ungemein zahlreich und prächtig. Er hatte 400 Jagd- Reit- und Kutschenpferde, ohne die Pferde seiner beiden Kavallerieregimenter. Die trefflichsten

Akteurs und Aktricen stunden in seinen Diensten, seine Kammermusik war auserlesen, die Jagd glänzend, und 35 Köche bedienten seine Tafel. Feste und Lustbarkeiten wechselten beständig, und auf eine einzige Solennität, zu Ehren des Fräuleins von Sens, verwendete er die ungeheure Summe von viermal hundert tausend Livres. Seine gewöhnlichsten Vergnügungen waren abwechselnd Jagd, Wasserspazierfahrten, Schauspiel uud ein treffliches Koncert. Zuweilen ging er auch nach Grange und nach Pipes, ein Paar Landhäusern bei Paris.

Von Fremden hochgeschätzt, von den Franzosen geliebt, mit Gunstbezeugungen des Königs, der ihm bei jeder Aufwartung besonders gnädig begegnete, überhäuft, auf dem Gipfel der Ehre, über jeden Wunsch erhaben, von allen Freuden, die den Sinnen schmeicheln, umgeben, im Genusse einer dauerhaften Gesundheit, nahm ihn den 30sten November 1750 ein neuntägiges Faulfieber im 54sten Jahre seiner Laufbahn hinweg. Er sah seinem Tode mit der Standhaftigkeit entgegen, die er so oft im Angesichte der Gefahr bewiesen hatte. Der König hatte ihm einen Arzt, Herrn von Senac, zum Beistande geschickt, einen Mann, der dem Grafen sehr ergeben, und viele Feldzüge hindurch in seinem Gefolge gewesen war. „Guter Doktor, sagte er einen Augenblick vor seinem Ende zu ihm, das Leben ist nur ein Traum; der meinige war schön, aber kurz.“

Der sächsische Held hatte verlangt, daß sein Körper *in* ungelöschtem Kalke verbrannt werden sollte, damit auf Erden nichts von ihm übrig bliebe, als sein Andenken in den Herzen seiner Freunde. Gerechtigkeit und Rührung hielten den König ab, diesem Verlangen zu willfahren, und da er demselben der Religion wegen nicht so, wie dem Turenne, einen Platz zu Saint Denis unter den königlichen Gräbern bewilligen konnte, ließ er die Leiche mit dem größtem Pomp nach Strasburg bringen, und daselbst in der lutherischen St. Thomaskirche beisetzen, wo Moritzen ein herrliches Denkmal von Marmor gesetzt worden, welches der berühmte Pigalle verfertigt hat. Die Akademie setzte 1756 einen Preis *auf eine Lobrede dieses Helden*, welcher dem Herrn Thomas zu Theil ward, der den Marschall von Sachsen schilderte, wie Tacitus einem Agricola die Unsterblichkeit schenkte.

Der Marschall Moritz war von ziemlich grossem Wuchse; er hatte blaue Augen, eine wohlgestaltete Nase, und einen edlen und kriegerischen Blick. Ein angenehmes und freundliches Lächeln mäßigte ein wenig den Ausdruck der Härte, den die braune Gesichtsfarbe und schwarze dichte Augenbraunen seiner Gesichtsbildung gaben. Sein natürlich hoher Geist konnte *nicht* wohl Widerspruch leiden, aber er besänftigte sich bald wieder, und sein Gemüth war so we-

nig lange Zorn zu halten fähig, als jemanden, wer es auch sey, Schaden zuzufügen. Seine körperliche Stärke und Geschicklichkeit war ungewöhnlich. Er war im Stande, ein Hufeisen zu zerbrechen und den stärksten Nagel so mit den Fingern zu drehen, daß er zum Korkzieher dienen konnte. Man erzählt, daß er zu London, wie er zu Fuß in der Stadt herum ging, einen Handel mit einem Kothführer mit großer Behendigkeit ausmachte; er ließ ihn auf sich zukommen, ergriff ihn beim Nacken, und warf ihn mit einer solchen Richtung in die Luft, daß er mitten auf seinen Karren fiel, der bis an den Rand mit flüßigem Kothe angefüllt war. — Von seiner Geschicklichkeit führt man das Beispiel an, daß er auf der Jagd zu Chantilly seinen Hirschfänger mit solcher Fertigkeit recht zwischen den Kopf und Hals eines wilden Schweins hineinstieß, daß das Thier gleich auf der Stelle blieb.

Er war leutselig gegen jedermann. Für die Bedürfnisse der Soldaten sorgte er unermüdet; dabei aber hielt er strenge auf Ordnung, und ward von den Truppen zugleich geehrt und gefürchtet. Seine immer heitere Miene flößte ihnen ein Vertrauen ein, ohne welches ein General nichts mit Erfolge ausführen kann. Der Eifer für die Mannszucht, und die Strenge der Grundsätze seiner militärischen Erziehung ließen ihn von Anfang manchmal etwas harte

Reden gegen nachlässige oder nicht sehr geschickte Offiziers gebrauchen; aber seine Achtsamkeit für sie versüßte die Bitterkeit derselben. — Es ist bekannt, daß, wie ein Hauptmann von der Infanterie im Lager zu Bramahof seinen Abschied foderte, weil der Marschall sich demüthigender Ausdrücke gegen ihn bedient hatte, er sich deswegen öffentlich gegen ihn entschuldigte, und ihm hernach beständig Proben seiner Freundschaft gab.

Edelmüthig und mitleidig bestrafte er Spione und Maraudeurs nie mit dem Tode, sondern behielt sie lieber, bis zum Ende des Feldzugs, in Banden. Als ein steter Beschützer der Verdienste lobte er bei allen Gelegenheiten die Offiziers, die sich hervorthaten; er besuchte die Verwundeten, und hielt für sie um die Belohnung an, die ihren Verdiensten gebührte. Nie hat ein General mehr das Blut der Soldaten geschont. Wenn ihm bei Belagerungen stürmende Angriffe auf den bedeckten Weg oder andere Außenwerke vorgeschlagen wurden, ließ er es nur im höchsten Nothfalle geschehen. „Es ist besser, sagte er, noch einige Tage abzuwarten, als einen einzigen Grenadier zu verlieren, den man in zwanzig Jahren kaum ersetzen kann.“ — Mißtrauisch war er gegen Offiziere, die beständig Detachements verlangten, um auf den Feind loszugehen. „Meistens gleichen sie, sagte er, einem gegoßnen Pferde, das

den Huf immer in der Luft hat, und nie vom Flecke kommt.“ — Seine Befehle waren so kurz gefaßt, daß zwanzig Zeilen die Disposition einer Schlacht enthielten. Demohngeachtet war alles verbunden, vorausgesehen und aufs deutlichste auseinander gesetzt.

Ein kompetenter Richter über militärisches Verdienst — Friedrich der Einzige, schrieb im Jahre 1744 an seinen Liebling Voltaire über Moritzen: „Ich habe den Helden Frankreichs, den Sachsen, den Turenne des Jahrhunderts Ludwig des Funfzehnten hier gesehen; sein Gespräch hat mich in der Kriegskunst unterrichtet. Dieser General scheint mir der Professor aller Generale in Europa zu seyn.“

Daß dieser Krieger gleichsam zum Helden gebohren war, zeigt uns folgende Probe, die er gleichsam noch in den Lehrjahren seines Metiers ablegte. — Immer bleibt die sonderbare Art von Belagerung merkwürdig, die Karl der Zwölfte in seinem Hause bei Bender aushielt. Während der Polnischen Unruhen, unter der Regierung des Königs August, hielt Graf Moritz fast eben eine solche Belagerung in einem Hause des Dorfes Crachnitz aus, wo er sich mit achtzehn Mann gegen achthundert vertheidigte.

Graf Moritz befand sich beim Einbruche der

Nacht in dem Dorfe Crachnitz; er quartirte sich in ein Chartemar ein, ein Gebäude fast wie die sogenannten Caravanserai in der Türkei, darinn die Reisenden einzukehren pflegen. Die Polen erhielten Nachricht davon, und schickten achthundert Reiter oder Dragoner ab, ihn aufzuheben; sie glaubten, es wäre der Feldmarschall Graf von Flemming, der, wie sie wußten, dieselbe Straße kommen sollte. Der Graf von Sachsen hatte sich eben zur Tafel gesetzt, wie er benachrichtigt ward, daß viel Reiterei ins Dorf einrückte, und nach seiner Seite zöge. Es war unmöglich, alle Gebäude seines Quartiers mit achtzehn Mann zu vertheidigen. Er verließ also den Hof, und besetzte die Zimmer im ersten Stock; er stellte in jedem zwei oder drei von seinen Bedienten, und befahl ihnen, in den Fußboden Löcher zu machen, um auf diejenigen zu schießen, die zu ebener Erde eintreten würden. Mit dem Reste begab er sich in den Stall, weil er von dort aus seinen Leuten Hülfe leisten konnte. Kaum waren diese Anstalten gemacht, so griffen ihn die Pohlen an. Sie schlugen die untern Thüren ein; da aber die, so zuerst eindrangen, getödtet wurden, fürchteten die andern ein gleiches Schicksal. Sie ließen daher diesen Angriff fahren, und stiegen in die obern Zimmer hinauf, die nicht besetzt waren, um durch den Fußboden in die Zimmer zu schießen, worinn sich des Grafen Leute befanden. Er konnte sie nicht hindern, hinauf zu steigen, aber

er folgte ihnen mit den bei sich habenden Offizieren nach, und machte sie alle nieder. Dieses Verlustes ungeachtet versuchten die Pohlen einen zweiten Angriff. Obgleich der Graf durch einen Schuß am Schenkel verwundet war, fiel er sie doch mit eben dem glücklichen Erfolge an, und nun wagten sie es nicht weiter, sich der Gefahr bloß zu stellen. Sie umringten das Haus mit kleinen ausgestellten Posten, und ließen den Grafen durch einen Offizier auffodern, unter der Bedrohung, daß sie das Haus anzünden und ihn mit verbrennen würden, wenn er sich nicht ergeben wollte.

Der Graf hatte wichtige Ursachen, alles anzuwenden, um ihnen zu entkommen. Er rief dem Offizier zu, zurückzugehen; da aber der Offizier darauf drang, daß sie Pardon haben sollten, sah der Graf, aus Furcht, seine Leute möchten durch diese Anerbietung zu sehr versucht werden, sich gezwungen, ihn niederschießen zu lassen. Die Pohlen ließen sich dadurch nicht abschrecken; sie schickten einen Dominikaner an ihn ab, der dasselbe Schicksal hatte. Hierauf versammelte der Graf seine Leute, und stellte ihnen vor, daß weder er, noch sie, Pardon zu erwarten hätten, und ihnen folglich kein Mittel übrig bliebe, als unter Begünstigung der Nacht fortzugehen; die kleinen Detachements, welche sie umringten, könnten nicht sogleich von dem großen Haufen unterstützt

werden, und würden also leicht zu überwältigen seyn, glückte es ihnen aber, das nur einige Schritte vom Hause gelegene Holz zu erreichen, so würde auch ihr Abzug völlig gesichert seyn.

Dieser Vorschlag ward von den meisten gebilliget, und der Graf verließ das Haus mit vierzehn Mann. Er traf eine Wache an, die vom Pferde abgesessen war. Sie konnte sich nicht einbilden, daß eine Hand voll Volks eines solchen Entschlusses fähig wäre. Mit dem Degen in der Faust ward sie angegriffen und verjagt, und da der Weg nun frei war, erreichte Graf Moritz das Holz und die Stadt Sendomir, darinn sächsische Besatzung lag.

Hier noch einige besondere Züge aus seinem Leben, welche den Helden und zugleich den Menschen charakterisiren.

Als der Graf die Stadt Prag überfallen und eingenommen hatte, sah er seine Brüder mit sächsischen Truppen der Stadt zu Hülfe kommen. Da es nun zu spät war, so umarmte er sie, und sagte in einem lächelnden Tone zu ihnen: „Er sey vor ihnen in die Stadt gekommen, und er werde sich stets daran erinnern, daß er der Erstgebohrne sey.“

Dem Marquis de Courtivron, der wenig Truppen hatte, wurde von dem Grafen aufgetragen, auszukundschaften, von welcher Seite man das Schloß

Ellenbogen am besten überfallen könnte? Er schrieb ihm, daß eine Menge Leute in diesem Schlosse wären. Der Graf antwortete ihm auf einem Kartenblatte: „Mein lieber Courtivron! ich komme. Moritz von Sachsen.“ — Ueberhaupt drückte er sich sehr kurz aus. Einsmals schrieb er: „Für herzhafte Leute kurze Worte: man schlägt sich.“

Bei der Belagerung von Brüssel fand er so viele Hindernisse, und hörte so oft laut sagen, man würde am besten thun, wenn man sie aufhöbe, daß ein anderer an seiner Stelle sich gewiß hätte abschrecken lassen. Endlich kamen die Deputirten der Belagerten, um sich wegen der Kapitulation zu vergleichen. Des Grafen erstes und letztes Wort war: die Garnison sollte sich zu Kriegsgefangenen ergeben. Die Deputirten erwiederten, sie könnten, bei der gewissen Hoffnung, daß man ihnen noch zu Hülfe kommen würde, eine so harte Bedingung nicht annehmen. „Nun dann, ihr Herren, versetzte er mit Hitze, nur Leute ohne Herz ergeben sich, wenn sie Hülfe erwarten; gehn Sie in ihre Mauren zurück, und vertheidigen Sie sich.“ Diese Entschlossenheit brachte sie zum Stillschweigen, und dahin, daß sie unterzeichneten, was er wollte.

In der Schlacht bei Lawfeld wurde ein Pferd des Herrn von Balfonds blessirt, und zwei unter ihm getödtet. Er kam zu Fuß auf den Grafen zu,

der zu ihm sagte: „Was, noch ein Pferd? diese Leute da wollen Sie Ihre Lection im Reiten nehmen lassen?“ — Er setzte gütig hinzu: „Nehmen Sie den Afrikaner.“ Es war ein spanisches, vortreffliches Pferd, und für den Grafen selbst bestimmt. Balfonds stellte ihm vor, daß seine Person zu viel werth wäre, als daß sie sich desselben berauben sollten. Der Marschall versetzte voll Freundschaft dagegen: (denn er hatte Freundschaft für ihn,) „Nimm es, heute bist Du ich.“

Einsmals sagte er zu den Offizieren, die bei ihm waren: „Einem Soldaten läßt die Furcht sehr übel: ich rede nicht von Ihnen, meine Herren, die Sie alle Tage Proben von Muth und Tapferkeit geben; aber ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich mich zweimal bei dem nämlichen Umstande gefürchtet habe. Ich stieg auf den Strasburger Thurm; als ich auf den Gipfel kam, und hinabsehen wollte, überfiel mich eine Furcht, ohne daß ich etwas davon merken ließ. Ich sagte zu mir selbst: aber Blödsinniger! wenn du auch fallen würdest, dein Körper ist viel zu groß, daß er zwischen den Geländern durchfallen könnte. Indessen stieg ich doch herab, und ich stieg das zweitemal hinauf, ohne daß mir meine Vernunftschlüsse die Furcht benehmen können.“ —

Helden sind so wenig rein von menschlichen Schwachheiten, als andere Leute. Graf Moritz

war es in mancher Hinsicht auch nicht, am wenigsten in der Liebe. Ueberhaupt liebte er alle sinnlichen Ergötzungen, und suchte darinn stets eine Veränderung. Neigung zur Lust und Pracht und zum andern Geschlechte war ihm gleichsam angeerbt. Er wurde dadurch zu vielen Ausschweifungen verleitet, die sein Leben verkürzten, und seinen Kredit öfters in mißliche Umstände versetzten, besonders zu der Zeit, da seine Einkünfte mit seinen Ausgaben noch nicht in einem richtigen Verhältnisse stunden. Indessen mochte er mit Damen von hoher Geburt und Range, deren Fehltritte ein großes Aergerniß geben konnten, nicht viel zu thun haben. Er suchte deswegen auch den Leidenschaften, die er einflößen konnte, dadurch vorzubeugen, daß er zu solchen Personen aufrichtig sagte: „Hüten Sie sich, mich ernstlich zu lieben, Sie würden die unglücklichste Person von der Welt seyn, weil ich der unbeständigste von allen Männern bin; ich bin nur für Miethlinge, die ich morgen wieder des Dienstes entlassen kann.“

Als er einst aus einem Feldzuge nach Paris zurückkam, begegnete ihm ein Zufall, woraus man sieht, daß seine Leidenschaften nur ein vorübergehendes Feuer eines Herzens waren, das leicht in Flammen zu setzen, und leicht abzukühlen war. Die Erkenntlichkeit, unter dem Namen der Liebe, führte ihn zur Demoiselle Lecouvreur. Er nahm sich nicht einmal die Zeit, seine Stiefeln auszu-

ziehen, noch sich reinlich anzukleiden; es war ein Tartar, der vom Beutemachen zurück zu kommen schien. Die Theaterheldin konnte ihn wegen nothwendiger Geschäfte nicht empfangen. Da er indessen im Vorzimmer allein war, sah er auf dem Kamine einen Brief liegen, den der Neveu des Kardinals T**, ein begünstigter Liebhaber, geschrieben hatte, und darinn über die Rückkunft seines Nebenbuhlers seufzte, der ihn verdrängen sollte. In dieser schmerzvollen Klage waren unter andern folgende Worte: „Wie werden wir es anstellen, uns wieder zu sehen? Ich überlasse der Liebe und Ihrem Herzen die Sorge, etwas ausfindig zu machen.“

Der wegen seines Verlustes mehr erstaunte, als betrübte Graf, sieht seine ungetreue Geliebte eintreten, die sich mit einer solchen entzückenden Freude in seine Arme warf, daß jeder weniger unterrichtete Liebhaber hintergangen worden wäre. Der Graf, statt ihr alltägliche Vorwürfe zu machen, erwiederte ihre Schmeicheleien mit gleichem Feuer; allein da er fürchtete, sie möchte doch bald seinen heimlichen Verdruß gewahr werden, so sagte er zu ihr: „Ich muß Sie auf einige Augenblicke verlassen, um besser und reinlicher gekleidet vor Ihnen erscheinen zu können;“ statt dessen ging er zu seinem über diesen Besuch äusserst erstaunten Nebenbuhler, und schlug ihm vor, mit ihm in eine Miethkutsche zu steigen. Die Ein-

ladung glich einer Ausfoderung; sie wurde angenommen. Sein Erstaunen war aber noch viel grösser, als er sah, daß man ihn zur Dem. Lecouvreur führe, zu welcher der Graf beim Eintritte sagte: „Mein Täubchen, Sie sollen nicht mehr in Verlegenheit wegen der Art seyn, wie Sie diesen Herrn da sehen können; hier ist er, und ich führe ihn zu Ihnen: dem Ueberwundenen kommt es zu, den Ueberwinder zu krönen.“

Die bestürzte Geliebte weint, ächzt, und will sich auf eine heldenmäßige Weise einen Dolch in die Brust stoßen. Man hielt sie zurück, und verspricht ihr Vergebung. Der Graf hatte sich selbst zu vieler Untreuheiten schuldig gemacht, als daß er die Schwachheiten Anderer nicht hätte entschuldigen sollen. Da er gewiß war, überall willkommen zu seyn, gab er die Stelle eines Liebhabers auf, ohne daß er aufhörte ihr Freund zu seyn. Ihr Umgang war ihm nothwendig geworden. Die Gewohnheit befestigte ihre Freundschaft, er sah sie alle Tage, und in der Krankheit, an welcher sie starb, kam er nicht von ihrem Bette, bis sie den letzten Athem ausgehaucht hatte. Er begleitete sie zur Grabstätte, welche ihr in den Kirchen versagt wurde.

Adam Philipp Cüstine.

Französischer General.

Die französische Revolution hat Männer erzeugt, deren Thaten die Bewunderung der Zeitgenossen und der Nachwelt sind. Sie hat aber auch Andere auf einen Gipfel des Glücks erhoben, der weit über ihr Verdienst empor steigt. Eben der General Cüstine, der einige Zeit der Schrecken Deutschlands war, und, vom Glücke begünstigt, einige glänzende Siege errang, war der Held nicht, für den er eine zeitlang gehalten wurde, und es sind hinreichende Zeugnisse vorhanden, um seinen Charakter und seine Talente nach der Wahrheit zu würdigen.

Er war der Sohn des französischen Generals Cüstine, der in der Roßbacher Schlacht verwundet, gefangen nach Leipzig gebracht, und hier von Friedrich dem Zweiten mit einem Besuche beehrt wurde. Schnell stieg er durch die untern Stu-

sen des Kriegsdienstes zur Obristenstelle über ein Dragonerregiment, das seinen Namen führte. Von beschränktem Geiste, aber voll Anmaßung, prahlerisch, hart, brausend, setzte er seinen Ruhm darinn, ein guter Exerciermeister zu seyn. Bald brach der amerikanische Krieg aus. Custine, der hier Lorbeeren erndten wollte, verließ sein Dragonerregiment, um das nach Amerika bestimmte Infanterieregiment von Saintonge zu kommandiren. Spielraum genug hätte er in dieser unermeßlichen neuen Welt gehabt, den Keim des Feldherrntalents, wenn solcher in ihm gelegen wäre, zu entwickeln; aber ihm gebrach es an jener ersten Bedingung zu einem guten Soldaten, und noch mehr zu einem Generale — er war nicht gleichgültig genug beim Anblicke der Gefahr, um im Lerm des Treffens sich mit etwas anderm, als seinem Ich beschäftigen zu können.

Allgemein lief damals das Gerücht von ihm, daß er sich bei bevorstehenden Gefechten jederzeit mit Brantewein zum Muth begeistere. Der Despotismus, der ihn in Frankreich seinen Untergebenen verhaßt gemacht hatte, mußte auch, mitten im Kriege, für die Sache der Freiheit sein neues Regiment erdulden. Ein Hauptmann von diesem letztern, trefflicher Soldat und Mensch, war öffentlich so hart von ihm mißhandelt worden, daß er sich selbst eine Kugel durchs Hirn schoß. Von nun an sah ihn kein Offizier

seines Regiments mehr anders, als in Dienstangelegenheiten. Nach der Einnahme von Yorktown und dem Ende der Feindseligkeiten in Amerika ging Custine nach Frankreich zurück, wo er zum Generalmajor ernannt ward; eine Stelle, womit damals in Frankreich weder weiteres Kommando, noch Gehalt verknüpft war, und worauf seine kriegerische Laufbahn sich beschränkt haben würde, wenn nicht im Jahre 1789 ein ungeheurer Umschwung der Dinge alles aus seinen bisherigen Fugen gerissen hätte. Er war in diesem Jahre unter den Generalständen als Deputirter des Adels. Beleidigt vom Hofe, war er einer der ersten seines Standes, die dessen Interesse verließen; er that alles, um bei der Revolution sich vorauszustellen. Einige Mitglieder dieser Versammlung zeichneten sich durch kühne Beredtsamkeit aus; auch Er betrat diese ihm neue Bahn des Ruhms. Da er so viel Böses über die alte Regierung sagte, so gewann er den Ruf des Patrioten und bald darauf eine der ersten Stellen bei der Rheinarmee.

Hier machte er sich, von Landau aus, an der Spitze von 18,000 Mann, auf, um die von 3200 Mann gedeckten österreichischen Magazine in Speier hinwegzunehmen. Vor dem Abzuge haranguirte er seine Armee im höchsten Pathos. „Waffenbrüder! so schloß er seine Rede, es ist der Augenblick nicht mehr, unsre Feinde zu zählen; wir müssen sie an-

greifen und besiegen. „Nur der Feige berechnet die Gefahr.“ — Glaubt man doch einen Alexander, nicht mehr weit vom Ufer des Indus, zu hören!

Die kühne That gelang den 29sten Sept. 1792. „Heil mir, schrieb der Ueberwinder von Speier des folgenden Tages an Biron, unter dessen Kommando er um diese Zeit noch stand, Heil mir, ich habe die Waffen der Freiheit siegen gesehen“ — und dann, nach einer summarischen Beschreibung des gemachten Funds: „Ich muß schließen, denn ich falle vor Müdigkeit fast um.“

Das Bisherige wird hinreichen, um den Mann und seine Thaten zu charakterisiren. Alles, was nun folgt, trägt gleichen Stempel prahlerischer Feigheit. — Nachdem Cüstine, um den Grund zu prüfen, mehrere Tage in einem Lager zwischen Speier und Landau still gelegen war, rückte er nun wieder aus, um eine in Wahrheit ohne Vergleich kühnere That zu wagen, die aber das Glück diesem seinem damaligen Lieblinge so romanhaft leicht machte. — Er zog durch Worms vor Mainz.

Mainz ist bekanntlich von der Natur selbst zu einer der schönsten und zugleich der festesten Städte der Welt bestimmt. Seine weiten und furchtbaren Werke waren zwar jetzt nur mit 2800 Mann regu-

lirter Truppen besetzt; doch hatten sich zu diesen noch andere freiwillige Vertheidiger gesellt, so, daß die Zahl der letztern im Ganzen 6000 Mann betrug, und von der deutschen Seite her, wo alle Wege der Mittheilung offen stunden, konnte man ja doch auch, wenn schon nicht sogleich, Verstärkung erwarten. Aber Cüstine zeigte sich den 19ten October 1792 vor Mainz, und foderte den Kommandanten auf. Der Kommandant zögerte. Nun drohte Cüstine noch derber. „Meine Grenadiere glühen. Auf der Stelle Antwort, Herr Gouverneur, Antwort!“ — Und eben das Mainz, dessen Wiedereroberung nachher fast einen ganzen Feldzug kostete, öffnete nun ohne weiteres seine Thore vor Cüstine.

Von da gings gleich des andern Tages weiter nach Frankfurt, und Gott allein wußte, wohinaus weiter?

Nur eine einzige Zwischenbetrachtung sey hier erlaubt, um auf den damaligen Gesichtspunct zurückzuführen. — Wir haben hier Cüstinen geschildert, wie er war, als Abentheurer. Aber dafür kannte man ihn um diese Zeit in Deutschland nicht. Man sah in diesem unbekannten Manne und in dieser Unternehmung nur das Große, Glänzende. Der so höchst unerwartete Rückzug der Deutschen aus Champagne hatte alle bisherigen Begriffe, alle Kalkule ver-

rückt; man sah, wo man hinblickte, nichts als Räthsel; die Veteranen Preußens und Oesterreichs im Rückzuge vor den fränkischen Neulingen; das ganze Herzogthum Savoyen in ein Paar Tagen erobert; Speier, Worms, Mainz, Frankfurt, wie auf einer Durchreise genommen. Man glaubte irgend eine Macht im Spiele, die man gar nicht sähe, und nur aus ihren ungeheuren Wirkungen fühle. Eine neue Welt schien aufzublühen. Und noch war die französische Revolution rein von den Greueln, die nachher sie befleckten: wenn Schrecken vor Cüstine herzog, so war noch weit mehr die Hoffnung, die Erwartung der Menschen in seinem Geleite. Der Wahlspruch: „Krieg den Palästen! Friede den Hütten!“ war damals noch nicht sinnlos geworden: noch wußte man nichts von Requisitionen; noch war kein Kussel in Brand aufgelodert; noch ahnete man nicht, daß die Revolution eine noch verheerendere Sichel, als Krieg, Pest und Hunger, genannt Guillotine, in ihrem Gefolge führe. Die allgemeine Meinung war für sie; der Zündstoff lag überall; Cüstine konnte ihn entwickeln.

Aber zum Glücke für die Ruhe der Welt hätte niemand diesem gefährlichen Zwecke stärker und schneller entgegenwirken können, wie gerade Er. Der Freiheitstaumel, der in vielen Gegenden Deutschlands herrschte, hätte auf keine nachdrücklichere Weise gedämpft werden können, als durch das unbesonnene

Betragen, das Cüstine gleich nach der Besetzung von Frankfurt beobachtete. Durch seine in dieser Stadt angestellte Brandschatzung, seine Plünderung zu Weilburg, und endlich durch seine allen gebildeten Menschenverstand und jedes Ehrgefühl beleidigenden sogenannten Manifeste gegen die Fürsten Deutschlands, erregte er nicht nur den höchsten Unwillen jedes Antirevolutionairs, sondern öffnete auch den Schwachen, die sich mit der Ankunft der französischen Freiheitsprediger goldene Berge versprochen hatten; die Augen, und zeigte ganz klar und deutlich die wahren Absichten der neuen Machthaber seines Vaterlandes. Die öffentliche Meinung nahm in Deutschland in kurzer Zeit eine ganz andere Richtung; Leute, die bisher in der Hinsicht auf gleiche Staatsveränderungen schon die Annäherung des goldenen Zeitalters wähnten, und die französischen Sclaven von fern als ihre Schutzengel gegen den gerechten Widerstand ansahen, den sie von ächten deutschen Vaterlandsfreunden mit Rechte befürchten mußten, kamen zum Nachdenken, die Verfügungen der Regierungen wurden seit Cüstine's Unbesonnenheiten und seit dem ersten Tage der Ausführung der hab- und herrschsüchtigen Absichten der eingedrungenen Truppen, ernstlicher, und Deutschland war gegen den einreissenden Strom des Verderbens, den die Vorspiegelungen unserer gegen alle bürgerliche Ordnung aufgestandene Nachbarn befürchten ließen, gerettet.

Und so tadelhaft Cüstine's politisches Benehmen war, so tadelhaft war er als General. „Cüstine, sagt Dümouriez, ward um diese Zeit zum Hauptgeneral der Rheinarmee ernannt, (Biron war edel genug, von nun an unter ihm zu dienen,) um ihn für seine gewagten und gefährlichen Eroberungen zu belohnen. Er war über den Rhein gegangen; er war in Frankfurt, von wo aus er gegen Giessen und Marburg vorrücken zu wollen schien; niemand wußte, wohin er weiter wolle? Er hatte 22,000 Mann, und er schien ganz Deutschland erobern zu wollen. Die französische Nation war von seinem leichten und glänzenden Waffenglücke geblendet; Cambon, entzückt über die Brandschatzungen, die er ankündigte, und die sich auf eine schimpfliche und wenig einträgliche Plünderung einschränkten, unterstützte die Unklugheit dieses Generals.“

Aber dieß war auch die letzte Höhe seines Glücks. Die Preußen, die er in seiner Aufforderung an den Gouverneur von Mainz als vernichtet dargestellt hatte, kamen ihm, vereint mit den Hessen, nur zu früh auf den Nacken. Schon am 2ten December eroberten sie Frankfurt wieder, wo van Helden mit zu wenigen Truppen (1500 Mann) lag, um es zu vertheidigen, mit zu vielen, um sie aufzuopfern.

Aber bald änderte sich die Scene auch für Cüstine selbst. Seit den ersten Tagen des Decembers

war Mainz auf dem rechten Rheinufer blokirt. Vom 25sten bis 27sten März 1793 gingen die Preußen bei Bacharach über den Rhein. Cüstine zog sich nun, nachdem er eine starke Besatzung nach Mainz geworfen hatte, in wilder Eile bis an Landau zurück. Auch galt es in der That Eile; denn am 30sten März hatte ein österreichischer Heerhaufe, unter dem General, Grafen von Wurmser, bei Ketsch über den Rhein gesetzt, der ihn im Rücken zu packen drohte. Doch Cüstine, schnellfüßig wie die Helden Homers, stand am 1sten April schon bei Landau.

Mainz war nun auf beiden Rheinufern eingeschlossen; die Besatzung darinn bestand aus 22,653 Mann, mit Kriegs- und Mundvorrath im Ueberfluß versehen. — Cüstine sammelte mittlerweile in dem Lager bei Weißenburg neue Macht. Die Republik war um diese Zeit am Rande des Untergangs. Ganz Belgien war wieder verloren; Dimouriez zu den Feinden übergegangen; sein Nachfolger, Dampierre bei einem vergeblichen Versuche, die Kommunikation zwischen Conde und Valenciennes herzustellen, erschossen worden. An seine Stelle ward nun Cüstine an die Spitze der Nord- und Ardennenarmee gerufen. Vergebens, von dem Vorgefühl dieser Last, die ihn überwältigen würde, gedrückt, suchte er seinen Abschied, „oder doch bei der Rheinarmee zu bleiben, wo er Menschen und Gegenden genauer kenne.“

Sein unglücklicher Genius riß ihn nach Norden, und hier war seine Laufbahn bald zu Ende. Durch einige unüberlegte und übel angebrachte Reden über Robespierre und Consorten zog er sich den Haß dieser damals allmächtig despotisirenden Rotte zu, und sein Tod war beschlossen. Gerade an demselben Tage, da Mainz kapitulirte, ward er in Verhaft genommen, und nach einem ziemlich langen Verhöre, in welchem er hart beschuldigt, aber keine Thatsache, die unredliche Absichten gegen sein Vaterland zum Grunde gehabt hätte, erwiesen worden war, am 27sten Sept. 1793 guillotinirt.

Einige Anekdoten aus seinem Leben sind nicht ohne Interesse.

Ein gewisser Graf hatte ein französisches Regiment erhalten, und sagte zu Cüstine, dessen alter Bekannter er war: — „Und was mir am meisten dabei schmeichelt, Bruder! ist, daß ich keinen Schritt darum gethan habe.“ — „Das glaub' ich Dir ganz gern, entgegnete Cüstine mit kaltem Ernste; denn wenn man kriecht, kann man nicht gehen.“

Cüstine wollte einmal zu Mainz vom linken Rheinufer, zu einer Zeit, wo der Strom sehr unruhig war, auf die Bleiaue fahren. Er trat ans Ufer und rief: He da! wer kann gut fahren und schwimmen. In dem Augenblicke umringte ihn eine

Menge von Schiffern, welche alle schrien: ich, Herr General, ich kann schwimmen! Einer war von ferne stehen geblieben, und schien mit stillem Bedauern die Zudringlichkeit seiner Kammeraden zu bemerken. Diesen rief Cüstine zu sich, und fragte: ob er es nicht auch könne? Fahren kann ich wohl, sagte der Schiffer, aber nicht schwimmen. Gut, versetzte Cüstine, ihr sollt mich überfahren, denn euch kann ich mich sicher anvertrauen, den andern aber nicht.

Cüstine belustigte oft durch eine Verschlagenheit, die ihm nicht selten der Augenblick eingab. Er kam einmal in ein Wirthshaus, wo eine Gesellschaft bei einem frohen Schmause saß. Bald darauf erschien der Wirth, und erklärte, daß er einen silbernen Löffel vermisse. Alle waren gleich erbötig, ihre Taschen umzuwenden; Cüstine mischte sich aber in den Handel, und sagte: Meine Herren, lassen Sie das nur gut seyn, der Löffel kann sich so wohl wieder finden; seyn Sie aber nur von der Güte, Ihre Köpfe unter den Tisch zu stecken. — Als dieß geschehen war, fragte er ganz laut: Nun, meine Herren, haben Sie alle Ihre Köpfe unterm Tische? — Ja, war die allgemeine Antwort. Auch der, fragte Cüstine weiter, der den Löffel genommen hat? — Mechanisch antwortete dieser: Ja! Nun, wenn das ist, sagte Cüstine ganz trocken, so geben Sie ihn nur wieder heraus. Der Dieb warf den Löffel auf den Tisch.

hielt die Hand vors Gesicht, und lief zur Thüre hinaus.

Cüstine schnupfte sehr stark. In dem Treffen bei Speier stieß Houchard, welcher unter dem dicksten Kugelregen wie ein Wetterstrahl herumflog, und unter der Kavallerie wie ein Orkan tobte, mit aufgehobenem Schwerdte auf Cüstine. Dieser rief ihm etwas zu, worunter das Wort Prisonnier war. Houchard, welcher sich oft mit Cüstine deutsch unterhielt, verstand im Getümmel: Der General fodere eine Prise Taback. Er reichte ihm also schleunig die Schnupftabacksdose, und jagte wieder davon. Cüstine, der im Augenblicke sich dieß nicht erklären konnte, machte nun wirklich die Dose auf, und eben da er eine Prise nehmen wollte, stürzte ein mainzischer Husar auf ihn los, dessen Säbel schon nach seinem Kopfe ausgeholt war. Cüstine, der periculum in mora glaubte, warf sogleich mit den Worten: Kann man denn nicht einmal in Ruhe eine Prise Taback nehmen? dem Husaren die Dose ins Gesicht. Dieser ließ den Säbel fallen, rieb sich die Augen, und wurde gefangen.

Auch in seinen frühern Jahren lachte Cüstine äußerst selten; ward er aber durch eine starke Veranlassung zum Lachen hingerissen, so wurde es gewöhnlich so heftig, daß man Ursache bekam, für seine Gesundheit üble Folgen davon zu fürchten. Er lebte

einige Jahre mit seiner Frau in der Ehe, und es gab keine Kinder. Der Arzt, der ein geschickter und auch ein vernünftiger Mann, aber, wie hier der Fall, bei neuen Bekanntschaften so verlegen war, daß er oft ganz den Kopf verlor, und den größten Unsinn vorbrachte, kehrte sich, nachdem er verschiedene allgemeine Bemerkungen gemacht hatte, unmittelbar zur Madame Cüstine, mit den Worten: „Haben denn etwa die selige Frau Mutter auch keine Kinder gehabt?“ — Cüstine brach hierüber in ein solches Gelächter aus, das er drei Tage lang nicht zur Mäßigung bringen konnte, so, daß er die fürchterlichsten Kopfschmerzen darüber bekam, über die er, als sie vorüber waren, die Bemerkung machte: Nun, da hab ich doch in der That mich krank gelacht.

Ueber einen Trunkenbold, der schon tief in den Jahren war, äußerte Cüstine folgendes: Der Mann vereinigt alle Jahreszeiten in sich: auf seinem Kopfe den Winter; in seinen glühenden Augen den Sommer; auf seinen gelben Wangen den Herbst; auf seiner Stirn und Nase den blühenden Frühling.

Einst traf er auf einer Reise in einem Gasthofe einen Franziskaner und einen Exjesuiten an, gerade als die Nachricht kam, daß Clemens der Vierzehnte, welcher bekanntlich aus dem Franziskanerorden zur höchsten geistlichen Würde empor gestiegen war, gestorben sey. Der Exjesuit machte sich an den Fran-

ziskaner: Nun, endlich ist euer großes Kirchenlicht ausgegangen! — Ja, versetzte Cüstine, der die Antwort für den Franziskaner übernahm, es ist ausgegangen, nachdem es euch zuvor heimgeleuchtet hat.

Cüstine hegte eine entschiedene Vorliebe für die deutsche Litteratur. Er las nicht nur die besten Schriftsteller dieser Sprache, sondern schrieb und sprach auch für einen Franzosen das Deutsche verhältnißmäßig gut. Als er seinen Sohn der Ecole militaire zu Colmar übergab, bat er den braven Pfeffel ganz besonders, den Jüngling mit den Eigenheiten der deutschen Sprache bekannt zu machen, „damit er einst (dieß sind seine eigenen Worte) nicht nöthig habe, aus seichten Uebersetzungen den Geist und die Kraft eines Volkes kennen zu lernen, welches jetzt schon den Franzosen an die Seite gesetzt zu werden verdiene, und bald sie auch in den schönen Künsten übertreffen werde, so wie es schon längst in reeller Gelehrsamkeit die Franzosen überflügelt habe.“ — Dieser Sohn, ein edler junger Mann, der 1791 bevollmächtigter Minister in Berlin und allgemein geschätzt war, und sich nachher als Generaladjudant bei Luckner und bei seinem Vater in Mainz, Frankfurt u. s. w. durch sein leutseliges Betragen auszeichnete, ward ebenfalls den 3ten Januar 1794 guillotinirt.

Wilhelm Pitt, Graf von Chatham.

Premier-Minister von England.

Es giebt vielleicht keine trefflichere Schule der Beredtsamkeit, des Patriotismus und der Weltkenntniß, als das Brittische Haus der Gemeinen. Es gewährt allen Leidenschaften den weitesten Spielraum, und spornt die Ehrbegierigen und Tugendhaften zu Proben persönlicher Vorzüge und patriotischen Gesinnungen. Auf diesem Schauplatze treten unaufhörlich neue Charaktere hervor, und erwerben sich durch ihre guten und schlechten Eigenschaften den Beifall oder Tadel ihrer Zeitgenossen. Hier lernt man die Künste der Gesetzgebung; hier werden alle ursprünglichen Rechte des Menschengeschlechts gelegentlich verglichen, geordnet und in Harmonie gebracht, und die große, vielfach verflochtene Wissenschaft der Regierung zugleich gelehrt und in Ausübung gebracht.

In dieser berühmten Schule legte das zahlreiche und glänzende Heer von Helden und Staatsmännern,

welche Britanniens Annalen zieren und verewigen, den ersten Grund zu allen den Tugenden und Eigenschaften, die ihrem Charakter Erhabenheit und Festigkeit gaben. Hier bildete sich auch der treffliche Staatsmann Pitt, Graf von Chatham, einer der denkwürdigsten Männer des achtzehnten Jahrhunderts. So lange Großbritanniens Geschichte die Aufmerksamkeit der Menschen beschäftigt oder ihre Herzen interessirt, wird man von Chathams Talenten, Patriotismus und staatsklugen Maasnehmungen nicht anders, als mit Bewunderung reden, und sein Vaterland sich ihrer nicht anders, als mit Dankbarkeit erinnern. Er verdankte seine Erhebung zu den wichtigsten Posten allein seinen Verdiensten; diese ersetzten bei ihm den Mangel an Geburt und Vermögen, welche letztere bei andern nur gar zu oft den Mangel an Verdiensten ersetzen müssen.

Wilhelm Pitt stammte aus einer noch sehr neuen, nicht sonderlich reichen Familie, und war am 15ten November 1708 gebohren. Sein Großvater, Thomas Pitt, war eine Zeit lang Gouverneur von Madras, und verkaufte den großen Diamant, der gewöhnlich unter dem Namen: Pitts Diamant, bekannt ist, dem Könige von Frankreich um 135,000 Pfund Sterling. Sein Vater, Robert, Esquire von Boconnock in Cornwall, erzog ihn mit vieler Sorgfalt. Nicht unterstützt mit Glücksgütern,

fehlten ihm auch mächtige Beschützer, die ihn den Staatsgeschäften zuführten. Er widmete sich dem Soldatenstande, und ward Kornet bei der Reiterei. Bald aber entdeckte er, daß der Senat, und nicht das Lager, das Kabinet, und nicht das Feld, die Schauplätze wären, wozu ihn die Natur bestimmt hätte.

Körperliche Schwäche untersagte ihm die gewöhnlichen Ergötzungen, und sein Genie verwahrte ihn gegen die verderblichen Ausschweifungen der Jugend. Schon im sechzehnten Jahre seines Alters wurde er ein Märtyrer eines ihm angeerbten Podagra. Alle Muse, die ihm dieser schmerzhafte Zufall verstattete, wandte er dazu an, seine Seele mit frühzeitigen und nützlichen Kenntnissen zu bereichern — und so wurde das, was das größte Unglück seines Lebens schien, vielleicht der vornehmste Grund seiner glänzenden Laufbahn.

Kein Laster, keine Niederträchtigkeit befleckte sein Privatleben. Edel und erhaben waren alle seine Empfindungen. Seine herrschende Leidenschaft war ein unbegrenzter Trieb nach Ehre, der, von großen Fähigkeiten unterstützt, und mit einem glücklichen Ausgange bekrönt, das ausmacht, was die Welt einen großen Mann nennt. Er war kühn, gebieterisch, bei Widersprüchen unbiegsam, überwältigend — Eigenschaften, welche zu oft großen Män-

wenn anklebten, allemal aber hinderlich sind. Er besaß Anstand und Lebensart, aber mitten durch wollte man ein allzu großes Bewußtseyn seiner hervorstechenden Talente bemerken. Im Privatumgange war er der angenehmste und aufgeräumteste Gesellschafter; sein Witz war so geschmeidig, daß er jede Art von Unterredung aufheiterte, sogar zur Poesie hatte er eine glückliche Anlage, aber selten gebrauchte er sie zu den Geburten seines Witzes. Er kam jung ins Parlement, und auf diesem großen Schauplatze that er es den ältesten und geschicktesten Streitern bald gleich: seine Beredtsamkeit zeigte sich in jeder Art, so vortrefflich und gründlich in Gedanken, als redneriſch im Ausdrucke und Vortrage. Allein seine Anzüglichkeiten waren fürchterlich, mit solchem Nachdrucke der Worte und solcher Würde im Anstande und Fassung begleitet, daß er selbst diejenigen in Schrecken setzte, die entschlossen und geschickt waren, mit ihm zu scharmuziren. Ihnen fielen die Waffen aus den Händen, sie erstarrten über den Schwung, womit sein Genius sich über sie erhob. In jener Versammlung, wo man so viel von der gemeinen Wohlfahrt spricht, und jeder ein Privatintereſſe vor Augen hat, hier rüstete er sich als Patriot, und führte die Rolle so geschickt aus, daß ihn das Publikum als seinen Anführer, oder vielmehr als seinen einzigen unverdächtigen Verfechter ansah.

Die große Volksliebe und seine allgemein aner-

kannten Geschicklichkeiten drangen ihn gleichsam dem Könige Georg dem Zweiten auf, dem er persönlich ergeben war. Er wurde im Jahre 1756 Staatssecretair.

Das Volk frohlockte über die Erhebung seines Lieblings; aber Hofkabale und seine Widersetzlichkeit gegen die Privatabsichten des Königs, die dem wahren Besten der Nation manchmal gerade entgegen waren, bewirkten den königlichen Befehl, seine Stelle niederzulegen. Auch einige seiner Freunde wurden ihrer Aemter entsetzt. Doch das englische Volk war durch Pitts große Beredtsamkeit, durch seine beispiellose Uneigennützigkeit und die Lauterkeit seiner Absichten so sehr für ihn eingenommen, daß es ihn als den Retter des Vaterlandes ansah. Wirklich vereinigte sich fast die ganze Nation, und stand für Einen Mann, den Charakter der abgesetzten Patrioten zu vertheidigen. Die angesehensten Städte und Korporationen beschenkten sie mit ihren Privilegien, und von allen Theilen des Königreichs wurden Bittschriften eingereicht, worinn man um die Wiedereinsetzung dieser Patrioten anhielt. König Georg achtete es daher für nöthig, die Wünsche des Volks zu erfüllen, und Pitt wurde am 29sten Juni 1757 wieder Staatssecretair.

Nie sah man eine so vollkommene Einigkeit zwischen dem Könige, dem Parlement und dem Volke,

als während Pitt das Ruder führte. Seine Administration war einer Alleinherrschaft ähnlich, weil alle andere Minister nur seine Subalternen zu seyn schienen. Das Ministerium vor ihm war in seinen Unternehmungen unglücklich, und hatte die Liebe des Volks verloren; es hatte den Krieg, in den die Nation damals verwickelt war, ohne Einsicht und Lebhaftigkeit geführt; aber nie war noch die Lage der Dinge so plötzlich verändert worden, als nachdem Pitt die Regierungsgeschäfte in die Hände bekam. Alles, was ein vielumfassender Geist, große Einsichten, tiefe politische Kenntnisse und unermüdeter Fleiß ausrichten konnten, geschah jetzt von den Engländern. Ihr plötzlicher Uebergang von schändlicher Trägheit zu unermüdeter Thätigkeit setzte den Feind in Erstaunen. Jedes Schiff, jeder Mann wurde genützt. Europa, Amerika, Afrika und Asien fühlten Pitts Einfluß augenblicklich. Gleich im Anfange entdeckte der scharfsichtige Beobachter etwas Großes in seinen Plänen, und versprach sich davon den herrlichsten Ausgang. Nach und nach zeigten sich in denselben Schönheit, Nutzen und Majestät; das Auge des Zuschauers konnte ihre Höhe nicht erreichen, denn sie verbargen ihr Haupt in den Wolken. Unter Pitts Aufsicht erfocht Großbritannien in einem Jahre (1759) Siege in allen vier Welttheilen. Amhorst und Boscawen eroberten Kap Breton; Wolf und Saunders siegten bei Quebeck; Goren und Senegal

wurden der großbritannischen Krone unterworfen; die Franzosen in Ostindien aufgerieben, ihre Armeen in Europa geschlagen, Belleisle ihrer Monarchie entrissen, ihre Küsten überfallen und geplündert, ihre Flotten zerstört, ihr Handel vernichtet, und ihr Staat sogar dem Bankrott nahe gebracht.

Anfangs war Pitt kein Freund des Systems, englische Truppen nach Deutschland zu schicken, weil er verlangte, daß man sich bloß auf den Seekrieg einschränken sollte; allein die Thaten Friedrichs des Einzigen verursachten, daß er seine Politik änderte, und den Grundsatz annahm, daß Amerika in Deutschland erobert werden müßte. Er war der größte Lobredner der preußischen Feldzüge, und sparte dabei keine Blumen und Bilder, die denn im Feuer seiner Rede nicht allemal glücklich gewählt waren, sondern ihn bisweilen von der Wahrheit etwas abführten. Von der Schlacht bei Roßbach sagt er: „Die Religion mit erzürntem Blicke war bei der Avantgarde (der Preußen;) die Freiheit floh durch die in Schlachtordnung gestellte Reihen, und entflammte den Eifer der Krieger; da donnerte der allmächtige Jupiter durch die kämpfenden Regionen, und ihre Feinde lagen überwunden zu ihren Füßen.“

Die anerkannte Rechtschaffenheit dieses Mannes, sein freimüthiges, unveränderliches Betragen,

die kluge Wahl der Befehlshaber, wobei er nicht auf Rang, Titel oder Familie sahe, seine überaus große Thätigkeit, die er auch Andern einzuflößen wußte, die Kühnheit seiner Entwürfe, die mit Klugheit und kaltem Blute gemacht, und mit Wärme und Standhaftigkeit ausgeführt wurden, alles dieß machte ihn mit Recht zum Abgott seiner Nation. Man errichtete ihm Statuen in Europa und Amerika. Die Stadt Cork in Irland ließ ihm eine setzen, die vier tausend Pfund Sterling kostete. Es wurden ihm zu Ehren Medaillen geschlagen, die auf der einen Seite sein Bildniß, auf der andern aber die Inschrift hatten: „dem Manne, der, nachdem er sein Vaterland gerettet, auch durch seine Beredtsamkeit die Kolonien erhalten hat.“ Man nannte Kaffeehäuser, Tavernen, Theegärten und Straßen nach seinem Namen. In allen Häusern sah man seine Büsten in allerhand Größen und Steinen, oder seine gemalten Bildnisse; die Armen begnügten sich mit Kupferstichen, die sie ihrem besten Hausrathe gleich achteten.

Im October 1760 starb Georg der Zweite, und ihm folgte sein Enkel, Georg der Dritte, der älteste Sohn Friedrichs, Prinzen von Wales. Der neue König bestieg den Thron unter den lachendsten Aussichten; schon dieß, daß er in England gebohren war, gewann ihm die Liebe des Volks, und dann befand sich Großbritannien zur Zeit seiner Thron-

besteigung auf der höchsten Stufe des Ruhms und Glücks. Die Liebe des Volks zu Pitt war damals aufs höchste gestiegen; aber eben diese Liebe schien dem Könige nicht zu gefallen. Da Pitt den Krieg gegen Frankreich mit so glücklicher Einsicht geführt, und die genauesten Nachrichten von den feindseligen Absichten und heimlichen Intriken des spanischen Hofes erhalten hatte, so schlug er im Ministerium vor, diesem Reiche sogleich den Krieg zu erklären. Er gab seine Gründe dazu mit der ihm eigenen Energie an, und behauptete: dieß wäre der Zeitpunkt, das ganze bourbonische Haus zu demüthigen, und ließe man diese Gelegenheit vorbei, so würde sie nie wieder kommen. Der Erfolg bewies, daß er Recht hatte. Aber er wurde im Ministerium überstimmt, und, seinen Schwager ausgenommen, erklärten sich alle Mitglieder für die gegenseitige Meinung. Pitt merkte die Verringerung seines Einflusses, und auch die Nation merkte nur zu bald, daß Graf Bute, der an des neuen Königs Erziehung vielen Antheil gehabt hatte, das Uebergewicht in der königlichen Gunst, zum größten Nachtheil für das wahre Beste des Reichs, erhielt.

In der Ausführung der größten und umfassendsten Pläne aufgehalten, erklärte der Minister: die Stimme des Volks habe ihn ins Ministerium gerufen, er glaube daher, diesem wäre er für sein Ver-

fahren verantwortlich; deswegen wolle er nicht länger in einer Lage bleiben, wo er für Maaßregeln verantwortlich wäre, die er nun nicht mehr leiten dürfe. Er legte am 5ten October 1761 das Siegel nieder. Ihm folgte die Dankbarkeit einer durch ihn mächtig und berühmt gewordenen Nation, aber seine Nachfolger erbten den Haß und die Verwünschungen derselben.

Der Krieg wurde nach Pitts Resignation mit einiger Lebhaftigkeit fortgesetzt, und man folgte dabei den vorläufig von ihm entworfenen Plänen. Endlich sah man sich genöthigt, am 4ten Januar 1762 Spanien den Krieg zu erklären. Der von Pitt eingeflößte Geist wirkte noch fort, und die Saiten des von ihm benutzten Instruments zitterten noch, obgleich die Klaves nicht mehr von diesem trefflichen Meister gespielt wurden. Die Havannah wurde den Spaniern, und Martinique mit verschiedenen andern Inseln den Franzosen abgenommen. Jetzt begannen aber die Friedensunterhandlungen, und als im Parlemente über die Präliminarien debattirt wurde, erklärte sich Pitt in einer fast dreistündigen Rede stark und nachdrücklich darüber, wie wenig die Friedensbedingungen den Eroberungen und großen Erwartungen der Nation entsprächen. Dennoch wurde der Friede zwischen Großbritannien, Frankreich und Spanien am 10ten Februar 1763 zu Paris geschlossen.

Pitt erhielt 1766 die Stelle eines geheimen Siegelbewahrers, und den Titel eines Grafen von Chatham. Wahrscheinlich war es ein Hofmanöver, daß er zum Pair erhoben wurde: man suchte ihn aus dem Unterhause zu entfernen, und sein Gewicht und Ansehen zu verringern. Aber er blieb immer der feurige Vertheidiger der guten Sache. Denn ob er gleich 1768 die Stelle eines geheimen Siegelbewahrers niederlegte, und nie wieder ein öffentliches Amt annahm, so sprach er doch oft im Parlemente mit dem Feuer des Jünglings, wenn ihm nicht die Gicht seine Glieder lähmte.

Als die Frage untersucht wurde, ob man allgemeine Verhaftsbefehle erlauben solle, so behauptete *Pitt ihre Gesetzwidrigkeit in den stärksten Ausdrücken.* Er sagte: durch solche Verhaftsbefehle könnte der Unschuldigste aus seinem Bette gezogen und ins Gefängniß geworfen, alle seine Geheimnisse dadurch bekannt, und alle seine Papiere zum Beweis gegen ihn gebraucht werden. Die vorläufige Untersuchung wäre nun nicht länger mehr nöthig; das Mißfallen eines bestochenen Ministers, oder die Niederträchtigkeit eines niedern Schurken könnte ihn jeder Mißhandlung aussetzen. „Wie, sagte Pitt, ist dieses mit der brittischen Konstitution zu vereinigen? Es ist ein Grundsatz unserer Gesetze, daß das Haus jedes Engländers seine Festung sey. Nicht als wenn es

mit Wällen und Bollwerken umgeben seyn müßte: es kann eine von Stroh gebaute Hütte seyn; alle Elemente der Natur können hinein dringen; aber der König kann es nicht, er darf es nicht.“

Im Jahre 1772 vertheidigte er mit vieler Beredtsamkeit eine Bill zum Besten der dissentirenden Geistlichkeit, durch die sie von der Härte, die Glaubensartikel der englischen Kirche zu unterschreiben, befreit werden sollte.

Als man jene ungerechten, gewaltsamen und unglücklichen Maaßregeln ergriff, welche sich endlich mit der Trennung der amerikanischen Kolonien von Großbritannien endigten, so widersetzte sich Pitt denselben aus allen Kräften, und bot alle seine Beredtsamkeit auf, den Hof und das Ministerium zu weisern und heilsamern Beschlüssen zu bringen. In einer Parlementsrede sagte er zu den versammelten Pairs: „Mylords, ihr habt kein Recht über den Beutel, vielweniger über das Leben eures amerikanischen Mitbürgers; er unterwirft sich der Nothwendigkeit eurer Gesetze, in Ansehung seines Gewerbes, und befolgt die Regeln unserer Nationalhandlung, denn er sieht, daß es nöthig ist; er ist zufrieden, Wolle zu kaufen, und sich eurer Weber und Schneider zu bedienen, weil ihr es wünscht; aber wenn er denn seine Kleider angezogen hat, so mag er wohl sagen, sie ge-

hören ihm; er mag wohl sagen, ihr sollt seinen Rock nicht haben, da er, wenn er ihn gäbe, seiner Unterkleider nicht länger versichert wäre. Mylords, der Fleiß der Amerikaner hat euch vierzig Jahre lang Unterstützung verschafft; ihr habt die großen Materialien der Handlung nicht allein wohlfeiler von Amerika, als von andern Ländern, wo ihr sie hergeholt habt, sondern ihr bezahlt auch für diese Materialien nicht einmal Geld, nur verarbeitete Waaren, die so sehr die Bilanz zu eurem Vortheile entscheiden, daß die Amerikaner keinen Schilling besitzen, der nicht der eurige ist. Dieß ist die große, die dauerhafte, die unterstützende Kontribution, die Amerika bezahlt, und die dieses ehrwürdige Gebäude verhindert zu Staub zu verfallen. Sie werden entweder eure jetzigen Maaßregeln belachen, oder mit gutem Erfolge ihre Empfindlichkeit zeigen. Haben sie Kaltblütigkeit, so werden sie euch begreiflich machen, was ihr verliert; nehmen sie ihre Zuflucht zu den Waffen, so werdet ihr die ersten, vielleicht die einzigen Leidenden seyn; ihr müßt ruinirt werden, sie aber werden für ihre Rettung wohl sorgen. Ich bin ein alter Mann und in öffentlichen Geschäften grau geworden, mein Rath kommt aus Erfahrung; vielleicht ist er etwas werth. Ruft eure Hand voll Truppen von dem abscheulichen Geschäfte des Mordens zurück; sie sind weder fähig, noch willig, eure Befehle zu vollziehen. Seyd Amerika's Freunde, euer eigenes Interesse, ja, eure eigene

Sicherheit verlangt es. Ihr werdet ihre Zuneigung wünschen, wenn ihr Schwerdt gegen euch gerichtet seyn wird.“

Da man dennoch die den Kolonien so nachtheiligen Gesetze machte, beschwor er die Pairs, nicht darein zu willigen, weil sie gewiß mit Schande widerrufen werden würden. „Mylords, sagte er einmal, sie werden gewiß widerrufen werden! Ich setze meine Reputation zum Pfande! ich will für einen Idioten gehalten seyn, wenn man sie nicht widerrufen wird.“ Dieß geschah auch zwei Jahre nachher, mit Schimpf und Demüthigung, da man die Friedenskommissarien nach Amerika schickte, die der Kongreß nicht einmal anzuhören würdigte.

Im Jahre 1776, da der amerikanische Krieg anfing Besorgniß zu erregen, wünschte man sehr, daß er Antheil an der Administration nehmen möchte. Es geschahen ihm deshalb Anträge mit vorläufiger Bewilligung aller seiner Bedingungen. Wie konnte aber dieser so ehren- als tugendvolle Greis wohl zu einer solchen Gesellschaft treten, als damals am Ruder saß! Auch war seine Antwort ganz seiner würdig: „Ich will mich, sagte er, lieber mit der Pest associiren, die jetzt in Constantinopel wüthet, als mit dem Nordischen Ministerium.“ Er fuhr indessen fort, ungeachtet seiner sehr kranklichen Umstände, im Parlemente zu erscheinen, woselbst er ganz in Flanell ein-

gewickelt und auf Krücken gestützt, sich einfand, und mit seiner mächtigen Beredtsamkeit in die Seelen der Minister donnerte. Dieses that er, bis er einst entkräftet und ohnmächtig dahin sank, ein Zufall, der alle anwesende Lords so sehr rührte, daß sie sogleich die Session endigten. Er lebte nur noch einige Wochen nach diesem parlementarischen Gefechte, das seinen Tod beschleunigte, daher man von diesem großen Manne mit Recht sagen kann, daß er für sein Vaterland streitend gestorben ist. Er dachte noch an dasselbe bei seinem letzten Hauche. Der Lord Camden war bei seinem Tode gegenwärtig. Er war ein vertrauter Freund Chathams, und dieser Freundschaft durch seine Rechtschaffenheit, großen Fähigkeiten und Uebereinstimmung von Grundsätzen vollkommen würdig. So wie Socrates mit seinen Freunden in der letzten Todesstunde philosophirte, so sprachen diese beiden Staatsmänner noch am Rande des Grabes von der Politik. Chatham rief endlich aus, indem er seinem Freunde sterbend die Hand drückte: „Dear Camden save my country! Lieber Camden, retten Sie mein Vaterland!“ Wenige Augenblicke nachher entfloh seine große Seele. Er starb auf seinem Landsitze zu Hayes in Kent am 11ten May 1778.

Das Parlement war eben versammlet, als die Nachricht von seinem Tode kund wurde. Lord North,

Pitts Antipode in Gesinnungen und Handlungen, konnte sich vor Freude kaum fassen, und im Taumel derselben stimmte er aufs eifrigste bei, als Chathams Freunde sogleich auf ein Mausoleum, auf eine Beerdigung auf öffentliche Kosten, und auf eine Pension für die hinterlassene Familie antrugen. Alles wurde bewilliget, allein bald wieder von der Ministerialparthei bereut. Sie gaben dieses nicht nur, da es schon zu spät war, durch heftige Parlements-Deklamationen zu erkennen, sondern sie suchten auch den Parlementsschluß durch allerhand Mittel auf die niederträchtigste Weise zu schwächen.

Die Stadt London wünschte das Mausoleum in der Paulskirche aufzustellen. Eine förmliche Bittschrift wurde deshalb dem Könige übergeben, der hierinn die vollziehende Gewalt hatte: sie ward aber verworfen, und das Denkmal an dem dunkelsten Orte der Westmünsterabtei aufgestellt. Ein Begräbniß auf Kosten der Nation setzte Feierlichkeiten voraus, wovon die Minister nichts hören wollten. Der Antrag, daß das Parlement in Procession dem Leichenbegängnisse beiwohnen sollte, ging nicht, obgleich im Oberhause nur eine einzige Stimme dazu fehlte. Die Stadt London aber war zu dieser Begleitung sehr bereit. Nicht allein der Magistrat, sondern auch die zahlreichen Deputirten der Stadt wollten diesem um sein Vaterland so verdienten Manne die letzte Ehre

erweisen, und hielten deshalb durch eine andere Bittschrift beim Hofe an, daß man ihnen den Tag der Beerdigung wissen lassen möchte. Da man nun diese Bitte nicht wohl abschlagen konnte, so bemühte man sich doch wenigstens den Zweck zu vereiteln. Man hielt den Tag geheim, und ertheilte die Nachricht nicht eher, als zwei Tage vorher, weil man wußte, daß in so kurzer Zeit nichts in der City veranstaltet werden könnte, daher denn auch alle diese Begleitungen wegblieben. Ja, man hatte die Intriken so weit getrieben, daß alle diejenigen, die nur auf irgend eine Art im Verhältniß mit dem Hofe stunden, nicht dabei erscheinen durften. Dieses mit ungeheuren Kosten veranstaltete Nationalleichenbegängniß war also *nichts weiter, als eine* Ausstellung des Sarges in einem schwarz behängten und erleuchteten Saale des Parlementshauses, die vier Wochen lang dauerte, nach welcher Zeit denn dieser Sarg von den Hausofficianten des Verstorbenen, und ungefähr vierzig edlen Freunden begleitet, nach der Westmünsterkirche gebracht wurde.

So klein dieses Gefolge war, so konnte man es doch sehr ansehnlich nennen; die meisten desselben gehörten vermöge ihrer Geburt, ihres Ranges und ihrer großen Verdienste, zu den vornehmsten Personen des Königreichs; überdem erschienen alle hier als wahre Traurende. Alle Begleiter zerflossen in Thränen;

das Volk weinte und schrie, und jeder, der es mit dem Vaterlande wohl meinte, bedauerte den Tod des wahren Patrioten.

Der stärkste Beweis von den Tugenden dieses unsterblichen Mannes ist, daß er, der einige Jahre lang, so zu sagen, die Alleinherrschaft von Großbritannien hatte, weder Stolz gegen seine Mitbürger zeigte, noch sich Schätze erwarb. Geschenke anzunehmen, Bestechungen zu machen, sich durch Kabalen zu helfen, waren ihm ganz unbekannte Dinge. Er stand allein auf seiner hohen Stelle; die Fluth der neuen Sittenverderbniß strömte tief unter ihm hin. Er hatte sich selbst gebildet, und sank nie zur Nachahmung, auch der größten Männer, herab. Er verachtete die Politik, ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie strebte er Recht zu behalten; nie wurde er überredet oder bewogen. Er riß ein und baute, herrschte, überwältigte; Englands Größe war sein Ziel, und sein Ehrgeiz Unsterblichkeit. Nie erhob sich in seinem Lande ein großer Mann ohne Partheigeist; er allein vernichtete alle Partheien. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volke kaufte er nie eine Stimme. Er sah ins Grenzenlose, und maß das Schicksal von Jahrhunderten mit einem Blicke. Seine Anschläge wurden immer durch unerwartete Mittel ausgeführt, die sich den Umständen anschmiegten, immer in die eigene Minute trafen,

wo sie gelingen mußten. Hindernisse und Kräfte waren seinem Geiste auf einmal gegenwärtig, den gleichsam eine Gabe der Weissagung stärkte.

Als Redner übertraf er alle seine Zeitgenossen, und nur im Alterthume hatte er seines Gleichen. Seine Beredtsamkeit war leicht und helle, und drückte die erhabensten Empfindungen durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reißenden Strome des Demosthenes, noch der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich, sondern sie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Musik der Sphären. Sein erhabenes Aussehen flößte Staunen und stille Aufmerksamkeit schon allen denen ein, die ihn sahen; eine gewisse Anmuth in seinen Manieren, bei der er sich der ganzen Würde seiner Lage bewußt war, schien die Achtung, die er empfing, anzunehmen und zu erwiedern. Seine ehrwürdige Gestalt war zwar von Alter und Krankheit niedergebeugt, aber von einer Seele belebt, die nichts unterdrücken konnte. Sein Geist schien durch ihn hindurch, bewaffnete sein Auge mit Blitz, und gab seinen Lippen Donner; oder, wenn mildere Gegenstände es erheischten, so stimmte derselbe seine Miene in Lächeln und seinen Ton in Sanftmuth um. So wie für die Größe und Majestät seines Aeußerlichen kein Gedanke zu groß, und keine Vorstellung zu erhaben war, eben so konnte er jedes Spiel der Einbildungskraft und jede noch so

lächerliche Anspielung mit Leichtigkeit und Lebhaftigkeit jeder vorkommenden Gelegenheit anpassen. Doch der Charakter seiner Rede war Würde, und diese war überall herrschend; diese stärkte und versicherte Achtung, sogar seinen witzigen Ausfällen. Diese erhob die vertraulichste Sprache, und gab den gemeinsten Anspielungen Neuheit und Anmuth; so daß die Krücke in seiner Hand eine Waffe der Beredtsamkeit wurde.

Diese seltene persönliche Würde stützte sich auf die Grundlage seines wohlverdienten Ruhms; seine Behauptungen wurden wahr, und seine Angaben von der Zukunft sah man als Prophezeihungen an. Aber außer dem guten Rufe, in dem sein Charakter stund, und der entschiedenen Würde, womit er seine Gedanken vortrug, war es auch allgemein bekannt, daß er sich alle Mühe gab, seine Nachrichten aus den besten Quellen zu erhalten. Auch dieß vermehrte seinen Ruhm mit Recht, daß er sich des großen Einflusses seines Namens und anderer für ihn günstigen Umstände dazu bediente, die politischen Veränderungen aus sicherer Hand zu erfahren. Aber so wie ihn der Eifer für das allgemeine Beste zu diesen Hülfsmitteln trieb, so führte ihn sein erhabenes Genie auch noch zu bessern Quellen. Er verachtete zwar die officiellen Berichte von auswärtigen Angelegenheiten nicht, aber sein Verstand ging weiter, er blieb bei denselben nicht stehen. Er nahm seine Nachrichten gewöhnlich aus

seiner eigenen einsichtsvollen Seele, und sein Vorstellungsvermögen schien über die gewöhnliche Stärke desselben erhaben zu seyn. Es war kein Faden zum Labyrinthe nöthig, denn sein Genie erhellte es. Die Wahrheit kam auf seinen Befehl herbei, und realisirte den Wunsch des Philosophen: „man sah und liebte sie.“

Dieser berühmte Staatsmann hatte zween Söhne, den jetzigen Lord Chatham, und den durch gute und böse Gerüchte so bekannten Minister Wilhelm Pitt. Er war der zärtlichste und sorgfältigste Vater. Mitten unter den größten öffentlichen Angelegenheiten, einem Gewebe körperlicher Schwachheiten, und der schnellen Abnahme seiner Lebenskräfte, pflegte er ihren aufkeimenden Geist, und nährte ihren sich entwickelnden Verstand mit der zärtlichsten, ängstlichsten Sorgfalt, und mit väterlichem Vergnügen.

Justus Möser.

Geheimer Justizrath in Osnabrück.

Pitt, der Vater, führte mit bewundernswürdiger Weisheit das Staatsruder von England, und Möser das von Osnabrück — freilich nur eines kleinen Landes, dessen sonderbare und verwickelte Verfassung aber auch einem geübten Staatsmanne die Führung des Ruders schwer macht. Ueberhaupt aber gehört Möser als Mensch, als Weltbürger, als Gelehrter, als Schriftsteller, als Geschäftsmann, Gesellschafter, Freund und Hausvater zu den trefflichsten Männern vom ersten Range. Schon sein Vater war, als Konsistorialrath und Direktor der Land- und Justizkanzlei, ein sehr wichtiger Mann in Osnabrück. Diesem wurde er am 14ten December 1720 gebohren.

Justus, der Knabe, verrieth bald viel Talent und Feuer. Er war der Liebling seiner Mutter und ihr guter Junge in der Haushaltung, der in der Obst-

lese lieber auf einem Baume, als hinter einem Buche gesessen hätte. Sein Fleiß war nicht ausgezeichnet, was er aber lernte, begriff er gewöhnlich geschwinder als andere, und wußte es auch wohl glücklicher zu gebrauchen. Er war flüchtig, schalkhaft und wild, jedoch alles mit guter Art. Schon in seinem 12ten Jahre errichtete er mit einigen guten Freunden eine gelehrte Gesellschaft, worinn sie sich einer eigenen von ihnen erfundenen Sprache bedienten. In dieser Sprache verfertigte Möser die gelehrte Zeitung und die Kalender, und stach das Siegel der Gesellschaft. Seiner Mutter, übrigens einer guten westphälischen Hausfrau, dankte er seine frühen Kenntnisse der französischen Sprache und Literatur; er machte schon seine ersten Exercitien nach Marivaux, und las im Jugendalter mehr als zehenmal den St. Evremont durch.

In den Jahren 1740 und 1741 studirte er zu Jena, und im Jahre 1742 zu Göttingen. Er sah aber damals schon ein, daß man auf Universitäten, wenn man da nur hört, eigentlich nicht studirt, sondern daß man alsdann eigentlich zu studiren anfangen sollte, wenn man die Hörsäle verläßt, und daß das menschliche Leben mit seiner großen Mannigfaltigkeit ein höchst studirenswürdiges, aber nur für den hellen und beobachtenden Kopf offnes Buch ist. Wer hat glücklicher in diesem Buche studirt, als Möser?

Er ließ sich nach seiner Rückkunft von der Universität unter die Zahl der Advocaten aufnehmen, und ward bald eine Zierde dieses Standes. Die unterdrückte Unschuld fand an ihm eine mächtige Stütze, und er allein war es, der es wagte, einem despotischen Statthalter die Spitze zu bieten. Dadurch erwarb er sich das uneingeschränkte Zutrauen seiner Mitbürger, und es wurde nicht leicht ein erheblicher Rechtsstreit im Lande geführt, in welchem Möser nicht von einem Theile wäre um Rath gefragt worden. Er bekam deswegen auch, auf Vermittelung der Landstände, im Jahre 1747 die ehrenvolle und wichtige Stelle eines Advocatus Patriae. Nicht lange darauf erhielt er noch außerdem die Stelle eines Sekretairs, und nachher eines Syndikus der Ritterschaft.

Glücklicher Weise fiel die thätigste Zeit seines Geschäftslebens und zugleich sein Alter zwischen dreißig und vierzig Jahren in die Zeit des siebenjährigen Kriegs, dessen Erschütterungen, wie die der Kriege überhaupt, den zufälligen Nutzen hatten, daß viele Charaktere sich auf eine Art, wie sonst nicht leicht, entwickelten. Dieser Krieg war für ganz Deutschland kritisch, und noch mehr für den kleinen Staat Osnabrück. Klein, und im Kriege, sagt schon genug für einen solchen Staat. Feinde durchziehen ihn, welche durchaus ohne Bedenken alles nützen und nehmen, was der Kriegsgebrauch erfordert, den man,

des Wohllautes wegen, Recht nennt; selbst wenn ihn Freunde durchziehen, vergessen sie nicht, auch zu nützen und zu nehmen, und wissen dieß allenfalls, dem Weltlaufe gemäß, auf irgend eine Art freundschaftlich zu benennen. Es vereinigten sich aber noch mancherlei andere Umstände, die Osnabrücks Lage höchst bedenklich machten. Und in dieser kritischen Periode war Möser ein Schutzengel für das Land, dem er seine Kräfte geweiht hatte. Durch sein weises Benehmen, besonders bei den Auflagen an Lieferungen und Kontributionen, ersparte er dem Lande, nach dem Zeugnisse der allgemeinen Stimme, gewiß einige hundert tausend Thaler, und sehr viele Unannehmlichkeiten. Dadurch machte er sich denn auch überall sehr beliebt, und erwarb sich das Zutrauen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und der vornehmsten Generale. Mit welcher Menge von Menschen, in höchst verschiedenen Lagen, ein Mann, der in Geschäften dieser Art thätig ist, zu verkehren hat, und welchen reichen Zuwachs von Kenntniß menschlicher Charaktere und menschlicher Gesinnungen aller Art der erhält, welcher mit Mösers feinem und schnellem Beobachtungsgeiste versehen war, braucht nicht erst weitläuftig auseinander gesetzt zu werden. Aber es war ihm noch eine vorzüglichere Gelegenheit vorbehalten, Welt und Menschen in noch weiterm Umfange kennen zu lernen, und zugleich seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste zu leisten. Er ward

gegen das Ende des siebenjährigen Krieges nach London geschickt, um die Angelegenheiten wegen der Lieferungen des Landes an die von England besoldete alliirte Armee zu besorgen, und deren Bezahlung zu betreiben. Er blieb acht Monate dort, und benutzte diese Zeit zur Einsammlung vieler Kenntnisse über Verfassung, Politik, Industrie, Handlung, Literatur, Schauspiele, Nationalbelustigungen, und vor allem über menschliche Charaktere.

Als der Bischof und Churfürst Klemens August 1761 gestorben war, und nun, dem westphälischen Frieden gemäß, ein protestantischer Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg die Regierung von Osnabrück bekam, verzog sich die Bestimmung desselben doch noch zwei Jahre lang, weil der Hof zu London unschlüssig war, welcher Prinz zu wählen sey. Man hielt endlich für vortheilhafter, anstatt des Bruders des Königs, der schon bei Jahren war, des Königs zweiten neugebohrnen Prinzen zum Bischofe zu machen, ob sich gleich dabei verschiedene Schwierigkeiten hervorthaten. Möser war gerade in dieser kritischen Zeit in England, und er trug die Gründe des Königs mit vieler Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, und mit großem Scharfsinne vor. Insgeheim bekam er von dem Monarchen den ehrenvollen Auftrag, daß nichts zur Ausführung beschlossen werden sollte, ehe er sein Gutachten darüber gegeben hätte —

das heißt: Möser war während der Minderjährigkeit des Bischofs, also an zwanzig Jahre lang, nicht dem Titel und Range nach, aber in der That, der erste Rathgeber des Regenten, und hatte unmittelbaren Einfluß in die wichtigsten Regierungsangelegenheiten.

Es läßt sich für einen angesehenen Geschäftsmann nicht leicht eine delikatere Lage denken, als jetzt die Lage Mösers war: denn er diente zugleich dem Landesherrn, den der König von England vertrat, und den Ständen; und sollte das so oft entgegengesetzte Interesse zugleich beider Partheien besorgen. Der Einsichtsvollste hätte hier scheitern können; und es würde kein Beweis eines wesentlichen Fehlers seyn, wenn ein Geschäftsmann in solcher schwierigen Lage, auch bei der unbescholtensten Aufführung, irgend einer der entgegengesetzten Partheien hätte mißfallen müssen. Aber es ist ein Beweis der seltensten Geistesgaben, verbunden mit der unerschütterlichsten Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit und Billigkeit: daß, bei so manchen vorkommenden äußerst verwickelten Fällen, jedermann mit Mösern zufrieden war, auch nachdem der Fürstbischof wirklich zur Regierung kam: eine Epoche, wo sich gewöhnlich manche Gesinnungen zu entdecken pflegen, die unter einer vormundschaftlichen Regierung verborgen blieben. Und als damals in vielen Stücken manches sich änderte,

blieb Mösern dennoch fortdauernd das Vertrauen des Bischofs und der Stände. Dieses Vertrauen erhielt er nicht durch jene schleichende Politik, welche bei Männern, die sich in wichtigen Staatsbedienungen lange erhalten, nur allzuoft zu finden seyn soll. Sein edler Charakter verschmähte alle Schleichwege. Wer etwas Schlechtes suchte, durfte nicht hoffen, ihn seinen Zwecken geneigt zu machen; wer aber etwas Gutes, etwas Billiges, etwas dem Vaterlande Ersprießliches auszuführen meinte, dem zeigte er sich immer bereit, so viel möglich, beizustehen. Er wußte, wann er schonen, wann er nachgeben, wann er einen Theil aufopfern mußte, um das Ganze zu erhalten. Er wußte, wann er zu schweigen, und wann er zu reden hatte, und wie mit jedem zu reden war, um ihn zu dem geneigt zu machen, was ausgeführt werden sollte. Doch war es ihm nicht genug, daß gute Absichten auszuführen wären; er ließ die besten Vorschläge ruhen, bis er die Mittel ausgefunden hatte, welche deren Ausführung möglich machten: wohl wissend, daß ohne Ausführung die schönsten Vorschläge wenig werth sind.

Möser arbeitete in allen wichtigen Geschäften selbst; und wenn er andern minder wichtige übertrug, so hatte er auch diese reiflich durchdacht, und gab entweder im voraus Anleitung, wie sie auszuführen waren, oder beurtheilte das, was jene gearbeitet hatten,

nach eigener Einsicht, ohne sich jemals bloß auf andere zu verlassen. Hierzu half ihm sein durchdringender Geist, von jeher gewohnt, jeden vorkommenden Gegenstand ganz durchzudenken, und nichts anzugreifen, was er nicht übersah.

Ob aber Möser gleich in einer langen Reihe von Jahren in Staatsgeschäften, bei Kriegsheeren, und überhaupt in dem großen vermischten Zirkel des Weltlebens zubrachte, so ward dadurch sein Herz doch nie verhärtet oder unempfindlich gemacht. Nie verlor er im geräuschvollen Weltleben weder den innigen Sinn für Moralität und Tugend, die Frucht tiefen Nachdenkens im einsamen Studirzimmer, noch den Sinn für häusliche Glückseligkeit, für Menschlichkeit, für Theilnahme am Wohle Anderer, für Mitleiden und für alle feine Empfindungen und gesellige Tugenden, die vorzüglich seinem eigenen häuslichen und freundschaftlichen Zirkel eigen waren. Er war redlich, bieder, patriotisch, uneigennützig im höchsten Grade, menschenfreundlich, wahr, zuverläßig, fest ohne Eigensinn, nachgebend ohne Schwachheit, unverzärtelt ohne Rauhigkeit, gutherzig ohne Unbesonnenheit, froh und munter ohne Leichtsinn, gleichmüthig ohne Gleichgültigkeit, seines Werths sich bewußt ohne Egoismus, frugal ohne Geiz, mildthätig ohne Pralerei, gastfrei ohne Verschwendung.

Möser gehörte auf keine Weise zu den Män-

tieen, die im Rufe mehr gewinnen, und dagegen verlieren, wenn man sie in der Nähe sieht. Er gewann vielmehr sehr, man mochte ihn in kleiner oder großer Gesellschaft sehen. Sein Charakter war wahr, aber nicht von der rauhen Wahrheit, welche andern lästig wird. Er trug in Gesellschaft jeden andern, und drückte niemand. Er wußte das Eigenthümliche und Beste jedes Charakters, der ihm in Gesellschaft vorkam, bald zu entwickeln, und suchte ihn dem gemäß zu unterhalten. Doch bemächtigte er sich, selbst unter Freunden, nie herrisch des Gesprächs, vertheidigte nie seine Meinungen hartnäckig, hatte nie das Ansehen belehren zu wollen, sondern nur Gedanken zu wechseln, und da belehrte er oft am meisten, wegen des Werths seiner Gedanken. Er kannte seinen eigenen Werth, trug ihn aber nie zur Schau, von Stolz oder Dünkel ganz rein. Sein Witz war treffend, aber urban, so wie sein Scherz, seine Satire milde, nie bitter. Er urtheilte nicht nach Laune, aber oft skeptisch. Seine Urtheile von einzelnen Menschen waren weder heftig, noch hämisch; aber treffend wahr, sobald es sich thun ließ, seine Meinung ganz zu sagen. Er sprach nie beleidigend, und hielt sich durch Worte oder Widerspruch nicht beleidigt, und wenige hätten auch einen solchen Menschen beleidigen können, der gegen alle, die er um sich sah, indulgent, nur gegen sich selbst streng war.

Im Jahre 1762 erhielt er, mit Beibehaltung

seiner andern Aemter, die einträgliche Stelle eines Justitiarius beim Kriminalgerichte in Osnabrück. Nach sechs Jahren legte er dieses Amt wieder nieder, als er die wichtige Stelle eines geheimen Referendars bei der Regierung erhielt, in welcher er zum großen Nutzen des Landes bis an sein Ende verblieb. Erst im Jahre 1783 bei dem wirklichen Regierungsantritte des Fürstbischofs, nahm er, auf wiederholtes Verlangen der Regierung, den Titel als geheimer Justizrath an. In beständiger Beobachtung seiner Pflichten und im ungestörten Geistesgenusse verlebte er viele frohe Jahre, glücklich in seinem Hause, in der Stadt und im Lande verehrt und geliebt, seinem eigenen Ausdrucke nach, erfreut durch vieles, betrübt durch weniges, gekränkt durch nichts. Wie sehr ihn die Osnabrückische Ritterschaft, welcher er so treu diente, hochhielt und ehrte, zeigte sich besonders in der rührenden Feierlichkeit, womit sie am 17ten Januar 1792 sein funfzigjähriges Dienstjubiläum beging. In den Inschriften auf dem Piedestale eines kleinen Monuments, womit die Tafel geschmückt war, dankte sie ihm „als einem Manne, der in allen Geschäften gleich thätig, das Wohl des Vaterlandes in jedem seiner Zweige ruhmvoll beförderte, der durch Eifer, Klugheit und tiefe Einsicht alle Erwartung weit übertraf, der in bedenklichen Lagen dessen Schritte leitete, ohne Geräusch, doch dauerhaft, das Glück desselben begründete; der durch seinen Geist und seine

Werke es selbst im Auslande gerühmt machte, und der das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden wußte.“

Möser war seit dem Jahre 1746 mit einer Gattin verbunden, die an Geist und Herz und Kenntnissen eines solchen Mannes würdig war. Sie starb ihm im Jahre 1787, und seinen einzigen sehr hoffnungsvollen Sohn verlor er im zwanzigsten Jahre auf der Universität zu Göttingen. Aber dieser Verlust ward ihm ersetzt durch die unbeschreibliche Liebe seiner einzigen Tochter, verehelichten von Voigt, in Melle bei Osnabrück, einer Frau von dem edelsten Geiste und Herzen. Sie hing fast mit noch mehr als kindlicher Liebe an ihm, und war auch wieder die Freude seines Lebens. Nach dem Tode seiner Gattin widmete seine Tochter sich ihm ganz, und alle Sorgfalt, alle Pflege, alle geistige Unterhaltung, welche die zärtlichste Liebe gewähren kann, wendete sie an, sein Leben zu versüßen.

Viele Jahre genoß Möser einer guten Gesundheit, und vorbeigehende Beschwerden ertrug er gleichmüthig; er ging daher auch jährlich nach Pyrmont, nur um sich mit seinen Freunden zu unterhalten, und um die heitere Luft zu genießen, brauchte aber weder Brunnen, noch Bad. Bei herannahendem Alter empfand er öfters eine Art von Krämpfen, die einige

Tage anhielten. Es war dieses vielleicht bloß eine der gewöhnlichsten Unbequemlichkeiten des Alters; er schrieb es aber einem kalten Bade zu, das er einst genommen hatte, und erklärte diese innern Spannungen durch eine sehr sinnreiche Hypothese, vermöge welcher er zu deduciren wußte, die Natur arbeite von innen heraus, um nach und nach das Gleichgewicht der körperlichen Oekonomie wieder herzustellen. Diese Gedanken, bei ihm zu einer festen Ueberzeugung gediehen, machten, daß er, sobald er seine Beschwerden verspürte, sich ganz ruhig aufs Bette streckte, um die vermeinten wohlthätigen Bemühungen der Natur abzuwarten, selbst schlaflose Nächte nicht achtete. Er scherzte oft mit seinen Freunden über seine eigene Beharrlichkeit, aber diese gründete sich auf die feste Ueberzeugung, daß die Natur das Uebel durch das Uebel selbst heilen werde. Selbst seine letzte Krankheit hielt er anfänglich für eine Wohlthat der Natur. Bald aber merkte er seinen Irrthum, fühlte, daß es Todesschweiß war, und sagte, eingedenk seines Streites mit seinen Freunden über die Richtigkeit seiner Hypothese, mit größter Gleichmüthigkeit: „Ich habe den Prozeß verloren.“ Er starb am 8ten Januar 1794, wie er gelebt hatte, mit einer Fassung, Seelenruhe und Gottergebenheit, wie sie sich für seinen Charakter durchaus schickte, einen Charakter, in welchem Heiterkeit und Ernst eben so harmonisch, als eigenthümlich, und auf eine höchst

seltene Weise vereinigt waren. Die Welt zählt sehr wenig Männer in bedeutenden Posten, die, wie er, in ihrem ganzen Leben keinen Menschen drückten, und die, wie er, nur Freude und Ruhe um sich her zu verbreiten strebten.

Mösers Person war von mehr als gewöhnlicher Größe, so sehr, daß sein Vater sich nicht traute, ihn vor dem Jahre 1740 außer Landes auf eine hohe Schule zu schicken, bis König Friedrich Wilhelm der Erste von Preußen gestorben war, welcher bekanntlich glaubte, auf alle Jünglinge, höher als fünf Fuß sieben Zoll, ein göttliches Recht zu haben, sie seiner großen Grenadiergarde einzuverleiben. Er war stark von Gliedern, alle im äußersten Wohlverhältnisse. Sein Gang war fest, nicht schwankend, nicht stattlich, nie übereilt. In seinem Angesichte war eine Uebereinstimmung von Treuherzigkeit und Würde ohne Anmaßung, von Verstande, vereinigt mit Fülle und Feinheit der Empfindung, die sich nicht beschreiben läßt, aber Jedem Zutrauen zu diesem Gesichte einflößte. In seinem ganzen Wesen war Ernst mit Freundlichkeit verbunden. Sein Mund lachte selten, aber fast beständig schwebte auf seiner heitern Stirn und auf seinem ganzen Antlitze das unauslöschliche Lachen, das Homer seinen Göttern zuschreibt. Er war nichts weniger als habsüchtig, aber doch in jüngern Jahren eine ziemliche Zeit nahe daran — Gold machen zu wollen. Weyn er in der Folge mit

seinen Vertrauten davon sprach, pflegte er wohl zu sagen: „Was wäre man für ein Mensch, wenn man nicht einmal einen vergeblichen Wunsch gehabt hätte!“

Als Schriftsteller zu glänzen war nie weder sein Wunsch, noch sein Streben, und dennoch ward er einer der geachtetsten und beliebtesten deutschen Schriftsteller. Da er den Ruhm nicht suchte, fand er ihn. Es war bei ihm wie bei so vielen Schriftstellern der Griechen und Römer, die eben deswegen die Lehrer und Muster aller Zeiten geworden sind; der Schriftsteller Möser war nur ein Schatten des Geschäftsmannes Möser! und daher das Wahre, Große, Nützliche, von allem Müßigen und Gezierten Freie in seinen Schriften. Die meisten seiner literarischen Produkte waren Kinder seiner Amtsgeschäfte; Lokalbedürfnisse, Ereignisse oder sonst ein Zufall gaben vielen seiner gedruckten Arbeiten das Daseyn. Seine Staatsämter führten ihn tief in das Studium der Politik, des Staatsrechts, des diplomatischen Faches und der Geschichte; vorzüglich der Deutschen des Mittelalters und ganz besonders der seines Vaterlandes. So entstund seine Osnabrückische Geschichte, ein Buch, das für die Geschichte des ganzen Deutschlands eine neue Epoche macht. Es ist voll von feinen, gleichsam nur beiläufig hingeworfenen Be-

merkungen, welche ganz neue Aufschlüsse in der alten Geschichte geben, demjenigen, welcher darauf zu achten weiß. Daher will dasselbe aber auch nicht sowohl gelesen, als vielmehr studirt seyn. Schade, daß die Geschichte nur bis aufs Jahr 1792 geht!

Möser schrieb für Osnabrück die Intelligenzblätter, in welchen er die nützlichsten, oft verkannten, Wahrheiten in den geistreichsten, launigsten Aufsätzen zu verbreiten suchte. Diese Aufsätze wurden nachher unter dem Titel: Patriotische Phantasien in vier Bänden zusammengedruckt, und er ward dadurch hauptsächlich in ganz Deutschland als einer der vorzüglichsten Schriftsteller bekannt. Es liegt in diesen Aufsätzen ein Reichthum neuer Bemerkungen und Aussichten, die feinste Kenntniß des menschlichen Herzens, feste Theorie der schönen Künste, geistreiche Belesenheit und scharfe Laune. Wie der große Mann in seinem Leben Recht und Gerechtigkeit mit geradem, festen Sinne, der fern von der Verstellungskunst so vieler abgeschliffenen Weltleute war, verbreitete: so war dieß auch die wohlthätige Tendenz aller seiner Schriften, und die wenigen Spuren von Sophistik, die sich in seinen Aufsätzen über Verhältniß der Theorie zur Praxis und über Leibeigenschaft finden, mögen sich theils aus seinem Hange zum Paradoxen, theils aus lo-

kalen Ursachen erklären lassen, wiewohl es freilich auch durch diese nicht ganz gerechtfertigt wird, daß er gegen seine Ueberzeugung als Schutzredner der Leibeigenschaft auftrat. — An dem Herausgeber seiner übrigen kleinen Schriften, seinem Freunde Nicolai, hat Möser zugleich einen würdigen Biographen gefunden.

Orang Zeb.

Kaiser der Mogolen.

Eine seltsame Mischung von Größe und Kleinheit, von Edelmuth und Laster zeichnet diesen Mogolen aus. Der größte Bösewicht und Heuchler war ein mäßiger, tapferer und sehr arbeitsamer Fürst, der Schmeichelei haßte und seine Fürstenpflichten kannte.

Orang Zeb war ein Sohn des Schach Johann, und im Jahre 1618 gebohren. Selten äusserte ein Fürst glücklichere Talente zur Regierung, als er. Wenn er auch das majestätische Ansehen und die vortheilhafte Gestalt nicht hatte, welche die morgenländischen Völker an ihren Monarchen so gern sehen, so ward man doch in seiner Miene und Gesichtsbildung einen scharfsinnigen und großen Geist gewahr. Er hatte feurige Augen, in denen alle Leidenschaften zu sehen waren, die sein Herz erfüllten, wenn er sie sehen lassen wollte. Er war eben so sehr Herr von

seinen Reden, als von seinem Gesichte, und wußte sich so zu verstellen, daß man nie seine wahre Gesinnung errieth. Man konnte aus seinem magern Gesichte die Strenge der Sitten abnehmen, aber sie hatte keinen Grund in seinem Herzen. Er hatte von Natur einen großen Hang zu den Vergnügungen, und er enthielt sich derselben bloß aus Staatsklugheit; er beobachtete eine strenge Lebensart aus Prahlerei, und kämpfte ohne Unterlaß gegen seine Neigungen, um den Charakter nicht zu verleugnen, den er angenommen hatte, als er zur Regierung zu gelangen suchte.

Die Religion war die Farbe, die er Handlungen anstrich, welche am meisten mit der Menschheit stritten. Die Maaßregeln, die er aus Klugheit ergriff, waren nie die, zu welchen Menschen von gemeiner Klugheit würden gegriffen haben; Umschweife und Kunstgriffe waren die einzigen Mittel, die er anwandte, um zu seinem Zwecke zu gelangen. So grausam er aber auch war, so hatte er doch im Herzen eine Neigung zur Güte. Er vergoß Blut, bloß aus Herrschsucht. Er würde über das Unglück derer, die von ihm unterdrückt wurden, Thränen vergossen haben, wenn sein Eigennutz nicht selbst die Quelle derselben vertrocknet hätte. Orang Zeb war argwöhnisch aus Vorsicht, und rachgierig aus Furcht. Kurz, der Wunsch zu regieren, und das Verlangen, sich auf dem Throne zu erhalten, waren bei ihm so:

wohl der Grund der Tugenden, von denen er sich den Schein gab, als auch der Laster, die ihn entehrten.

Orang Zeb hatte Brüder, welche alle ein Recht zu haben vermeinten, ihrem Vater auf dem Throne zu folgen. Das sicherste Mittel, wodurch Orang Zeb nach dem Tode seines Vaters zum Throne zu gelangen, oder wenigstens sein Leben und seine Freiheit zu erhalten suchte, wenn das Glück sich für einen andern erklären sollte, war, daß er den Schein annahm, als ob er sein Verlangen nach der Regierung der Religion aufopferte. Er seufzte unablässig nach dem Augenblicke, wo er von der Sklaverei der weltlichen Hoheit frei, seine Tage in beständigen Bußübungen beim Grabe Mahomets zubringen könnte.

In der Provinz Decan, deren Statthalterschaft ihm der Kaiser angetragen hatte, verwandte er sich mit dem lebhaftesten Eifer für die Aufnahme der Religion. Er baute Moscheen, und begab sich in die Gesellschaft der Faquirs, um den Schein zu haben, daß er die Welt eben so, wie sie, verachte. Indeß war doch seine Verstellung nicht groß genug, daß man nicht eine gewisse List und Feinheit selbst in seinen frömmsten Handlungen entdeckt haben sollte.

Eines Tages ließ er alle Faquirs des Landes zusammen kommen, um Almosen unter sie auszutheilen,

und das Vergnügen zu haben, wie er es nannte, Reiß und Salz mit ihnen zu essen. Der Platz, auf welchem sie zusammen kamen, war ein weites Feld. Orang Zeb ließ dieser ungeheuren Menge armer Büßenden eine ihrem Stande gemäße Mahlzeit vorsetzen. Als man gegessen hatte, ließ der Vicekönig eine große Menge neuer Kleider bringen, und sagte zu den Faquirs, er könnte sie nicht länger mit alten Lumpen bedeckt sehen. Er wußte nämlich, daß die meisten von diesen Bettlern Goldstücke in ihren Kleidern verborgen haben, zu denen sie durch Betteln oder Betrügen gelangen. Viele weigerten sich, ihre alten Lumpen abzulegen, und schützten vor, es gehöre zu ihrem Stande; man hörte sie aber nicht, und der Prinz blieb dabei, daß alle Faquirs an seinem Allmosen Theil haben müßten. Man zog ihnen die alten Kleider mit Gewalt vom Leibe, und sie mußten dafür neue anziehen. Die alten Lumpen wurden alle auf einen Haufen geworfen und angezündet, da man dann eine so beträchtliche Summe in der Asche fand, daß Orang Zeb dadurch am meisten in den Stand gesetzt wurde, gegen seine Brüder einen Krieg zu unternehmen.

Dieser blutige Kampf entschied für Orang Zeb. Er entfernte seine Brüder vom Throne, indem er einen durch den andern überwand, und indem er sich für einen Rächer des Vaterlandes und des Alcorans

ausgab, den er in einer Hand hielt, während er mit der andern Mord und Blutvergießen befahl. Morad-Bakche, der jüngste Bruder des listigen Orang Zeb, hatte das Meiste zum Glücke seiner Waffen beigetragen. Dieser junge Prinz schmeichelte sich Kaiser zu werden, weil es ihm sein Bruder versprochen hatte, der immer nichts sehnlicher wünschte, als an Mahomeds Grabe zu sterben. Die Krönung war aber das, womit sich der schöne Traum des leichtgläubigen Morad-Bakche endigte, und diente zugleich zur Entwickelung der boshaften Streiche des vermeinten Faquirs.

Orang Zeb stellte sich krank, und ließ den Morad-Bakche zu sich rufen, um mit den Sterndeutern zu überlegen, ob der zu seiner Krönung angesetzte Tag ein glücklicher Tag seyn würde. Der unglückliche Prinz, der die Warnung seiner Freunde nicht achtete, begab sich in das Lager seines Bruders, in Begleitung des Chab-Abas, seines Verschnittenen, und einiger Offiziere von seiner Armee. Auf dem Wege begegnete ihm Ebrahim-Cham, einer von Orangs Zebs Generalen, und gerührt von dem Unglücke, in welches sich ein Prinz stürzte, der seiner Tapferkeit und Großmuth wegen von der ganzen Armee geliebt ward, fiel er dem Pferde in den Zügel. — „Wo willst Du hin, Prinz? sagte er in einem traurigen und gerührten Tone, welches un-

glückliche Gestirn führt Dich zu Orang Zeb?“ — „Ich eile auf den Thron, antwortete ihm Morad-Bakche, und ich soll die Zeichen der kaiserlichen Würde aus den Händen meines Bruders Orang Zeb selbst bekommen.“ Bei diesen Worten ließ Ebrahim den Zügel los, und ging mit Thränen in den Augen fort. Die bald darauf erfolgte Anrede des Cassi oder obersten Priesters hätte dem verblendeten Morad-Bakche die Augen öffnen sollen: „Dein Eingang ist glücklich, sagte er, gebe der Allmächtige, daß es Dein Ausgang auch sey.“

Morad-Bakche schien damals unruhig und erschrocken, aber die Erscheinung Orang Zebs, der ihm mit den Vornehmsten der Armee entgegen kam, machte, daß er auf die Anrede des Cassi nicht achtete. Die Ehrerbietung und das unterthänige Bezeugen des vermeinten Faquirs, der sich zur Erde vor ihm niederwarf, machten ihm Muth, und nie hatte man eine zärtlichere Zusammenkunft zwischen zween Brüdern gesehen. Orang Zeb, der seinen angenommenen Charakter bis ans Ende behaupten wollte, nahm sich gar sehr in Acht; er nahm den Morad-Bakche bei der Hand, führte ihn in ein prächtiges Zelt, und setzte ihn auf einen Thron, neben welchem er sich auf einem niedrigen Stuhle niederließ. Er ließ sich's sehr angelegen seyn, die Fliegen, die sich auf ihn setzen wollten, zu verjagen, und ihm den

Schweiß vom Gesichte zu trocknen. Er wandte alle Liebkosungen, allen Eifer und alle Zärtlichkeit an, um seinen Bruder am Rande des Abgrundes einzuschläfern. In dieser Trunkenheit von Freude und Hoffnung bereitete man für den Morad-Bakche ein großes Gastmahl. Die beiden Brüder setzten sich allein an eine Tafel, und um einen so festlichen Tag noch festlicher zu machen, ließ Orang Zeb zum erstenmale in seinem Leben Wein auftragen.

Morad-Bakche trank stark, und ward bald betrunken. Er fiel in einen tiefen Schlaf, und sein Verschnittner, der allein bei ihm geblieben war, brachte ihn von der Tafel in ein anderes Zelt, damit er bequemer schlafen möchte, und setzte sich zu den Füßen des Bettes. Unruhe, Angst und allerlei fürchterliche Vorstellungen machten, daß dieser getreue Diener kein Auge zuthun konnte. Er sah bald darauf den Orang Zeb mit einem seiner Enkel, der fünf oder sechs Jahr alt war, ins Zelt treten. Der Prinz winkte dem Verschnittenen mit der Hand, daß er schweigen sollte, gleich als ob er einen Spaß mit dem schlafenden Prinzen haben wollte. Er näherte sich dem Bette, und versprach dem kleinen Knaben ein Geschenk, wenn er dem Prinzen den Säbel und den Dolch wegnehmen könnte, ohne ihn aufzuwecken. Der Knabe that dieß mit aller Geschicklichkeit, und trug die Waffen seines Onkels in ein anderes Zelt.

Den Augenblick traten sechs Soldaten von der Garde des Orang Zeb mit silbernen Ketten herein, und weckten mit ihrem Geräusche den Morad-Bakche auf, Der Prinz suchte seinen Säbel, und erschrak, da er ihn nicht fand.

„Man bemächtige sich seiner, rief der heuchlerische Orang Zeb, man belege diesen Uebertreter des Gesetzes mit Ketten, der sich durch seine Unmäßigkeit des Thrones unwürdig gemacht hat.“ Morad-Bakche, der ihm einen verächtlichen Blick zuwarf, sagte weiter nichts, als die Worte zu ihm: „Sind das die Schwüre, die Du mir über dem Alkoran geleistet hast?“ Orang Zeb hielt ihm mit der Hand den Mund zu, daß er nicht weiter reden konnte, und zu gleicher Zeit setzte man ihn auf einen Elephanten, und brachte ihn in eine Festung des Reichs. Die Maaßregeln des Orang Zeb waren mit so viel Ueberlegung ergriffen worden, und sie wurden so geheim ausgeführt, daß niemand in beiden Lagern von dem Vorfalle mit dem Morad-Bakche etwas gewahr ward.

Das Fest dauerte die ganze Nacht, die Zelte waren erleuchtet; Concerte und Feuerwerke ließen sich von allen Seiten hören; die Offiziere und Soldaten, die unter einander gemengt waren, schwärmten bis an den folgenden Morgen, da sie sich denn, dem ge

gebenen Befehle gemäß, auf dem zum Triumphe des Morad-Bakche bestimmten Platze versammleten. Es war keiner von ihnen bewaffnet, außer einigen Escadrons des Orang Zeb, die aus seinen Vertrauten bestanden, und den Platz rings herum einschlossen. Die Soldaten des Morad-Bakche, die an nichts dachten, als an die glänzende Ceremonie, warteten mit Ungeduld auf ihren General, damit sie ihn zum Kaiser ausrufen könnten. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie statt des Morad-Bakche den Orang Zeb in aller Pracht der kaiserlichen Würde einherziehen, und sich auf den für seinen unglücklichen Bruder bestimmten Thron setzen sahen! Tausend Stimmen erschallten in der Luft und schrieen: Es lebe der fromme große Kaiser Orang Zeb! Die Soldaten des Morad-Bakche sahen sich auf allen Seiten eingeschlossen, und folgten dem Beispiele ihrer Generale, die durch das Geld des Orang Zeb verführt, oder von seiner Gewalt geblendet, sich zu seinen Füßen geworfen hatten. Unter mehr als vierzig tausend Mann, die sich eine Ehre daraus machten, an das Glück und die Person des Morad-Bakche gebunden zu seyn, war nicht ein einziger, der die Stimme zu seinem Besten erhob, oder nur fragte, wo er hingekommen wäre.

Orang Zeb erhielt sich durch eben die Heuchelei auf dem Throne, vermittelst deren er sich auf der-

selben gesetzt hatte. Er ließ sich von den Kindern eines gewissen Sayed eine Bittschrift überreichen, worinn der unglückliche Morad-Bakche als ein Mörder ihres Vaters angeklagt ward. Sie verlangten zugleich den Kopf dieses Prinzen, als eine Vergeltung des von ihm vergossenen unschuldigen Blutes.

Orang Zeb nahm diese Klage nicht an, ohne darüber Thränen zu vergießen, er sah sogar die Ankläger mit ergrimmten Augen an; aber nachdem er sich einige Augenblicke bedacht hatte, sagte er: „Wenn Morad-Bakche strafbar ist, so ist er doch mein Bruder; sollte ich sein Blut vergießen müssen?“ — Ja, antworteten ihm die Sterndeuter seines Hofes, die zu diesem Auftritte schon vorbereitet waren, „Du mußt das Blut des Missethäters vergießen; der Himmel drohet Dir mit der unglücklichsten Regierung, wenn Du aus Schwachheit das erste Verbrechen, das vor Deinen Thron gebracht wird, unbestraft lässest.“ Orang Zeb schien, als ob er bloß nachgäbe, und unterschrieb das Todesurtheil.

Dieser Wütherich hatte auf gleiche Weise seine andern Brüder seiner Furcht und Eifersucht aufgeopfert. Diese Missethaten waren aber nur Vorbereitungen zu einer weit größern. Der alte Kaiser Johann lebte noch in dem Winkel eines Gefängnisses. Der gottlose Orang Zeb, der nicht warten wollte,

bis Alter und Gram diesem unglücklichen Vater das Leben raubte, beschleunigte den Tod desselben durch Gift. Nach solchen Missethaten, und da seine Hände noch von dem Blute eines Vaters und dreier Brüder rauchten, rief er aus: „Dir, allmächtiger Gott, habe ich den Thron zu danken. Aus einem armen Faquir hast du den mächtigsten König des Erdbodens gemacht, um alle Menschen zu lehren, daß du die Stolzen erniedrigest und die Demüthigen erhebest.“ — Giebts eine schrecklichere Art von Heuchelei?

Als ruhiger Besitzer des Throns glaubte Orang Zeb seine Missethaten dadurch zu büßen, daß er seinen Tisch auf Gerstenbrod, Hülsenfrüchte und Wasser einschränkte. Dieser Bösewicht war übrigens in seinen Unternehmungen glücklich. Er eroberte die Reiche Decan, Visapour, Golconda und Carnate, und fast die ganze große Halbinsel, auf deren Küsten Coromandel und Malabar liegt. Er verdiente dieses Glück einigermaßen durch seine Mäßigkeit, Tapferkeit und Arbeitsamkeit. Er arbeitete nach einer überstandenen großen Krankheit mehr als seine Kräfte erlaubten, und da ihm einer seiner Minister vorstellte, daß ihm diese Anstrengung schaden und schlimme Folgen haben könnte, sah ihn Orang Zeb mit verächtlichen und zornigen Augen an, wandte sich zu den andern Hofleuten, und sagte die merkwürdigen Worte zu ihnen: „Gesteht ihr nicht, daß es Umstände giebt,

wo ein König sein Leben wagen, und mit den Waffen in der Hand sterben muß, um sein Vaterland zu vertheidigen? und dieser elende Schmeichler findet nicht für gut, daß ich zum Glücke meiner Unterthanen arbeiten und wachen soll. Glaubt er denn, ich wisse nicht, daß mich die Vorsehung zum Glücke so vieler Millionen Menschen, die sich mir unterworfen haben, auf den Thron gesetzt habe? Nein, nein! Orang Zeb wird nie den Vers des Zady vergessen: Könige, regiert selbst, oder hört auf Könige zu seyn; ach! Glück und Hoheit legen uns ohnedem schon mehr als zu viel Schlingen! Wir sind so unglücklich, daß uns alles zur Weichlichkeit verführen will, das Frauenzimmer durch ihre Karessen, die Wollüste durch ihre Reizungen. Müssen auch noch Minister ihre Stimme erheben, um die ohnedem schwache und wankende Tugend der Könige zu bestreiten, und sie durch ihre schlimmen Rathschläge ins Verderben zu stürzen?“

So sehr Orang Zeb seine Religion zu lieben schien, und mit der einen Hand das Schwerdt, mit der andern den Koran hielt, so glaubt man doch, daß er ein Indifferentiste war. Er sprach einst mit einem sehr gelehrten Rabbiner über die verschiedenen Religionen in der Welt. Welcher kann man den Vorzug geben? sagte Orang Zeb, der christlichen, der mahomedanischen, oder der jüdischen?“ Der Jude, dem diese Frage verfänglich schien, antwortete durch jenes

berühmte Gleichniß von dem Diamante von unschätzbarem Werthe, das Lessing in seinen Nathan aufnahm. „Ein Hausvater, erzählte er, hatte einen Diamant von unschätzbarem Werthe; ein jeder von seinen Söhnen, deren er drei hatte, wünschte denselben zu seinem Erbtheile zu bekommen. Der Vater ließ daher, um den Streitigkeiten nach seinem Tode vorzukommen, ein Paar andere Diamanten so künstlich und dem ersten so ähnlich schleifen, daß es, ob sie gleich unächt waren, doch nicht möglich war, sie von einander zu unterscheiden. Er theilte sie alle drei unter seine Söhne aus, und ein jeder von ihnen glaubte den rechten zu haben. So hat auch der Schöpfer der Welt, fuhr der Jude fort, seinen Kindern dreierlei Gesetze gegeben; ob zwei davon falsch, und nur eins wahr ist, das ist eine Frage, die sich schwer beantworten läßt. Sollte Gott von dem Menschen verlangen, das zu entscheiden, was er so sorgfältig vor ihm verborgen hat?“ — „Ich denke eben so wie Du, antwortete Orang Zeb, man bete nur den wahren Gott an, so ist nichts daran gelegen, in welcher Religion es sey.“

Orang Zeb erreichte ein Alter von neun und achtzig Jahren, und starb den 4ten März 1707. Gewissensbisse müssen ihn also nicht sehr beunruhigt haben!

Alexis Petrowitz.

Erstgebohrner Prinz Peters des Großen.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ereignete sich in Rußland ein Vorfall, der in der Geschichte nur wenige seines gleichen hat. Wie einst der Römer Brutus seine beiden Söhne dem Wohle des Staats aufopferte, so ließ Peter der Große seinen erstgebohrnen Sohn morden. Dieser unglückliche Prinz hieß Alexei, oder Alexis Petrowitz. Er war im Jahre 1690, mit allen Eigenschaften seiner kaiserlichen Mutter, der Tochter eines russischen Bojaren, gebohren. Diese Fürstin war von den abergläubischen und groben Gewohnheiten, Sitten und Irrthümern ihrer Nation so eingenommen, daß Peter der Große ihr dieselben nie abgewöhnen konnte. Alle nützliche Neuerungen, die Peter einführte, schienen ihr die größten Laster zu seyn, und die Fremden, welche ihr Gemahl sich zugesellte, um seine grossen Absichten zu erreichen oder auszuführen, waren

in ihren Augen Verderber des Staats und Stöhrer der allgemeinen Ruhe.

Alle diese Eigenschaften wurden dem Prinzen Alexis durch diejenigen, denen er zur Erziehung anvertraut ward, und die von eben dem Charakter seiner Mutter waren, noch stärker eingeprägt. Sein Hauptverderben war es, daß die Geistlichen seine ersten Erzieher waren, denn das waren die eigentlichen Mißvergnügten gegen seinen Vater, der ihre Vorrechte und Einkünfte eingeschränkt, und ihrer Gewalt ein Ziel gesteckt hatte. Die Popen erzogen ihn mit jesuitischer Klugheit ganz nach ihren Grundsätzen. Sie brachten ihm widrige Vorstellungen und Abneigung gegen seinen Vater bei, und nannten die kirchlichen Verbesserungen Peters Ketzereien. Die Ungnade seiner Mutter, von der sich Peter im Jahre 1707 hatte scheiden, und dieselbe in ein Kloster sperren lassen, vermehrte die Erbitterung des Zaarewitz.

Mit Wehmuth sah der Kaiser, daß sein Sohn sich auf schlimmen Wegen befände; er suchte ihn auf bessere zu leiten, aber die ersten Eindrücke hatten zu tief gewurzelt, sie ließen sich nicht mehr ausrotten. Der Prinz besaß eine Abneigung gegen alles Lernen und Wissen — die Theologie allein ausgenommen. In seinem funfzehnten Jahre hatte er fünfmal die Bibel im Russischen, und einmal in der Lutherischen

Uebersetzung ganz durchgelesen. Dabei besaß er so viele andere theologische Lectüre und Kenntnisse, wie schwerlich ein Student der Theologie im russischen Reiche. Alles, was man ihm sonst beibringen konnte, war, daß er gut deutsch sprach und schrieb, und etwas von der Zeichenkunst und Mathematik erlernte. Aus Abneigung an nützlicher Beschäftigung verfiel er auf schlechte. Er gab sich allen Ueppigkeiten einer unbesonnenen Jugend preis, und entehrte sich dadurch so sehr, daß er die Verachtung des ganzen Hofes ward, und selbst derjenigen, die sich seine Schwachheiten zu Nutze machten.

Um ihn mit den Reichsangelegenheiten bekannt zu machen, und durch Würde und Thätigkeit ihn von seiner wüsten Lebensart abzuziehen, setzte Peter, wie er im Jahre 1710 gegen die Türken zu Felde zog, Alexis zu seinem Stellvertreter, zum interimistischen Chef der Regierung ein. Nichts durfte indeß — was unter den Umständen weislich gethan war — ohne die Vorschrift und Einwilligung des kaiserlichen Vaters geschehen. Diese Einschränkung gefiel aber dem Prinzen nicht. Die Ehre dieser Scheinautorität hatte zu wenig Reiz für ihn. Es liefen viele Klagen und Beschwerden über die gemachten kirchlichen Einrichtungen ein. Man glaubte durch den jungen Regenten ihre Abhülfe erlangen zu können. Und dieser hatte auch die Unvorsichtigkeit, Petern dar-

über nachdrückliche Vorstellungen zu machen, Vorstellungen, deren Folgen für sein Leben hätten gefährlich werden können, wenn der entrüstete Vater in dem Aufwallen seines Grimmes dem Sohne näher gewesen wäre.

Noch ein Mittel versuchte Peter, um den Verirrten von der Bahn der Unrühmlichkeit abzuziehen. Er vermählte ihn im Jahre 1711 mit einer Braunschweigischen Prinzessin. Allein diese Wahl war die unglücklichste. Alexis begegnete seiner liebenswürdigen Gemahlin nicht nur unanständig, er mißhandelte sie, und ein gemeines, feiles Mädchen aus Finnland wurde der Gegenstand seiner ausschweifenden Liebe. Seine Gemahlin nahm sich die harte Begegnung, die sie erfahren mußte, so zu Herzen, daß der Gram sie nach wenig Jahren tödtete.

Mit dem größten Herzeleid sah Peter, daß alle seine Mühe und Arbeit, welche er anwandte, nach seinem Tode durch sein eigenes Blut verderbt werden würde. Er schrieb also seinem Sohne folgendes: „Ich werde noch eine kurze Zeit Geduld haben, um zu sehen, ob Ihr Euch bessern wollt; wo nicht, so eröffne ich Euch hiermit: daß ich Euch von der Erbfolge ausschließen werde, wie man ein unnützes Glied aus der Gesellschaft stößt. Bildet Euch nicht ein, daß ich Euch eine Furcht einjagen will; stützet Euch auch nicht auf den Namen und das Recht

meines einigen Sohnes, denn wenn ich mein eigenes Leben für das Wohl meines Vaterlandes und meiner Unterthanen nicht schone, wie werde ich Eurer schonen können. Lieber will ich einen Fremden, der es verdient, zum Nachfolger einsetzen, als meinen eigenen Sohn, der sich dessen unwürdig macht.“

Alexis beantwortete dieses Schreiben auf eine so niedrige, als empörende Art, nach dem Rathe seiner Vertrauten: „Ich, schrieb er, nehme Gott zum Zeugen, daß ich niemals an die Thronfolge gedenken will. Ich übergebe Ihnen meine Kinder, und begehre nichts, als einen lebenslänglichen Unterhalt.

Peter verzieh, ermahnte und drohte wechselsweise lange Zeit; allein das unbändige Naturell und die verderbte Gemüthsart des Alexis verleiteten ihn täglich zu neuen Verbrechen. Peter schrieb ihm wieder zu, und alle seine Briefe zeugen genug, wie wenig er Willens war, seinen Sohn aufzuopfern. In diesen Briefen wiederholte er alle seine Fehler, und sagte dabei: „Ich beobachte, daß Ihr in Eurem Schreiben von der Erbfolge so sprecht, als von einer Sache, wozu ich Eure Genehmigung vonnöthen hätte. Die väterlichen Ermahnungen rühren Euch nicht. Wenn Ihr meinen Rath bei meiner Lebenszeit verwerfet, wie werdet Ihr ihn denn nach meinem Tode achten? Wenn Ihr auch wirklich jetzt Willes wäret,

Euer Versprechen zu halten, so werden Euch die Langbärtigen (die Geistlichkeit) bald auf ihre Seite lenken; Ihr tadelt, Ihr verabscheuet alles, was ich für das Wohl meiner Völker und Euch thue. Bessert Euch, und trachtet der Thronfolge würdig zu werden, oder werdet ein Mönch. Antwortet schriftlich oder mündlich, sonst werde ich mit Euch wie mit einem Missethäter verfahren." — Hier hätte Alexis nur Besserung versprechen und sich befleißigen sollen, sein Versprechen zu halten; allein er begnügte sich damit, daß er antwortete, er wollte ein Mönch werden.

Der Kaiser hatte sich vorgenommen, Dännemark zu sehen; bevor er aber abreiste, ging er zum Prinzen, welcher krank war, oder es seyn wollte, und seinen Vater mit den größten Eidschwüren versicherte, daß er ein Mönch werden wollte. Peter gab ihm sechs Monate Frist, um zu überlegen, was er thäte, und reiste hierauf ab. Kaum hatte er aber Kopenhagen erreicht, so erfuhr er schon, daß Alexis stets von Aufwieglern und Mißvergnügten umringt wäre. Er schrieb ihm also, daß er entweder das Kloster, oder den Thron zu wählen hätte, und daß er sich auf das schleunigste zu ihm nach Kopenhagen begeben sollte.

Alexis stellte sich durch seine Antwort und die Anschickungen, welche er machte, als wollte er gehor-

samen, und reiste auch wirklich ab, nahm aber seinen Weg nach Wien, wo er sich in den Schutz des Kaisers Karls des Sechsten werfen wollte, und wo er bis zum Absterben seines Vaters zu bleiben gedachte. Von diesem Augenblicke an verdiente Alexis nach der Strenge der Gesetze behandelt zu werden; indessen wollte Peter der Große doch versuchen, diesen ungearteten und widerspenstigen Sohn wieder zum Gehorsam zurück zu führen; er schrieb ihm daher: „Zum letztenmale schreibe ich Euch, um Euch zu sagen, daß Ihr meinen Willen, welchen Euch Tolstoy und Romanzow in meinem Namen bekannt machen werden, zu befolgen habt. Wenn Ihr gehorsamet, so verspreche ich Euch bei Gott: daß ich Euch nicht bestrafen werde, und daß, wenn Ihr zurück kommt, ich Euch mehr als jemals lieben werde; aber wenn Ihr es nicht thut, so gebe ich Euch als Vater, und in Kraft der mir von Gott verliehenen Macht, meinen ewigen Fluch, und als Euer Herr versichere ich Euch, daß ich Mittel finden werde, Euch zu bestrafen.“

Tolstoy und Romanzow wurden abgefertiget, und trafen den Zaarewitz zu Neapel an, denn er hatte Wien, wo er nicht nach Wunsch aufgenommen worden war, verlassen; hier übergaben sie ihm den Brief seines Vaters. Der Statthalter des Königs von Neapel überredete ihn endlich, den Befehl

seines Vaters zu erfüllen, worauf Alexis nach Rußland aufbrach, und den 11ten Februar 1718 zu Moskau, wo sich der Zaar aufhielt, anlangte. Er warf sich seinem Vater zu Füßen, und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Die ganze Stadt wurde mit der Nachricht erfüllt, daß Vater und Sohn vereinigt wären; allein den 14ten Februar bei Anbruch des Tages erschien die Garde im Gewehr, die große Glocke wurde geläutet, die Bojaren und geheimen Räthe erschienen bei Hofe, die Bischöfe, die Archimandriten und zwei Geistliche von St. Blasii, welche Lehrer der Gottesgelahrheit waren, versammelten sich in der Hauptkirche. Alexis wurde ohne Degen, als ein Gefangner ins Schloß vor seinen Vater geführt, welchem er sich zu Füßen warf, und ihm weinend eine Schrift überreichte, in welcher er seine Fehler alle bekannte, sich der Thronfolge unwürdig erklärte, und zur höchsten Gnade um sein Leben bat. Der Zaar hob ihn auf, und führte ihn in ein Nebenzimmer, fragte ihn unterschiedenes, und kündigte ihm beim Verluste seines Kopfes an, ihm wegen seiner Flucht nichts zu verhehlen. Nach diesem führte man den Alexis in den Saal, wo der hohe Rath versammlet war, zurück. Hier übergab der Zaar demselben die Anklage wider seinen Sohn, in der er alle Fehler desselben anführte, und mit den Worten schloß:

„Ob nun schon dieser unser Sohn das Leben

durch seine Flucht und Verleumdungen verwirkt hat, so verzeiht ihm dennoch unsre väterliche Milde alle seine Verbrechen; aber in Betracht seiner Unwürdigkeit und seines üblen und unordentlichen Lebenswandels können wir ihn nicht nach unserm Tode zum Throne gelangen lassen, indem wir sehr wohl einsehen, daß seine verderbte Lebensart den Staat zu Grunde richten, und alle durch unsern Fleiß und Waffen erworbenen Länder verlieren wird. Unsere Unterthanen, welche wir als unsere Brüder betrachten und lieben, gehen uns zu sehr zu Herzen, um sie durch ihn in einen Zustand zu versetzen, welcher bedauernswürdiger seyn würde, als derjenige, aus welchem wir sie gerettet haben. Also in Kraft der väterlichen Macht, nach welcher, vermöge unserer Landesgesetze, ein jeder Vater, selbst der Geringste unserer Unterthanen, seinen Sohn nach seinem Willen enterben kann, und in Absicht auf das Wohl unserer Staaten enterben wir unsern Sohn Alexis von der Thronfolge unserer Reiche, wenn gleich nicht eine Seele unsers Hauses nach unserm Tode mehr beim Leben seyn sollte. Wir setzen dagegen unsern zweiten Sohn Peter, ungeachtet seiner Jugend, zum förmlichen Thronfolger ein, und geben unserm obgenannten Sohn Alexis den väterlichen Fluch, wenn er sich jemals unterfängt, ein Recht zu dieser Thronfolge zu fordern."

Weiter begehrte er, daß der geistliche und welt-

liche Stand den jungen Prinzen zum Thronfolger erkennen, und dieses beim Altare auf das heilige Evangelium und unter Küssung des heiligen Kreuzes, öffentlich, eidlich bekräftigen sollte, und erklärte alle diejenigen, welche den Alexis, es sey zu welcher Zeit es wolle, zum Thronfolger erkennen, und ihm dazu Beistand leisten würden, für Verräther gegen ihn und gegen das Vaterland.

Alexis unterschrieb, daß er der Thronfolge entsagte, mit diesen Worten: „Ich erkenne diese Ausschließung für gerecht; ich habe sie durch meine Unwürdigkeit verdient, und schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Dreifaltigen, daß ich mich in allem dem väterlichen Willen unterwerfe.“ — Nach diesem erhob sich der Zaar mit dem weltlichen Stande in die Schloßkirche, wo die Geistlichkeit versammlet war, welche alle die Enterbung des Alexis und die Thronfolge des jungen Prinzen, zweiten Sohns des Zaars, wie dieser vorgeschrieben hatte, unterschrieben und beschworen. Hierauf begab sich der Zaar, der Zaarewitz, alle geistliche Räthe, Bojarden und Minister, nebst dem sämmtlichen Hofstaate wieder nach Petersburg, wo sie zu Ende Februars anlangten.

Indessen sah Peter der Große ein, daß, so lange die Mitschuldigen des Zaarewitz verborgen blieben, die Bindlichkeit dieser Enterbung den Staat

nicht vor jenen Unglücksfällen in Sicherheit setzte, welche das natürliche Recht des Alexis und die Anschläge seiner Anhänger einstens hätten stiften können, da diese nicht unterlassen haben würden, ihm alle Mittel an die Hand zu geben, seine Entsagung zu vernichten, und für gewaltsam abgezwungen zu erklären. Es war also nöthig, diese Entsagung durch eine weit mächtigere Verbindung, als die Enterbungs-Urkunde des Zaars festzusetzen; und diese Verbindlichkeit konnte nur aus dem gerichtlichen Verfahren und dem über ihn, nach seinem Verdienste gefällten Urtheile erfolgen. Zufolge dessen wurde also Alexis gerichtlich untersucht, erstlich durch seinen Vater, welcher ihm sieben Punkte zu beantworten übergab, in dem letztern befahl er dem Zaarewitz aufs nachdrücklichste, nichts zu verschweigen, und beschloß dieselben damit: „Wenn Ihr die geringste Sache verhehlet, dahinter ich nach der Zeit vielleicht einmal kommen könnte, so werdet Ihr es Euch selbst zu verdanken haben; denn auf diesen Fall soll die Verzeihung, die ich Euch zugestanden, null und nichtig seyn.“

Alexis versprach auf das feierlichste, alles zu entdecken, und übergab seinem Vater bald darauf eine Schrift, worinn er nicht allein alle Punkte beantwortete, sondern auch alle Mitschuldige und Rathgeber, wie er versicherte, entdeckte. Als aber seine Buhlerin Alfrosina mit seiner Equipage anlangte,

fand man unter seinen Papieren sowohl Kopien von Briefen, die er geschrieben, als auch Briefe, welche er empfangen, und wovon er keine Meldung gemacht hatte, und welche verschiedene heimliche Ränke enthielten, worüber er den 20sten des Maimonats durch diejenigen Richter, welche der Zaar dazu ernannt hatte, vernommen ward. Er gab zur Antwort, daß er diejenigen, welche entdeckt worden wären, aus Mitleiden verschwiegen hätte.

Einer der schwersten Klagepunkte, und welcher am meisten beitrug, daß er in die Hände der Gerechtigkeit fiel, war ein Schreiben, welches er von Wien aus an die Senatoren und Bischöfe erlassen hatte, und welches aufgefangen worden war, worinn er sich folgender Ausdrücke bedient hatte: „Die üblen Begegnungen, welche ich ohne mein Verschulden habe erdulden müssen, haben mich gezwungen, die Flucht zu ergreifen. Es hat wenig gefehlt, daß diejenigen, welche meine Mutter eingesperrt haben, mit mir eben so verfahren wären. „Ich befinde mich in dem Schutze eines mächtigen Fürsten; ich bitte Euch, verlasset mich nicht.“ — Diese Worte zeugen hinlänglich, daß Alexis entschlossen war, den Thron zu besteigen und Unruhen anzuspinnen.

Es wurden dem unglücklichen Prinzen viel Zeugen dargestellt, welche alle wider ihn zeugten, und

unter diesen sogar seine Buhlerin Alfrosina, welche ihn eben so stark als die andern anklagte. Einer von diesen, mit Namen Affonasief, bestund darauf, daß er ihn einst hätte sagen hören: „Ich werde den Bischöfen etwas sagen, welche es den Pfarrern wiedersagen werden, und diese werden es ihren Pfarrkindern sagen, und man wird mich regieren lassen, sollte es auch wider meinen Willen geschehen,“ und dergleichen mehr.

Alexis war bei diesen grausamen Zeugnissen auf das äußerste niedergeschlagen, und fast außer Sinnen, welches seine Antwort auf folgendes sonderbare Befragen genugsam anzeigt. Er wurde gefragt: „ob er nicht eine Freude über die Empörung gehabt hätte, die sich bei der russischen Armee, welche im Mecklenburgischen stand, angesponnen hätte, und ob er sich nicht zu ihr würde geschlagen haben, falls sie ihn begehrt hätten?“ Wie leicht hätte er hier Nein! sagen können, welches er aber nicht that, sondern vielmehr sich zum Nachtheile antwortete: „Wenn mich die Rebellen begehrt hätten, so würde ich bei des Zaars Lebzeiten wahrscheinlicherweise hingegangen seyn, wofern sie stark genug gewesen wären.“ Er fügte noch zu diesem aus freiem Geständnisse hinzu: „Er hätte sich in der Beichte vor Gott gegen den Erzpriester Jakob angeklagt, daß er den Tod seines Vaters gewünscht hätte, und der Beichtvater Jakob hätte

ihm darauf geantwortet: Gott wird es Euch verzeihen, wir wünschen ihm das nämliche.“ Worauf der Pater Jakob vorgefordert ward, welcher alles gestand.

Da nun der Zaar aus allem diesem ersah, daß der Zaarewitz mit höchst strafbaren Anschlägen wider ihn sogar bei seiner Lebenszeit umgegangen war, und ihm nichts als Gelegenheit gefehlt hatte, sie auszuführen, so wurde der Zaarewitz wieder in sein Gefängniß gebracht, und Peter der Große gab der Geistlichkeit seinen Willen folgendermaßen zu erkennen: „Ihr seyd Zeugen einer langwierigen Untersuchung von Verbrechen gewesen, welche größtentheils unerhört sind, deren sich unser Sohn schuldig gemacht, und die er an uns, seinem Vater und Oberherrn, begangen hat. Ob wir indessen gleich, vermöge aller göttlichen und weltlichen Rechte, und besonders vermöge der Gesetze Rußlands, welche sogar unter Privatpersonen alle Gerichtsbarkeit zwischen Vater und Sohn verwerfen, eine unumschränkte und unwidersprechliche Gewalt hätten, unsern Sohn seiner Verbrechen wegen nach unserm Willen und Gutbefinden zu verurtheilen, ohne jemanden zu Rathe zu ziehen; jedoch da Menschen gemeiniglich in ihren Angelegenheiten nicht so gründlich urtheilen, als in fremden, und die erfahrensten Aerzte sich selbst nicht Arznei verordnen, ob sie es gleich bei andern thun: so

haben wir die Furcht Gottes vor Augen, tragen Euch unsern Zweifel vor, und fragen Euch um Rath, damit wir uns nicht einer ewigen Strafe würdig machen, indem wir die wahre Beschaffenheit des Uebels nicht vollkommen einsehen. Wir haben vor Gott und unserm Gerichte geschworen, daß wir unserm Sohne verzeihen wollten; welches wir ihm auch mündlich zusagten, falls er die Wahrheit sagen würde. Wiewohl nun unser Sohn sein Versprechen übertreten, und die wichtigsten Umstände und Anschläge zum Aufruhr wider uns, seinem Oberherrn und Vater, verschwiegen hat; und obschon die vorhandene Sache keinesweges vor die geistliche, sondern vor die bürgerliche Gerichtsbarkeit gehört, deren unpartheiischem Urtheile wir selbige auch heutiges Tages übergeben haben; so wünschen wir jedoch dessen unerachtet, uns so viel Licht zu verschaffen, als man in dergleichen Fällen nöthig hat, damit wir redlich verfahren, und unsere Pflichten vor Gott und den Menschen, so viel möglich, erfüllen. Da wir uns aber aus der heiligen Schrift erinnern, daß in dem 17ten Kapitel des andern Buchs Mose geschrieben stehet, eine Sache auf das Urtheil der Kirche ankommen zu lassen, und sie zu fragen, was Gott gebiete; also begehren wir von Euch Erzbischöfen und übrigen Geistlichen, als Lehrern und Auslegern des göttlichen Worts, nicht daß Ihr ein Urtheil fällen, sondern daß Ihr Untersuchung anstellen und uns rechten Unterricht nach der heiligen

Schrift in ähnlichen Fällen geben sollt; damit wir erfahren, was vor eine Strafe unserm Sohne wegen seiner Verbrechen, die dem Verbrechen eines Absolons gleichen, nach den Beispielen und Geboten der heiligen Schrift angethan werden müsse. Diesen Unterricht werdet Ihr uns mit der Unterschrift eines jeglichen von Euch übergeben, damit wir in dieser Sache zur Bewahrung unsers Gewissens hinlänglich erleuchtet werden. Daher setzen wir in Euch, als Hüter der göttlichen Gesetze, unser Vertrauen, wie es Eurer Würde, als treuen Hirten der christlichen Heerde, und die gegen ihr Vaterland wohlgesinnt sind, zukommt, und beschwören Euch überdieß, bei den Gerichten Gottes und bei Eurem heiligen Amte, daß Ihr in dieser Sache ohne alle Verstellung und Furcht zu Werke gehet."

Die Erklärung des Zaars an seine Minister, Räthe und Stände, sowohl bürgerliche, als militärische, war dieser ziemlich gleich, und er fügte am Ende hinzu: „Ich begehre, daß Ihr der Sache ernstlich nachdenken, dieselbe reiflich untersuchen und urtheilen sollet, was für eine Bestrafung die Empörung und Verbrechen unsers Sohnes verdienen, ohne Schmeichelei und ohne zu befürchten, daß ich mich darüber beleidigt finden sollte, wenn Ihr ihn eine gemilderte Strafe zuerkenntet. Denn ich schwöre es Euch bei dem größten Gott, daß Ihr nicht das Geringste dabei zu

besorgen habt. Macht Euch auch darüber kein Bedenken, daß Ihr über den Sohn Eures Oberherrn ein Urtheil fällen sollet; sondern richtet völlig ohne Ansehen der Person, und setzt weder meine, noch Eure eigene Seele in Gefahr, damit wir uns an jenem furchtbaren Gerichtstage nichts vorzuwerfen haben, und unserm Lande kein Nachtheil daraus entstehe. "

Hierauf versammleten sich die Minister, Räthe und andere Stände, und ließen am 16ten Junius den Zaarewitz vorfordern. Sie machten ihm den Befehl seines Vaters kund, und vernahmen ihn noch einmal. Nachdem sie ihn entlassen hatten, schritt die ganze Versammlung zur Untersuchung der göttlichen Gesetze, der bürgerlichen und militairischen Reichsverordnungen, in so weit sich dieselben auf den gegenwärtigen Fall anwenden ließen, um ein Urtheil zu fällen, welches dem Vergehen des Zaarewitz gemäß wäre. Wo denn vermöge des zweiten Buches Mose im 20sten Kapitel, Vers 12; 5ten Buchs Mose 21stes Kapitel, Vers 18 bis 21; aus dem neuen Testamente Matthäi Kap. 15, V. 1; Marci Kap. 7, V. 9; Römer Kap. 1, V. 28; Ephes. Kap. 6, V. 1; und aus den Reichsverordnungen Stat. I. und II.; welche enthalten: daß, so jemand einen bösen Anschlag wider den Zaar faßt, der ihm zum Nachtheil geriethe und überwiesen würde, des Todes schuldig wäre; daß,

so jemand Völker wider den Zaar aufbrächte, in der Absicht, ihn des Lebens oder des Thrones verlustig zu machen, er und alle Mitverstandene des Todes schuldig wären, welches auch aus den großen Militairgesetzen vom Jahre 1717 angemerkt wurde, und wornach die Minister einmüthig den Entschluß faßten, die Stimmen eines jeglichen von den Richtern besonders zu sammeln, worauf sie ihre eigenen gaben, und die ganze Versammlung einmüthig das Urtheil fällte, daß der Zaarewitz der erwähnten und wider ihn bewiesenen Verbrechen halber den Tod verdient hätte.

Die Klerisei, welche den Prinzen zu retten suchte, lehnte einen förmlichen Ausspruch von sich ab, und beschloß die Auszüge, die sie aus der Bibel gesammlet hatte, mit den Worten: „Eure Großzaarische Majestät mögen nun thun, was in Ihren Augen wohlgefällig ist. Wollen Sie den Gefallenen nach seinen Thaten bestrafen, so haben Sie die aus dem alten Testamente angeführten Exempel vor sich; wollen Sie aber Barmherzigkeit erzeigen, so leuchtet Ihnen das Exempel Jesu selbst vor, der den verlohrnen Sohn wieder annahm, als er auf bessere Wege zurückkehrte.“

Das Todesurtheil über den Zaarewitz wurde am 24sten Junius 1718 ausgesprochen, niedergeschrieben, und von 124 Ministern, Räthen, Generalen und

andern unterzeichnet. Als Peter der Große den Bericht von dem Urtheile erhielt, wollte er sich nicht sogleich erklären, ob er Gnade oder Strenge vorwalten lassen wollte, sondern befahl, daß man dem Missethäter sein Urtheil ankündigen sollte. Als man ihm das Urtheil vorlas, und diese Wörte ausgesprochen wurden: „Die göttlichen, geistlichen, bürgerlichen und Kriegsrechte verurtheilen alle diejenigen ohne alle Barmherzigkeit zum Tode, welche wegen eines verwegenen Anschlags wider ihren Vater oder Landesherrn und das Vaterland überzeugt werden,“ ward er vom Krampfe befallen, auf welchen der Schlag folgte. Man brachte ihn mit vieler Mühe wieder zu sich selbst, allein am folgenden Morgen, nämlich den 16ten Julius, verfiel er von neuem in heftige Zuckungen, erhielt noch einen Besuch von seinem Vater, und starb des Abends im Gefängnisse.

Von dem plötzlichen Tode des Prinzen gab Peter in einem Manifeste, das er erließ, die plötzliche Bestürzung und Todesangst desselben an. Die Nachrichten über seine Todesart sind die verschiedensten und widersprechendsten. Nach einigen starb er an Gift oder Verblutung durch einen Aderlaß, nach andern an den Folgen der Knutenhiebe seines eigenen Vaters. So viel ist gewiß, daß der Prinz keines natürlichen Todes gestorben, und, nach der glaubwürdigsten Angabe, war der General Weide das Werkzeug seiner Enthauptung.

Wenn man Petern den Großen nach dieser sonderbaren Begebenheit nur als einen gemeinen Mann betrachtet, so wird man ihn für grausam gegen seinen Sohn ansehen; aber Peter der Große war Gesetzgeber, Peter der Große legte ein Reich an, und dieses Reich wäre zu Grunde gerichtet und seine Völker in ihre vorige Barbarei zurück gestürzt worden, von dem Augenblicke an, da Alexis den Thron bestiegen hätte; es war also nöthig, entweder den Alexis, oder seine Unterthanen aufzuopfern, entweder den Alexis, oder sein Vaterland zu Grunde zu richten. Der Tod dieses Prinzen war der entscheidendste Streich, welcher der russischen Wildheit versetzt werden konnte; und dieses Beispiel, welches keinen Funken Gnade mehr zu hoffen übrig ließ, brachte alle Gemüther auf den rechten Weg, und machte sie zu den Veränderungen, welche der Zaar einführte, gelehrig und folgsam.

Pfaffen und Mönche, diese Quellen so vieles Unheils, waren zunächst an Alexis Unglück Schuld. Die Pfaffen, welche noch an ihrer alten Barbarei klebten, und sich noch mehr nach ihrer alten Gewalt sehnten, die mit der Aufklärung des Volks immer mehr abnahm, seufzten und sahen mit dem größten Verlangen der Regierung des Alexis entgegen, welcher ihnen versprochen hatte, sie wieder in ihre so sehr geliebte Barbarei zu versetzen. Unter dieser Zahl

war hauptsächlich der Bischof von Rostov, mit Namen Dozitheës. Dieser erdichtete, etwa sechs Monate vor der letzten Reise des Zaars, eine Offenbarung, nach welcher, wie er sagte, ihm der heilige Demetrius erschienen wäre, und ihm im Namen Gottes geoffenbart hätte, daß Peter der Große nicht mehr als drei Monate zu leben hätte, daß seine geschiedene Gemahlin Eudoxia, welche in dem Kloster zu Susdal als Klosterfrau, unter dem Namen Helena, mit der Prinzessin Maria, Schwester des Zaars, eingesperrt war, mit dieser und dem Alexis gemeinschaftlich nach des Zaars Tode regieren würde.

Eudoxia und Maria sowohl, als Alexis, waren einfältig genug, diese unverschämte Lüge zu glauben, und wurden davon so eingenommen, daß Eudoxia ihre Klosterkleidung sowohl, als den angenommenen Namen ablegte, und nicht mehr anders, als in kaiserlicher Pracht im Kloster erschien, auch sich den Titel der Majestät wieder anmaßte, den Namen Katharinens als Kaiserin aus den Kirchengebeten auslöschen, und dafür den ihrigen einsetzen ließ. Zu der Oberin des Klosters, welche sich diesem widersetzte, sagte sie: „Peter hat die Strelitzen bestraft, weil sie seine Mutter beleidigt haben; mein Sohn Alexis wird diejenigen bestrafen, welche die seinigen beleidigen werden.“ Zum Werkzeuge ihrer Absichten wählte

sie sich einen Offizier, mit Namen Glebo, welcher Zutritt bei ihr hatte, und welchem sie sich durch Gunstbezeugungen verbindlich gemacht hatte, dieser breitete die Prophezeihung des Dozithees in Susdal und in der ganzen Gegend aus.

Indessen waren die drei Monate verflossen, und der Zaar lebte noch. Eudoxia läßt den Bischof kommen, und will von ihm wissen, warum der Zaar noch lebt. Der Bischof gab ihr zur Antwort, daß die Sünden ihres Vaters, welcher im Fegfeuer wäre, daran Schuld wären, und daß er es ihm zu wissen gethan hätte. Sogleich ließ Eudoxia tausend Messen lesen. Dozithees versicherte ihr etliche Tage darauf, daß sie Wirkung thäten; und nach Verlauf eines Monats sagte er ihr, daß ihr Vater schon mit dem Kopfe aus dem Fegfeuer wäre; noch einen Monat darauf sagte er, daß er schon bis zum Gürtel heraus wäre; und nach Verlauf des dritten Monats steckte er nur noch mit den Füßen darinn; er versicherte ihr, daß, sobald die Füße daraus seyn würden, welches aber das Schwerste wäre, so müßte der Zaar sterben. Die Prinzessin Maria überließ sich sogar dem buhlerischen Begehren des gottlosen Bischofs, mit dem Bedinge, daß der Vater der Eudoxia ehestens aus dem Fegfeuer befreit, und die Prophezeihung erfüllt würde. Auf das Vertrauen dieser Prophezeihung geschah es, daß der Zaarewitz entwich, und den Tod seines Vaters in fremden Ländern erwarten wollte.

Alles ward entdeckt, Dozitheés und Glebo wurden gefänglich eingezogen, und die Briefe der Prinzessin Maria an den Dozitheés sowohl, als jene der Helena an den Glebo, wurden im Staatsrathe öffentlich vorgelesen. Maria ward zu Schlüsselburg und Helena in ein anderes Kloster am Ladogasee als Gefangene eingesperrt. Dozitheés und Glebo, als Betrüger und Mitverbrecher, wurden so, wie die Anhänger des Alexis, worunter sich sein Beichtvater, sein Hofmeister und sein Hofmarschall befanden, nebst vielen andern, ja sogar Damen, hingerichtet.

Karl Eduard.

Prätendent von Großbritannien.

Prinz Karl Eduard war der letzte Sprößling aus dem königlichen Hause Stuart. Er war ein Sohn des Prätendenten, der als vorgeblicher Sohn des vertriebenen Königs Jakob des Zweiten dem Hannöverischen Hause die großbritannische Krone streitig gemacht hatte. Bei seiner Geburt in Rom, am 31sten December 1720, wurden die Kanonen von der Engelsburg gelöst, weil sein Vater von den Päbsten Clemens dem Eilften und Innocenz dem Dreizehnten geschätzt und unterstützt wurde. Der Prinz bewies sich frühzeitig als ein kühner und unternehmender Jüngling, und war voll von dem Gedanken, sein Leben zu wagen, um den Thron seiner Vorfahren zu besteigen.

Noch nicht volle 22 Jahr alt, wagte er im Jahre 1742 einen Versuch, in England zu landen. Er

ging deswegen — auf die geheime Einladung des Kardinal Tencin — als ein spanischer Courier verkleidet, von Rom nach Paris, und Ludwig der Funfzehnte machte ihm Hoffnung, seine Unternehmungen zu begünstigen. Schon wurden zu Dünkirchen Anstalten gemacht, funfzehn tausend Mann nach England einzuschiffen, und fast alles war bereit, als eine überlegene englische Flotte unter dem Kommando des Admiral Norris erschien, und herbeirückte, um die französischen Schiffe anzugreifen, die durch Wind und Wetter beschädigt wurden, so, daß der ganze Entwurf eben so geschwind wieder aufgegeben wurde, als er gefaßt war.

Eduard ging von Dünkirchen nach Paris un Versailles, und sollicitirte daselbst um neue Hülfe, fand aber kein Gehör. Sein Enthusiasmus war aber zu groß, als daß er sein hohes Ziel hätte vergessen können. Nie kam der romanhafte Gedanke aus seiner Seele: er werde gewiß König von Großbritannien werden, und daher beschloß er sein Glück in England auch ohne weitere Unterstützung zu versuchen. Er borgte Geld zusammen, vertraute sich bloß sieben Offiziers, und landete mit ihnen am 27sten Junius 1745 bei Lothabar an der nordwestlichen Küste von Schottland, auf einer Fregatte von 18 Kanonen, die zwar mit Waffen versehen war, aber für Männer, die der Prinz erst suchen sollte. Eher, als man es je denken

konnte, fand er sie. Die Einwohner warfen sich ihm zu Füßen, bedauerten aber ihr Unvermögen zu wirksamen Beistande. „So werd' ich denn, rief der Prinz aus, mit euch dasselbe Feld bauen; mit euch das gleiche Brod essen! Kurz, ich theile eure Armuth, zugleich aber bring ich euch Waffen.“ Auf diese Erklärung salbten ihn einige Häupter der schottischen Stämme zum Könige. Diese Völkerstämme oder Klans verbreiten sich über ungeheur weitläuftige waldigte Gebirge. Ihr rauhes Klima und ihre zufriedene Armuth machen sie zu einem freien, muthvollen Volke. Nach dem Beispiele der alten Celten hat jeder Klan seinen Liard oder sein Haupt, und gemeiniglich ergreift er bei Unruhen, Fehden und Kriegen dieselbe Parthei mit dem Haupte. Wenn nun solche Edelleute von dem englischen Hofe weder Bedienungen noch Jahrgehalte erhielten, so verschrieen sie die Vereinigung Schottlands mit England als Unterdrükkung, und sehnten sich nach der Rückkehr eines Prinzen aus dem Hause Stuart. In Kurzem vermehrte sich Eduards Parthei ansehnlich. Im ganzen Königreiche wurden Manifeste ausgestreut, und viele Häupter der schottischen Nation traten auf die Seite des Prinzen. Er schickte seine Fregatte nach Frankreich zurück, und ließ den Königen von Spanien und Frankreich seine Landung und sein Unternehmen melden. Beide Könige antworteten ihm schriftlich, und nannten ihn ihren Bruder. Ganz Europa erstaunte

über die Kühnheit des Unternehmens. Der Prinz erhielt aus Spanien und Frankreich einige Unterstützung, schlug das kleine Korps, welches man von Edinburg gegen ihn schickte, und rückte mit seinen Bergschotten immer weiter vor.

England hatte damals kaum sechs tausend Mann regulirte Truppen, weil die andern auswärts gegen Frankreich stritten, und König Georg der Zweite war in Deutschland. Er eilte zurück, weil das Heer des jungen Abentheurers sich immer vergrößerte. Der letztere eroberte die wichtigste schottische Stadt Perth, ließ sich daselbst feierlich zum Regenten von England, Schottland und Irland ausrufen, zog darauf gegen Edinburg, und überrumpelte auch diese Stadt den 19ten September 1745, und ließ sich nochmals zum Regenten ausrufen. Er hatte nun geheime Räthe, Minister, ein Staatsconseil und Generale in seinen Diensten, und erhielt von Frankreich neue Unterstützung. Mit vier tausend Mann rückte er einem Korps englischer Truppen entgegen, und schlug es am 21sten September 1745 bei Preston Pans. Die Engländer verloren in dieser Action über fünf hundert Mann, zwei tausend wurden gefangen genommen, und alles erbeutet. Der Prinz entließ die Gefangenen, ging nach Edinburg zurück, und verstärkte sein Heer bis gegen 7000 Mann.

Wäre Eduard jetzt, nach dem Rathe einiger

Freunde, gerade auf London zu marschirt, so hätte er viel ausrichten können. Denn die Bestürzung nach der Schlacht bei Preston Pans war unbeschreiblich; die Londner Bank lief Gefahr Bankerott zu machen, weil niemand sein Geld darinn lassen wollte, und nur der Kredit vieler reichen Privatpersonen, die ihre Gelder alle in die Bank schickten, konnte dieses Unglück verhindern. Alles, was nur Patriot heißen wollte, rüstete sich jetzt gegen Eduard, viele Reiche und Vornehme errichteten Kompagnieen auf ihre eigene Kosten, und Kaufmannsdiener, Advokaten und Schauspieler erboten sich gegen Eduarden zu fechten. Und doch getraute man sich nicht, die Landmiliz gegen ihn ausrücken zu lassen. Die Unruhen in London nahmen zu, da man erfuhr, daß der Prätendent am 26sten November schon in England, und bis Carlisle vorgerückt sey. Er hatte diesen Platz wirklich berennt, und in drei Tagen zur Uebergabe gezwungen. Er fand daselbst einen beträchtlichen Vorrath an Waffen, und ließ nun in England selbst seinen Vater als König, und sich als Regenten von England ausrufen. Bald nachher schlug er sein Hauptquartier zu Manchester auf, und rückte bis auf zwanzig deutsche Meilen gegen London. Jetzt wäre es ihm leicht geworden, diese Stadt zu erobern, weil er viele Freunde daselbst hatte, die nur seine Annäherung erwarteten; allein er kehrte nach Schottland zurück, weil ein Korps englischer Truppen daselbst

Edinburg eingenommen hatte. Dieß war der Gang zu seinem Unglücke, ob er gleich den 28sten Januar 1746 nahe bei Falkirke noch einen herrlichen Sieg erfocht, in welchem gegen sieben hundert Feinde blieben, und das ganze Lager eine Beute des Ueberwinders wurde.

Der Herzog von Cumberland war indessen mit einer gut disciplinirten Armee aus Flandern gekommen, und rückte sogleich gegen den Prätendenten, der eben das Schloß Stierling in Schottland belagerte, und nun die Belagerung aufheben mußte. Am 27sten April, Nachmittags um 2 Uhr, kam es bei Culloden zu einem entscheidenden Treffen, und schon in einer halben Stunde war alles entschieden. Der rechte Flügel Eduards stürzte mit der wildesten Heftigkeit auf den linken Flügel der Engländer; aber Tapferkeit war fruchtlos, die Artillerie wurde in kurzem entscheidend. Ganze Reihen der tapfersten Bergschotten wurden durch dieselbe zu Boden gestreckt: Hoffnung und Muth zum Siege verschwand. Die Truppen Eduards flohen. Binnen einer Stunde waren 2509 von denselben getödtet, 1800 wurden gefangen und gegen 1500 beim Verfolgen niedergemacht. Bagage, Artillerie, alles wurde den Engländern zu Theil. Ein Augenblick stürzte nunmehr Eduard von der Nähe eines Königthrons in den Stand eines Privatmannes, eines unglücklichen, ver-

lassenen Verfolgten. Er, der kurz vorher Tausende kommandirte, entfloh nun verwundet, und mußte sich sorgfältig zu verstecken trachten, denn schon lange war ein Preis von dreißig tausend Pfund Sterling auf seinen Kopf gesetzt.

Ohne Verband und zu Fuß flüchtete er allein durch Einöden, und langte Abends in einem kleinen Hafen, Urizaig, an der mitternächtlichen Seite von Schottland, an. Kaum war er daselbst angekommen, als englische Reiter anlangten, die ihn an den Küsten aufsuchen sollten. Er entfloh in der Nacht, wanderte nun ganz allein, in der Kleidung eines Bettlers, die er unterwegs gegen seine Kleider eingetauscht hatte, in den wilden, öden und von Natur fürchterlichen Gegenden an der schottischen Küste umher, ohne Brod, Freund, Hülfe und Hoffnung. Hunger und Durst, nöthigten ihn zuweilen, um ein Stück Brod und einen Trunk Wasser zu betteln, und stets mußte er befürchten, diese elende Nahrung könnte ihm den Tod durch die Hand des Henkers erzeugen, wenn er erkannt und ausgeliefert würde. Als er eines Tages vom Morgen bis in die Nacht herumgeirrt war, wagte er es, vom Hunger geplagt und bis zum Sterben entkräftet, so, daß er nicht mehr im Stande war, wie bisher, in Wäldern auf Wurzeln der Bäume zu schlafen, in ein Haus zu gehen, dessen Besitzer, wie er wohl wußte, sein Feind und von der Gegenpartei

war. „Hier kommt, sagte er, der Sohn eures Königs, und bittet Euch um ein wenig Brod und um ein Hemde. Ich kenne Eure Ergebenheit gegen meine Feinde, aber ich traue Euch so viel Menschlichkeit und Menschenliebe zu, daß Ihr mein Vertrauen zu Euch nicht mißbrauchet. Nehmet hier den elenden Anzug von mir, verwahrt ihn, Ihr könnt ihn mir einmal in den königlichen Palast bringen, wenn ich mein Recht und mein Reich wieder erlange.“ Der Mann wurde durch diese Erscheinung und Rede tief gerührt. Er leistete ihm so viel Hülfe, als er konnte, und verrieth ihn nicht.

Schon irrte Prinz Eduard ein halbes Jahr in den fürchterlichen Wildnissen von Glengary an den schottischen Küsten herum, war oft rund von seinen Verfolgern eingeschlossen, entkam immer wieder durch abentheuerliche Zufälle, sah aber nicht, wie er aus Schottland entfliehen sollte; denn alle Küsten waren besetzt, und keinem Schiffer konnte er trauen. In dieser traurigen Lage fand ihn nach langem Suchen sein treuer Anhänger Onell, ein schottischer Edelmann, und fuhr mit ihm in einem Fischerboote nach dem Inselchen Stornai; aber auch hier waren sie nicht sicher, und mußten, aus Furcht vor den Nachstellungen, die Nacht in einem Sumpfe zubringen. Mit Tages Anbruche gingen sie wieder mit ihrem Boote zur See, und sahen sich bald von feindlichen

Schiffen umringt. Nun wußten sie keinen andern Rath zu fassen, als zwischen den Felsen zu stranden. Sie setzten sich also auf den Strand, zogen das Boot hinter einen Felsen, und warteten nun bis die englischen Schiffe vorüber segelten. Der Prinz kam endlich auf die Insel Wüst, wollte hier ausruhen, war nach zween Tagen schon wieder von feindlichen Truppen umringt, und mußte drei Tage und drei Nächte in einer Höhle zubringen.

Während der Zeit hatten seine Gefährten Gelegenheit gefunden, mit ihm auf andere wüste Inseln zu fliehen, weil sie aber daselbst Gefahr liefen zu verhungern, so segelten sie weiter, landeten bei Nacht in einer unbekannten Gegend, irrten am Strande umher, und beim Anbruche des Tages kam ein schönes Frauenzimmer, von einem Bedienten begleitet, auf sie zugeritten. Es war Lady Macdonal, die ebenfalls in dieser Gegend umherirrte, weil sie wegen ihrer Anhänglichkeit an das Haus Stuart verfolgt wurde. Die Lady warf sich dem Prinzen zu Füßen, und alle zusammen zerflossen in Thränen. Der Prinz erlag nun bald dem Elende; er verbarg sich ferner in einer Höhle, und hier wurde sein ganzer Körper mit giftigen Blattern überzogen. Er genas, und Lady Macdonal verschaffte ihm nun einen Aufenthalt bei einem armen Edelmanne auf der kleinen Insel Beenbecula. Ehe er aber in die Wohnung selbst kam,

erfuhr er, daß der Edelmann mit seiner ganzen Familie aufgehoben worden sey. Nun floh der Prinz, als Magd verkleidet, mit der Lady nach der Insel Sky, wo sie Schutz und Aufenthalt bei einem treuen Edelmanne fanden. Auch hier wurde nach wenigen Tagen das Haus mit Soldaten umringt, die den Prinzen suchten. Er öffnete den Soldaten selbst — in weiblicher Kleidung — das Haus, entkam auch hier glücklich, und fuhr nun wieder an die schottische Küste, wo er viele Freunde fand, aber bald durch die Nachricht betrübt wurde, seine Wohlthäterin und Freundin, die Lady Macdonal, sey gefänglich eingezogen, und mehrere von seinen Anhängern seyen bereits hingerichtet worden.

Eduard irrte noch einige Zeit lang umher, bis er endlich bei Lochnarach eine von den zwo französischen Fregatten antraf, die zu seiner Befreiung abgesendet worden waren, und den 29sten September 1746 von Schottland absegelte. Von Hunger und Beschwerlichkeiten entkräftet, und in zerlumpten Kleidern landete er zu Noseau bei Morlaix in Bretagne, ob ihm gleich zwei englische Kriegsschiffe nachsetzten, und fuhr dann in den kleinen Hafen St. Paul vor Leon ein. So endigte sich diese kühne That.

Traurig war das Schicksal der Anhänger Eduards, die der Regierung in die Hände fielen. Am

10ten August 1746 wurden 17 der vornehmsten Offiziers des Prätendenten theils aufgeknüpft, theils aufs Rad geflochten, und ein paar Tage hernach drei schottländische Pairs zum Schwerdte verurtheilt. Ein Secretair des Prätendenten, Namens Murray, erkaufte sein Leben durch Entdeckungen, die des Monarchen äußerst gefährliche Lage in ihrer ganzen Abscheulichkeit darstellten. Es zeigte sich, daß überall in den Provinzen und in London selbst die Parthei des Hauses Stuart nichts weniger als ausgetilgt sey. Um die Nation durch niedrige und allzu weit getriebene Ausspähungen nicht unwillig zu machen, begnügte man sich gleichwohl nur mit Verfolgung der ganz offenbaren Theilnehmer an der Verschwörung. Zehen von diesen wurden zu York, zehen andere zu Carlisle, sieben und vierzig zu London zum Tode verurtheilt. Im November mußten die Soldaten des Prinzen das Loos ziehen; jeder zwanzigste büßte mit dem Leben; die übrigen wurden nach den Kolonien hinüber geschifft. Ein Priester, der während des Prinzen Aufenthalt zu Carlisle von demselben die Anwartschaft auf das dortige Bisthum sich ausgebeten hatte, wurde nun daselbst im priesterlichen Gewande zum Galgen geschleppt. Unter vielen andern Pairs, die durch Henkers Hand starben, zeichnete sich Lord Lowat aus. Dieser achtzigjährige Greis war die Seele der ganzen Verschwörung; schon im Jahre 1740 hatte er dazu den Grund gelegt; im Jahre 1743 wiegelte er

die Klans auf, und in seinem Hause wurden die rebellischen Versammlungen gehalten. Ungeachtet er zur Rettung seiner alten Tage keine Ränke ungebraucht ließ, so starb er doch auf dem Schaffot, indem er mit frohem Herzen ausrief: Dulce et decorum est pro patria mori.

Prinz Eduard lebte, nachdem sein großes Unternehmen verunglückt war, in Frankreich im Stillen, bis ihn die Marquise von Pompadour, Geliebte Ludwigs des Funfzehnten, bewog, sich wieder öffentlich zu zeigen. Sie brachte es dahin, daß der König die jährliche Pension von 200,000 Livres, die seinem Vater bestimmt waren, auch ihm auf seine ganze Lebenszeit zusicherte, und durch ihre Vermittelung bekam er auch von Spanien ein Jahrgehalt von 12,000 Dublonen. Während seines Aufenthalts in Paris erwachte in dem Prinzen wieder jener kühne Muth, der bis zur Ausschweifung ging. Daher war er äußerst unzufrieden, als er hörte, daß der König von Frankreich Frieden schließen wollte, ehe er ihm Englands Krone verschafft hatte. Er ließ daher gegen alle Friedensschlüsse, worüber man zu Aachen negociirte, feierlich protestiren. Aber der Friede wurde dennoch im Jahre 1748 von allen kriegführenden Mächten unterzeichnet, und in diesen Friedenstractaten war sogar ein Artikel, in welchem der König von Frankreich versprechen mußte, den Sohn des

Prätendenten, den Prinzen Eduard, nicht in seinen Staaten zu dulden, und ihm keinen Aufenthalt zu gestatten. Dieß erbitterte den Prinzen bis zum Unsinn, und die Hartnäckigkeit, mit der er sich weigerte, Paris zu verlassen, ging bis ins Lächerliche. Der König schickte Hofleute, Generale und Minister an ihn, die ihm insgesamt versicherten, wie sehr es dem Könige schmerzte, daß er ihn von seinem Hofe entfernen müßte. Er antwortete aber bloß mit Drohungen, und versicherte dem Staatsminister, Graf von Maurepas: den ersten, der ihn in Verhaft nehmen wollte, würde er niederschießen. Auch der Erzbischof von Paris richtete nichts bei ihm aus, man sah sich also genöthigt, ihn auf öffentlicher Straße, da er eben in die Oper fuhr, in Verhaft zu nehmen. Er wehrte sich erst mit seinem Degen und zwei geladenen Pistolen, die er immer bei sich zu führen pflegte. Man durchsuchte das Haus, das er bisher bewohnte, und fand — daß er es in ein Zeughaus verwandelt hatte. Er hatte Waffen genug, um einer militairischen Gewaltthätigkeit Widerstand zu thun. Er hatte sich entschlossen, nicht aus Paris zu weichen, sich bis aufs äußerste zu wehren, und darauf Feuer an ein Faß Pulver zu legen, um sich und die Angreifenden sammt dem Hause in die Luft zu sprengen.

Man sieht aus diesem Umstande, daß die erlittenen Unglücksfälle und sein schwärmerischer Königs-

entwurf seinen Verstandeskräften geschadet hatten. Er behielt von der Zeit an ein störrisches, greuliches und seltsames Wesen bis an sein Ende.

Von Frankreich wurde er am Ende des Jahres 1748 unbewaffnet unter guter Escorde nach der italiänischen Grenze gebracht. Er begab sich zu seinem Vater nach Rom, wo Jakob der Dritte die zärtlichste Freundschaft des Pabstes genoß. Hier lebte Prinz Eduard in der Stille, doch mit großem Ansehen und Vorzügen, bis sein Vater am 1sten Januar 1766 starb. Gleich darauf änderte sich sein Verhältniß mit dem römischen Hofe. Er hatte wegen der Etiquette, die er verlangte, viele Verdrießlichkeiten unter den verschiedenen päbstlichen Regierungen zu erdulden, ob er gleich nur den Titel eines Grafen von Albany annahm, und diesen auch beständig beibehielt. Er ging von Rom nach Florenz, und hielt sich meistens im Herzogthum Toskana auf, bis Pius der Sechste ihm, unter der Bedrohung, ihm seine Pension zu entziehen, wenn er sie nicht im Kirchenstaate verzehren würde, zur Rückkehr nach Rom nöthigte.

Prinz Eduard war schon 52 Jahr alt, als die Freunde des Hauses Stuart ihn bewogen, sich zu vermählen, um sein Geschlecht nicht aussterben zu lassen. Er vermählte sich am 17ten April 1772 mit

einer deutschen Prinzessin von Stollberg-Gedern, Louise Maxmiliane Caroline, gebohren den 20sten September 1752, aber diese Ehe war nicht glücklich, der störrische und bizarre Charakter des Grafen verursachte bald eine Trennung.

Seit dem Tode seines Vaters hatte sich der Prinz seinem Unmuthe so sehr überlassen, daß man ihn kaum ausstehen konnte, und oft suchte er durch den Wein sein Schicksal zu vergessen; aber die Folgen waren natürlich Mißbehagen und mürrisches Wesen. Drei Jahre vor seinem Tode ließ er seine natürliche Tochter, die bis dahin in Frankreich gewesen war, zu sich kommen, legitimirte sie, setzte sie zu seiner rechtmäßigen Erbin ein, und erklärte sie für eine Gräfin von Albany, alles aus eigener königlicher Machtvollkommenheit, wie er sich im Patente darüber ausdrückte. Diese Tochter gewann er sehr lieb, und sie trug durch ihre Zärtlichkeit und Klugheit viel zur Beruhigung und Tröstung ihres Vaters bei. An ihrer Seite starb er auch am 31sten Januar 1788 zu Rom, im 68sten Jahre seines Alters.

Erst nach seinem Tode genoß er, wornach er in seinem Leben so eifrig gerungen hatte. Seine Leiche wurde nach Frascati gebracht, und dort, wie die Leiche eines verstorbenen Königs, begraben.

Scepter, Krone, Degen, die englischen und schot-
tischen Orden zierten seinen Sarg, und sein einzi-
ger noch lebender Bruder, der Kardinal von York,
hielt ihm ein feierliches Leichenbegängniß, mit kö-
niglicher Pracht und Würde. Hier wurde er Karl
König genannt, und so begraben — und mit ihm
auch die königlichen Ansprüche des Hauses Stuart.

Johann Samuel Formey.

Sekretair bei der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Formey durchlebte die glänzendste Periode des achtzehnten Jahrhunderts; mit den größten Denkern seiner Zeit stund er in Verbindung; er war Augenzeuge aller großen Ereignisse in der politischen und gelehrten Welt; an den Planen Friedrichs des Einzigen zur allgemeinen Aufklärung nahm er einen wichtigen Antheil, und eine Menge Schriften in verschiedenen Fächern des menschlichen Wissens, die er für seine Zeitgenossen bearbeitete, sind ehrenvolle Beweise seiner ausgebreiteten Kenntnisse und seiner rastlosen Thätigkeit.

Berlin war seine Geburtsstadt, wo er am 31sten Mai 1711 zur Welt kam. Seine Aeltern verlor er sehr früh, und besonders seine Mutter bald nach ihrer Entbindung. Die beiden unverheiratheten Schwe-

stern seines Vaters nahmen ihn deshalb zu sich, und gaben ihm nach ihren Mitteln und Einsichten eine gute Erziehung, wenn sie gleich nach damaliger Art sehr einseitig war. Die große Revolution, welche Rousseau in der physischen und moralischen Welt bewirkte, hatte damals noch nicht ihren Anfang genommen, und eine gewisse liberale Ausbildung des Körpers, Erlernung schöner Künste u. s. w. waren damals noch fehlende Rubriken in der Pädagogik, deren Verbesserung dem nachfolgenden kühnern Zeitalter vorbehalten war. Auch der junge Formey wurde also den herrschenden Grundsätzen seiner Zeit gemäß erzogen, und da es ein in der ganzen gebildeten Welt ausgemachter Erfahrungssatz ist, daß die erste Erziehung den künftigen Menschen bestimmt, so ist es leicht zu erklären, warum Formey auch in der Folge nie Geschmack an Musik, Mahlerei und den verwandten schönen Künsten finden konnte. Nur wenn er sehr aufgeräumt war, äußerte sich seine Freude bisweilen durch Gesang.

Sobald er für öffentlichen Unterricht empfänglich war, besuchte er das französische Gymnasium. Hier zeichnete er sich seit der frühesten Jugend durch Fleiß und Talent sehr vortheilhaft aus, und erhielt, ein einziges mal ausgenommen, immer den ersten Preis in allen Klassen. Im sechzehnten Jahre hatte er seine Schulstudien geendigt, und im achtzehnten war er

Kandidat. Noch vor dem zwanzigsten wurde er von der Gemeine zu Brandenburg einstimmig zum Prediger gewählt, daher er Berlin, wiewohl ungerne, verließ. Indessen ereignete sich sechs Wochen nach seinem Abgange von Berlin ein sehr sonderbarer und in seiner Art vielleicht einziger Vorfall, der ihn wieder nach Berlin zurück brachte.

Ein für die französische Friedrichstädtische Kirche bestimmter schon erwählter Kandidat, Namens Varin, begegnete zufällig dem Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten, dem er wegen seiner zu weltlichen Aussenseite sehr mißfiel. Der König redete ihn mit seiner gewöhnlichen Frage an: Qui etez vous? (Wer seyd ihr?) Varin, der etwas furchtsam war, und den König nicht gleich erkannte, gerieth in Verlegenheit, und da er durch sein Stillschweigen den Monarchen zum Zorn reizte, fuhr dieser ihm mit seiner Krücke in die Perucke, um sie des weißen Schmucks zu berauben. Nun erst wußte der junge Mann, mit wen er zu thun hatte, und mit zitternder Stimme stotterte er die Antwort: ich bin der Kandidat Varin. Der König schrieb sogleich an das Konsistorium, die auf den Kandidaten gefallene Wahl könne triftiger Gründe wegen nicht statt finden, man solle zu einer zweiten schreiten, und diese fiel einmüthig auf Formey. — So bestimmte eine zu weiß gepuderte und von allerhöchsten Händen zerraufte Perucke die ganze künf-

tige Laufbahn dieses merkwürdigen Mannes, und so verlor ein brauchbarer Kandidat, seines geistlichen Hauptschmucks wegen, die Aussicht zu einer Stelle, während sich ein rüstiger Feueranschlager zu einer andern Zeit durch die feuerfangenden Worte: „pink, pink; voyez, voila votre pipe allumée,“ eine fette Pfarre erschlug.

Mit Schwindeln und rheumatischen Zufällen behaftet, konnte Formey seiner Predigerstelle nur einige Jahre ganz vorstehen, und theilte sie in der Folge mit einem Gehülfen. Um indessen die dadurch entstandene Lücke in seinem ohnehin mäßigen Gehalte auszufüllen. widmete er die ihm übrige Zeit schriftstellerischen Beschäftigungen, und lieferte nicht nur mehrere Uebersetzungen, sondern trat auch im Jahr 1733 mit mehrern Gelehrten zur Herausgabe eines damals sehr geschätzten Journals, der Bibliothéque germanique, in Verbindung, und lieferte seinen Antheil mit der größten Genauigkeit. In der Folge arbeitete er an dem Journal litteraire d'Allemagne, und bald darauf gaben er und Perard die nouvelle Biblioth éque Germanique von 1750 bis 1759 heraus. Zugleich übernahm er die für seine schwache Gesundheit fast zu lästige Stelle eines Direktors und ersten Lehrers beim französischen Gymnasium, welche er 1739 mit der eines Professors der Philosophie an eben dieser Anstalt vertauschte. Schon vorher hatte

er Leibnitz und Wolf zu seinen Führern erwählt, und nun machte er es sich zum besondern Geschäfte, ihre Philosophie auch außerhalb Deutschland bekannter und gemeinnütziger zu machen. Die große seltene Gabe der faßlichen und deutlichen Darstellung, so wie einer leichten anmuthigen, nie durch Trockenheit ermüdenden Schreibart kam ihm dabei besonders zu statten, und machte auch seinen mündlichen Vortrag überaus angenehm und immer neu.

Mit dem Jahre 1740 ging die neue Sonne Preußens auf, und warf ihre glänzenden Strahlen auch auf Formeys Lauf. Friedrich, der Philosoph, richtete die ganz in Verfall gerathene Akademie der Wissenschaften wieder auf. Maupertuis ward ihr zum Präsidenten gegeben, und dieser, welcher Formeyn kannte und schätzte, schlug ihn zum beständigen Sekretair und bald nachher zum Historiographen der Akademie vor. Dieser Vorschlag war für ihn um so ehrenvoller, weil er von einem Manne, der das Verdienst zu würdigen verstand, ausgieng, und wurde um so bereitwilliger aufgenommen, da Formey schon vorher Mitglied dieses Gelehrtenvereins und Sekretair der philosophischen Klasse gewesen war. Durch diesen Posten erweiterten sich die wichtigen Verbindungen des Mannes und er befestigte sich noch mehr in der Achtung, welche ihm schon damals in der ausgezeichneten Gesellschaft der am Hofe des philoso-

phischen Königs lebenden Denker zu Theil ward. Die glänzendste aber auch gefährlichste Periode seines literarischen Lebens war indessen von 1748 bis 1753, wo er in des Königs, Maupertuis und Voltaires gelehrte Streitigkeiten verwickelt ward, und, ohne seine Vorliebe und Ergebenheit für Maupertuis zu verbergen, dennoch das seltene Glück hatte, sich bei allen Partheien in seiner Achtung, seiner Liebe und seinem Ansehen zu behaupten. Er wußte überhaupt bei allen gelehrten und gesellschaftlichen Fehden sich immer mit weiser Mäßigung und Selbstbeherrschung zu benehmen; er fühlte die Beleidigungen tief, aber er suchte sich auch sogleich wieder ins philosophische Gleichgewicht zu bringen, und nannte sich selbst oft impassible.

Bei der durch die Erfahrung vieler Jahrhunderte gerechtfertigten Ueberzeugung, daß so wie bei allen Fehden, auch bei den gelehrten größtentheils nur Eigenliebe und Rechthaberei zum Grunde liegen, und selten der Mühe lohnende Resultate für die Wissenschaften daraus gewonnen werden, übergieng er gewöhnlich die Anfälle seiner Gegner mit Stillschweigen. Auf seine eigenen schriftstellerischen Arbeiten legte er bei weitem nicht den Werth, welchen sie sonst wohl in den Augen ihrer Verfasser zu haben pflegen. Er suchte weniger zu glänzen als Nutzen zu stiften, und beurtheilte also fast alle seine Schriften einzig nach die-

sem Maaßstabe. Er zeigte dabei so wenig Vorliebe, daß er selbst mit der größten Offenherzigkeit die Produkte seines Geistes klassificirte, und manche gut, manche mittelmäßig, manche bestellte Arbeit nannte. Kein Wunder, daß bei der außerordentlich großen Zahl seiner Schriften manche, gleich einem Meteor, erschienen und verschwanden. Tiefes Eindringen und Erschöpfen des Gegenstandes, genaues Sichten und Feilen sind seltene Vorzüge eines Mannes, der schnell, viel und in verschiedenen Fächern schreibt, und können nur da einheimisch seyn, wo tiefe Kenntniß eines Rousseau sich mit dem Genie eines Voltaire vereint.

Formey legte seine Predigerstelle zwar zeitig nieder, aber zeitlebens blieb ihm der geistliche Stand wichtig und ehrwürdig, und er suchte und benutzte jede Gelegenheit, die verschiedenen Obliegenheiten desselben zu erfüllen. Er hat über funfzehn hundert mal gepredigt, und außer den vielen gedruckten noch eine große Menge handschriftlicher Reden hinterlassen, deren keine ohne eigenthümlichen Werth ist, die aber freilich mit der jetzigen Art zu predigen, welche gar nicht nach seinem Sinne war, nicht Schritt halten. Bei seiner großen Leichtigkeit, aus dem Stegreife zu reden, bei seiner vielen Methode und langen Erfahrung, hatte er es sich dennoch zum Gesetz gemacht, seine Predigten wörtlich aufzusetzen und auswendig zu

lernen. Diese freiwillige Verbindlichkeit hat ihm manchen Tag und manche Nacht verdorben. Er predigte gern, und erhielt in seinen frühern Jahren ungetheilten Beifall, ohne ihn durch rednerische Kunstgriffe zu suchen. Kenner haben versichert, daß, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, Unterricht im Deklamiren zu bekommen, er es bei dem großen Umfange und der Harmonie seiner Stimme wirklich weit gebracht haben würde. Da er sehr angenehm las, so erhielten seine Vorlesungen in der Akademie einen doppelten Werth, und man gestand es ihm allgemein zu, daß er sie meisterhaft vorzutragen wisse. Nur bei Versen verfiel er in einen singenden Ton.

Seine großen und weitläuftigen Bekanntschaften und Verbindungen hatten einen starken und gewiß sehr interessanten Briefwechsel zur Folge, den er auch bis an sein Ende, obgleich mit vielen Einschränkungen, fortsetzte. Er hat in funfzig Jahren über drei und zwanzig tausend Briefe gesammelt, deren keiner von ihm vier und zwanzig Stunden unbeantwortet geblieben ist. Er schrieb gern und wiederholte sich nie. Selbst im täglichen Umgang war dieß nur selten, da er in seinen vieljährigen Erfahrungen einen unerschöpflichen Stoff zu immer neuen Ideen fand. Es ist ausgemacht, daß Personen, die ihn wöchentlich mehrmals sahen, ihn noch in den letzten Monaten seines Lebens haben Anekdoten erzählen hören, die den Reiz der

Neuheit hatten, so, daß er wirklich in diesem Stücke unerschöpflich genannt werden konnte, und nie, selbst bei seinen vertrautesten Freunden nicht, befürchten durfte, durch seine Erzählungen zu ermüden. Seine Anekdoten erlangten aber dadurch noch einen besondern Werth, daß er sie nicht nur mit Munterkeit und lebhafter Theilnahme vortrug, sondern auch mit Genauigkeit und Bewährung, indem er Namen, Jahrszahl, Ort und Stelle jedesmal genau angab, so, daß mit seinem Tode gewiß eine der reichhaltigsten und lautersten Quellen der interessantesten Begebenheiten versiegt ist. Sein moralisches Gefühl zeigte sich auch hierbei von einer sehr achtungswerthen Seite, da er mit vieler Schonung das, was andern nachtheilig war, verschwieg, und größtentheils nur solche Anekdoten erzählte, welche für, nicht wider, die Ehre derer waren, die sie betrafen.

In seinem Umgange lag so viel Humanität und gefälliges Wesen, daß jeder, der ihn kennen lernte, ihm sehr zuvorkommend und bereitwillig seine Achtung und Liebe zollte. Die gewöhnlichen Fehler der Gelehrten, den Schmeicheleien ihrer Zeitgenossen ein gefälliges Ohr zu leihen, und im Gespräch gegen Andere einen anmaßenden Ton, eine gewisse Aristokratie des Verstandes zu behaupten, schienen, mit seiner Natur unverträglich, nie an ihm haften zu wollen. Ein Feind aller Schmeichelei, sagte er selbst mächtigen Großen nur das, was mit seinem Gefühle und seiner

Ueberzeugung in Harmonie stand. Im Umgange bequemte er sich ganz nach den Einsichten und Verstandeskräften derer, mit denen er zu thun hatte. Er hob den, der ihn sprach, zu sich hinauf, oder stimmte sich zu ihm herab. Von allem Selbstdünkel frei, bemächtigte er sich nie der ganzen Unterredung. Als ein Mann von heiterm Sinne scherzte er gern und gewöhnlich über sich selbst oder den andern, selten über einen dritten, und zeigte sich überhaupt so, daß man recht bequem und sicher bei ihm war, und sein Uebergewicht wenigstens nicht zu fürchten Ursache hatte.

Kein Wunder, daß er viele Freunde hatte, und die Schätzung der ersten Denker seiner Zeit genoß. *Friedrich* ehrte und liebte in ihm den Menschen und den Gelehrten, und war bisweilen nur darüber unwillig, daß dieser Mensch kein Philosoph à la Voltaire seyn wollte. Er hatte hohe Begriffe von Formeys Talent, von seinen Kenntnissen. Er übertrug ihm selbst gelehrte Arbeiten, wie z. B. das Journal litteraire et politique, und unterstützte ihn dabei. Er würdigte ihn seines engsten Vertrauens, machte ihn zum Zeugen und Theilhaber seiner gelehrten Pläne, und gab ihm die vollgültigsten Beweise seiner Achtung und Zufriedenheit.

Die Schriften dieses rastlosen Gelehrten gehören entweder zum kritischen oder didaktischen Fache. Letztere

theilen sich wieder in theologische und philosophische. Seine akademischen Abhandlungen fallen meistentheils in das Gebiet der praktischen Philosophie, oder es sind Denkschriften auf verstorbene Mitglieder der Akademie, oder Reden bei öffentlichen Sitzungen dieses Gelehrtenvereins. Als ein Mann, der so viel und in so verschiedenen Fächern schrieb, konnte er nicht leicht allen Produkten seines Geistes einen gleichen Werth geben, und am wenigsten da etwas Vollendetes liefern, wo seine Zeit ihn beschränkte, oder wo nicht freier Wille, sondern Beruf und Umstände ihn zu schriftstellerischen Arbeiten aufforderten. Seine theologischen Schriften, von denen die meisten moralischen Inhalts sind, haben freilich das Gepräge der Zeit, in der sie geschrieben wurden, aber sie erheben sich durch Vortrag und lichtvolle Darstellung über die gleichzeitigen ihrer Art. Mehrere sind in das Deutsche übersetzt. Die akademischen Abhandlungen selbst, ohne tief eindringend und erschöpfend zu seyn, enthalten doch immer das Wichtigste und Gemeinnützigste der gewählten Materien, und haben das seltene Verdienst, daß sie für den Philosophen und Nichtphilosophen gleich interessant und verständlich sind. Formey besaß die große Kunst, auch die abstraktesten Ideen populair darzustellen.

Von entschiedenem Werthe sind seine Denkschriften oder Elogen auf verstorbene Akademiker; es sind

glückliche Nachahmungen der Fontenellischen. Er wußte jeden Akademiker so eigenthümlich zu schildern, daß in den meisten Fällen, wo er einem Mathematiker, Physiker, Mineralogen u. s. w. eine Denkrede hielt, man ihn selbst für einen Kunsterfahrnen hätte halten sollen.

Formey verband mit einer gewissen Schnellkraft des Geistes eine Fülle von Ideen, durch deren Neuheit er auch selbst abgelebten alltäglichen Gegenständen ein gewisses Interesse zu geben wußte. Er eröffnete seit 1746 bis 1796 die öffentliche Sitzung der Akademie mit einer Gelegenheitsrede, welcher entweder der Geburtstag des Königs, oder der Stiftungstag der Akademie zur Veranlassung diente. Sowohl in den meisten dieser Reden, wobei Mannigfaltigkeit, selbst für den geübtesten Redner, große Schwierigkeit hat, als auch in seinen Antworten auf die Reden der in die Akademie eintretenden neuen Mitglieder, herrscht so viel Feinheit, so viel Wendung, so viel äsonische Jugend, daß, wer die kurze Zeit und die wenige Mühe, die er darauf wandte, weiß, erstaunen mußte, ihn jedesmal in einem neuen Gewande auftreten zu sehen. Wiederholt hat er sich hier nie, außer daß er jedesmal vorher klagte, er werde nichts hervorbringen können. Seine Antwort auf die Antrittsrede des Chevaliers de Boufflers ist sein letztes Meisterstück in dieser Art.

Formey hat keine neuen Entdeckungen im Reiche der Wissenschaften gemacht, aber er hat die vorhandenen Schätze derselben zum allgemeinen Gebrauche wohlthätig genutzt, und in Verbindung mit mehrern Gelehrten eine Menge von fruchtbaren Ideen in Umlauf gebracht, welche bei einem großen Theile seiner Zeitgenossen den Grund zur nachher erfolgenden großen Revolution im Denken waren. Er war in der Philosophie kein Wolf, in der Beredtsamkeit kein Fenelon, aber er war in jener ein würdiger Schüler desselben, und gehörte in dieser zu den bessern Rednern seiner Zeit. Ungeachtet er in manchen Wissenschaften, so wie in dem Gebiete der schönen Künste, ein Fremdling war, wußte er sich doch auch hier in nöthigen Fällen zu finden, und zeigte dadurch, welch ein glückliches Talent ihm die Natur verliehen hatte.

In den ältern Sprachen hatte er sehr gründliche Kenntnisse. Er sprach das Lateinische so fertig, als das Französische, las die schwersten griechischen Autoren ohne Mühe, und war ein sehr vorzüglicher Hebräer. Ueberhaupt erwarb er sich in allen den Fächern des menschlichen Wissens, welche er mit Eifer behandelte, einen verdienten Platz in der Reihe der kenntnißvollsten Gelehrten seines Zeitalters, und würde es vielleicht zu einer seltenen Vollkommenheit darinn gebracht haben, wenn seine großen zerstreuenden und weit-

läuftigen Verbindungen ihn nicht schon früh von dem anhaltenden Studium seiner Lieblingswissenschaften abgezogen, und seine Aufmerksamkeit auf andere literarische Gegenstände nothwendig gemacht hätten.

Eine Menge fremder Akademien und gelehrter Gesellschaften nahmen ihn in ihre Mitte auf. Er war Mitglied der Russisch Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, der Römisch Kaiserlichen Akademie naturae curiosorum, der Königlichen Societät der Wissenschaften zu London, Siena und des Instituti Bononiensis. Auch die Greifswalder gelehrte Gesellschaft zur Beförderung und Reinigung der deutschen Sprache schickte ihm ein Patent als Mitarbeiter zu diesem Zwecke zu. Ein Beweis seiner großen Selbstkenntniß war es, daß er diese Ehre für unverdient erklärte, da er selbst das Deutsche nur als eine gelehrte Sprache behandelte, es zwar las und verstand, aber dennoch nie geläufig und richtig sprach. Es ist fast unglaublich und doch buchstäblich wahr, daß ein Berliner Gelehrter, der in 86 Jahren nicht weiter, als bis Stettin und Leipzig gekommen, dessen erste Gönner und gelehrte Rathgeber Deutsche waren, der deutsch getauft wurde, und eine Deutsche zur Mutter hatte, dennoch so ganz Franzose geworden und geblieben ist, daß er gegen die ersten und faßlichsten Regeln der deutschen Sprache anstieß. Indessen wird man sich weniger darüber wundern, wenn

man weiß, daß er den größten Theil seines Lebens in Verbindung mit französischen Gelehrten an dem Hofe Friedrichs zubrachte, und Friedrich selbst wegen seiner bekannten Abneigung und Kälte gegen die deutsche Literatur diese Eigenheit auf Formey übertragen konnte.

Außer den akademischen Stellen und dem Professorat in der Philosophie bekleidete Formey auch noch einige wichtige Aemter beim französischen Departement. Er war geheimer Rath und Mitglied des französischen Oberdirektoriums, Direktor des Orangehauses und einer der Stifter und ältesten Verpfleger der Ecole de Charité, für die er lange Zeit mit großem Eifer und vielem Muthe gearbeitet, und bis an sein Ende Geldbeiträge geliefert hat. Ueberhaupt hat er sein Ansehen und seinen ausgebreiteten Ruf, so wie seine weitläuftigen Bekanntschaften vielfältig dazu benutzt, seinen Mitmenschen nützlich zu seyn, und die Anzahl derer, die er im Lande und außerhalb zu Stellen und Aemtern beförderte, würde ein langes Verzeichniß ausmachen. Er diente gern und willig, mußte aber oft für seine Dienstfertigkeit Undank erfahren. Daß er niemanden in seinem ganzen Leben gehaßt oder zu schaden gesucht, war das Einzige, dessen er sich mit frohem und edlem Bewußtseyn rühmte. Als Mensch, Gatte, Vater, Freund, Gesellschafter und Gelehrter verdient er gewiß zu den bessern und

vorzüglicheren Menschen gerechnet zu werden; und wenige haben alle diese Eigenschaften zugleich in solchem Grade besessen, als er. Um so mehr war er des hohen und glücklichen Alters werth, das er erreichte. Er starb nach einer ehrenvollen Laufbahn von beinahe 86 Jahren, den 7ten März 1797, ohne Krankheit und Schmerz, mit vollkommenem Bewußtseyn und großer Geistesheiterkeit.

Isaak Iselin.

Rathsschreiber zu Basel.

Es giebt eine edlere Unsterblichkeit, als die des Namens. Unsterblich zu seyn durch wahre Verdienste um die Menschheit, das ist das erhabene Ziel, dem der Weise seine Zeit und seine Kräfte widmet. Aus voller Ueberzeugung stimmt er ein in die schöne Bemerkung der Königin Christina: „Es giebt keinen Stand unter den Menschen, den man nicht verherrlichen könnte, entweder durch das, was man darinn thut, oder durch das, was man darinn leidet.“ Gleichviel, ob er den seinigen durch glänzende, die Bewunderung der Zeitgenossen und der Nachwelt erregende Thaten verherrliche, oder durch stille von der Welt unbemerkte Standhaftigkeit im Wirken und Dulden; sein Verdienst bleibt ihm immer. — Dieß wird passend auf das ruhige, aber durch Beharren in gemeinnütziger Wirksamkeit so wohlthätige Leben des edlen Iselin angewandt.

Er war am 7ten März 1720 in Basel gebohren. Sein Vater war ein Handelsmann; die Mutter, eine Tochter des Rathsherrn Christoph Burkhardts. Wegen der fatalen Umstände seines Vaters ward der junge Iselin außer dem väterlichen Hause von seiner Mutter und Großmutter erzogen. Diese beiden trefflichen Frauen bildeten ihn frühe zur Weisheit und Tugend; besonders war die Mutter eine der aufgeklärtesten und rechtschaffensten Damen. Ihr einziger Fehler war eine außerordentliche Empfindsamkeit und ein allzu großes Mißtrauen in die Gesinnungen der Menschen. Diese Gemüthsart war eine Folge nicht bloß ihres Temperaments, sondern auch verschiedener Uebel, die sie in demjenigen Alter auszustehen hatte, in welchem der Charakter Festigkeit zu bekommen anfängt. An allen Orten sah die zärtliche Mutter Gefahr der Verirrung für ihren einzigen Sohn; daher kam es, daß dieser sich eine Art von Schüchternheit zuzog, die ihm in der Jugend ein etwas pinselhaftes Ansehen gab, das er hernach nicht ohne Mühe abzulegen im Stande war.

Ziemlich jung ward Iselin mit Spreng, dem Uebersetzer der Psalmen, bekannt; diesen Mann suchte er als großen Poeten: er lernte aber von ihm bloß das Mechanische der Dichtkunst. Die ächten poetischen Schönheiten, die Erfindung, die Zusammenordnung der Theile, die Oekonomie des Ganzen,

die Auswahl der Farben und Bilder, das glückliche Mittel zwischen Verschwendung und Dürftigkeit im Ausdrucke, die moralische Wirkung u. s. w. — alles dieß ward wenig in Betrachtung gezogen. Immerhin wagte es der junge Lehrling, Verse über Verse zu schmieden; mehr als einen Band davon opferte er in der Folge den Flammen, und von allen seinen poetischen Versuchen ward nicht mehr als ein einziger Bogen gedruckt. Durch dergleichen Uebungen indeß erwarb er sich jene Leichtigkeit des Styls, die man in seinen Schriften bemerkt.

Wichtiger war für Iselin die Bekanntschaft mit dem berühmten Rhätier, Ulysses von Salis, dem nachherigen Eiferer für die Beförderung des Erziehungswesens. Salis besaß eine reiche und starke Einbildungskraft; jener feurige Muth, der ihn in der Folge bei so vielen wichtigen, politischen und literarischen Unternehmungen begeisterte, belebte schon damals sein aufblühendes Genie. Elektrisch theilte die Flamme sich mit, und ergriff seine Freunde. Schon war er durch die Bekanntschaft Vater Bodmers und einiger junger Gelehrten in Zürich mit den ächten Grundsätzen der Philosophie und Kritik vertraut geworden. Durch ihn kam Iselin in gleiche Bekanntschaft. Unter andern verschaffte er ihm den Briefwechsel mit einem jungen Gelehrten in Zürich, dem nachherigen Pfarrer Schinz in Altstetten. Durch

das Beispiel anderer junger Genien in Bern und in Zürich erwachte auch in Iselin jener enthusiastische Stiftungsgeist. Nebst einigen Freunden errichtete er eine gelehrte Gesellschaft, zu deren Vorsteher er sich aufwarf; sie dauerte aber nicht lange.

Als die Zeit zur Erwählung eines Berufs herannahte, entschloß er sich, ohne daß seine Mutter ihn weder aufforderte, noch hinderte, ganz den Wissenschaften zu leben. Er weihte sich den Wissenschaften, welche den meisten Einfluß auf die Glückseligkeit der Menschen haben sollten, und vielleicht das meiste beitragen, sie unglücklich zu machen: auf Staatskunst und Rechtswissenschaft. Er benutzte den Unterricht der vornehmsten Lehrer auf der Universität Göttingen, und genoß den Umgang eines Mosheims, Geßners, Hallers, Ayrers und anderer verdienstvoller Gelehrten.

Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt wurde er im Jahre 1748 nebst zween andern Kandidaten vom akademischen Senate zum Lehramte des Natur- und Völkerrechts vorgeschlagen; allein das Loos, welches entscheidet, war ihm nicht günstig. Er ging dann im Jahre 1754 auf Reisen, und benutzte seinen Aufenthalt zu Paris zur Einsammlung von mancherlei nützlichen Kenntnissen. Sehr oft genoß er den Umgang des berühmten Miniaturmahlers Massee. Dieser

damals schon ziemlich betagte Mann zeichnete sich durch ein edles und offenes Betragen, durch gefälligen Witz und durch eine ausgewählte Schreibart eben so sehr aus, als durch seine Mahlertalente. Außerdem lernte er Fontenelle, Roußeau, Buffon, Nollet und andere große Gelehrte kennen, und genoß den freundschaftlichen Umgang der Frau von Graffigni, dieser berühmten Verfasserin der peruvianischen Briefe. Das größte Vergnügen und den meisten Vortheil, den Iselin aus seinem Aufenthalte in Paris zog, hatte er dem Umgange mit dieser geistreichen Frau und mit dem Mahler Massee zu danken. Indessen versicherte er in der Folge, bei der Erinnerung an seine Reisejahre, öfters, daß, nach seiner Ueberzeugung, junge Leute auf Reisen mehr Zeit und Geld verlieren, als sie Vortheile gewinnen, und daß es höchst selten sey, vor dem dreißigsten oder wohl gar vor dem vierzigsten Jahre, mit vorzüglichem Nutzen zu reisen.

In seiner Vaterstadt fing er nun an, sich eifriger, als jemals, den juristischen Studien zu weihen. Er nahm sich vor, das römische Recht nach philosophischen Grundsätzen zu untersuchen; seine Lieblingsstudien waren Philosophie und Geschichte, beide verband er; der einen bediente er sich, um mehr Licht, mehr Nutzen und Anmuth aus der andern zu ziehen. Schon damals setzte er sich ein Werk vor, das mit

seiner Geschichte der Menschheit, die er in der Folge ausarbeitete, einige Aehnlichkeit hatte. Auch las und sammlete er Urkunden, um das eidgenossensche Staatsrecht zu vollenden, wovon er schon in seiner Doktordisputation ein Probestück geliefert hatte; zugleich war er mit einer philosophisch-politischen Behandlung der helvetischen Geschichte beschäftigt. Aber alle diese Entwürfe wurden vereitelt, als im Jahre 1754 das Loos ihn von dem historischen Katheder ausschloß, und ihm hernach im Jahre 1756 durch eben dieses Loos die äußerst mühsame Aufsicht über die Staatskanzlei zufiel.

Pflicht und Patriotismus trieben ihn an, seinem Amte und dem Wohle seiner Mitbürger den grössern Theil seiner Zeit und seiner Kräfte zu weihen. Nicht als Schulgelehrter, als Mensch und Bürger, betrat er die literarische Laufbahn. Durch Ungereimtheiten, die er auf seiner Zunft hörte, ward sein edler Enthusiasmus entflammt; er ging nach Hause, setzte seine Feder an, und schrieb die patriotischen und philosophischen Träume eines Menschenfreundes. Andre patriotische Herzensergießungen und gemeinnützige Vorschläge folgten von Zeit zu Zeit nach. Er sann unermüdet auf Mittel, die öffentliche und Privaterziehung in seinem Vaterlande zu verbessern; er harrte aus in seinen guten Entwürfen, wenn er Widerstand fühlte. Thätig und treu

war er in allem, was des Vaterlandes Wohl betraf, und suchte jede Gelegenheit, demselben in und außer seinem Amte nützlich zu werden. Er wurde demselben nützlich durch Rath und That; bei der Errichtung einer ökonomischen Gesellschaft; bei Ermunterung aller Arten landwirthschaftlicher Bemühungen, die sich dadurch merkwürdig vermehrt und aufgenommen haben; bei öftern Versuchen, den schädlich empfundenen Ausbrüchen der Pracht und Ueppigkeit zu steuern, und den Gesetzen wider die Verschwendung neue Stärke und Nutzbarkeit zu geben; — bei der weisen Anordnung, über die Art, von den Unterthanen die eingeführten Frohndienste leichter und gleichmäßiger zu fordern; bei der Errichtung einer neuen Zeichnungsschule; bei Anlegung einer Korndörre, den Vorrath der Früchte auf künftige theure Zeiten und Nothfälle besser zu sammeln und aufzubewahren; und eines Holzmagazins bei dem je länger, je beschwerlicher werdenden Suchen hinlänglicher Baumaterialien, in einer Stadt, die davon so vielen Aufwand und so wenig eigene Hülfe hat. Bei allen diesen wichtigen Berathschlagungen und noch mehrern andern, hatte er immer einen großen Antheil, übernahm mit Vergnügen die mühsamsten Nachforschungen, und ließ sich durch keine Beschwerden oder Hinderniße abhalten, die vorgesetzten gemeinnützigen Zwecke auszuführen.

Im Jahre 1760 hatte er, auf Veranlassung des

Jubiläums der baslerischen Universität, das Vergnügen, seine Freunde Geßner und Hirzel und den Statthalter Schinz bei sich zu sehen. Ohne weitere Absicht, als nur um die Freuden des freundschaftlichen Wiedersehens öfters zu genießen, verabredeten sie eine Zusammenkunft in Schinznach; diese Zusammenkunft war es, welche der helvetischen Gesellschaft den Ursprung gab.

Der Wohlstand und die Ehre seines Vaterlandes war zeitlebens der Gegenstand seiner rastlosesten Bemühungen. Wo er Talente aufkeimen sah, so pflegte er sie mit zärtlicher Wartung, gab ihnen weisen Unterricht und Anleitung. Wo er wirkliche Verdienste sah, suchte er sie mit aller Anstrengung aufzumuntern, hervorzuziehen und zu belohnen. Wo er einigen Anschein zu irgend einer glücklichen Unternehmung sah, suchte er davon mit aller Angelegenheit Gebrauch zu machen. Alle seine Tage und Stunden, vom frühen Morgen bis auf den späten Abend, und öfters durchwachte Nächte, der angestrengtesten Arbeit gewidmet, zeugten von der zärtlichen Sorge für das Vaterland. Die Unannehmlichkeiten, denen sich die Arbeiter für das öffentliche Wohl in Freistaaten öfters aussetzen, achtete er nicht. Den Höhern entzog er die Ehrerbietung nie, die ihrer Würde und ihren Verdiensten gebührt, wenn ihn schon die Festigkeit seiner Grundsätze oft nöthigte, von ihren Gedanken abzugehen.

Iselin liebte aber nicht nur sein Vaterland; mit einer warmen, gefühlvollen Seele umfaßte er das Wohl des ganzen Menschengeschlechts, und liebte es wie eine Familie. Hätte es in seiner Macht gestanden, alle Menschen zu beglücken, er hätte es mit innigster Freude gethan. Wer sich nur von ihm eine Gefälligkeit ausbat, sie mochte noch so mühsam zu erzeigen seyn, und war es auch der unbekannteste Mensch, er diente gern und ohne Rücksicht auf die Person, worinn und so viel er nur konnte. An allem, was zur Veredlung der Menschheit abzweckte, nahm er herzlichen Antheil. Brauchte man dazu von ihm Aufmunterung, Rath, thätige Hülfe, so leistete er das alles mit der größten Freude. Ihm war nichts unwichtig, sobald es nützlich war. So unterstützte er z. B. Basedow's Bemühungen für eine verbesserte Erziehung durch Wort und That, und ermunterte alle Freunde des Guten, in der Nähe und in der Ferne, mit zur Beförderung seiner gemeinnützigen Zwecke zu arbeiten.

Zu eben der Zeit machte Quesnay mit seinen Freunden ein neues System der Staatshaushaltung in Frankreich bekannt. Iselin fühlte den Werth desselben, er sah, wie durch dasselbe jede sittliche und bürgerliche Tugend im Staate aufleben, das Band zwischen Regent und Unterthan wieder fester geknüpft, Fleiß und Arbeitsamkeit ermuntert, der Armuth

aufgeholfen, und der Triebfeder der ganzen Menschheit eine neue Wirksamkeit dadurch gegeben würde. Freiheit des Gewerbes und Heiligkeit des Eigenthums waren die Grundpfeiler des neuen Systems. Für Iselin lauter dringende Gründe, es mit Wärme zu empfehlen und mit Eifer zu befördern.

Beförderung guter Sitten, weiser Gesetze, des Wohlstandes, der Landwirthschaft, guter Anstalten, der Künste und Wissenschaften, waren die Gegenstände, für die er auch als Schriftsteller wirkte. Zu seinen patriotischen und gemeinnützigen Aufsätzen gehören die über die Nothwendigkeit und Unzulänglichkeit der Prachtgesetze, über den wahren Gebrauch der Reichthümer, über den wahren Patrioten, über Gesetzgebung und Gesetze, über den Werth der politischen Tugend. Wenn er mit diesen kleinen Schriften vorzüglich und zunächst sein Vaterland zu berathen suchte, so schlug dem Edlen doch das Herz nicht bloß für die republikanische Schweiz: nein, er umfaßte die ganze Menschheit mit Wohlwollen; es erweiterte und erhob sich noch mehr, wenn es die ganze Gattung der Menschheit galt, und die Schrift, welche ihre Schicksale und allmähliche Ausbildung entwickelt, seine Geschichte der Menschheit ist sein reifstes und am meisten vollendetes Werk. An dieses schlteßen sich seine Ephemeriden der Menschheit an, welche ebenfalls vielen Saamen des Guten

ausgestreuet haben. Ueberhaupt sind alle seine Schriften reich an erhabenen Ideen und Aussichten, an scharfsinnigen Bemerkungen aus der Geschichte der vorigen und neuern Zeit, an Menschenkenntniß und patriotischen Gesinnungen, an starken, freien und neuen Gedanken. Er war ein Schriftsteller von festen Grundsätzen und gesetztem Muthe; Freiheitssinn und Freiheitseifer, edle Bescheidenheit und eine gewisse Stille der Seele, die den weisen und unbefangenen Denker sogleich ankündigt, vereinigten sich in seinem Charakter. Der König und der Bürger, der Mann von Geschäften, der Lehrer und Menschenforscher finden Nahrung und Unterricht in dem, was er schrieb.

Es ist mancher als Patriot und Weltbürger berühmt, aber — in seinem Hause ist er nicht thätig, Tugend, Glück und Freude um sich her zu verbreiten. Nicht so Iselin. Im stillen häuslichen Leben gab er das Beispiel des wahren weisen und tugendhaften Wohlthäters. In seinem täglichen Umgange war er gegen jeden gütig, gefällig und äußerst dienstfertig. Häusliches Glück und Familienfreuden schätzte und empfand er nach ihrem ganzen Werthe, darinn suchte und fand er immer seine angenehmste Erholung. Er lebte seit 1756 in einer glücklichen Ehe, und ward Vater von acht Kindern. Seine frohesten Stunden verlebte er im Schooße seiner Familie, wenn Kinder und Enkel um ihn her spielten. In der Würde und Pflicht ei-

nes Vaters fand er so viel Angenehmes, das ihm alles Widrige überwog. Mit der herzlichsten Zärtlichkeit hing er an den Kleinen, und nahm an ihren Spielen Theil. Er spürte dabei ihre Neigungen aus, und die ersten Versuche ihrer Kräfte; er gab ihnen oft Winke, die auf ihre fühlenden Herzen Eindruck machten, und oft mit wenigen einzelnen Worten für sie großen Unterricht enthielten. Mit zunehmendem Alter nahm er sie viel mit in die Gesellschaft gesetzter Leute, auf Spatziergänge, und leitete ihre Sitten. Zur Vermehrung ihrer Kenntnisse, zum Lesen zeichnete er ihnen selbst den Weg vor, während die zärtliche Mutter den Töchtern in den Geschäften der häuslichen Wirthschaft Unterricht gab. Man sah ihn oft mit seinen Kindern aus der Stadt auf das freie Feld hinaus gehen, da wählte er einen anmuthigen Ort, im Schatten eines Baumes, oder auf einem unbewohnten Landhause, saß da mitten unter seinen Kindern, las ihnen etwas vor, oder ließ sich von ihnen etwas vorlesen.

So lebte Iselin in der treuesten Erfüllung seiner Pflichten in allen Verhältnissen des Lebens. Seine schwache Gesundheit ließ ihn kein langes Leben hoffen, und eine unheilbare Wassersucht beschleunigte seinen Tod, der den 15ten des Heumonats 1782 erfolgte.

Johann Heinrich Lambert.

Königlich Preußischer Oberbaurath.

Lambert gehörte zu der kleinen Anzahl von Gelehrten, die man, so wie Leibnitzen, allgemeine Köpfe nennen kann. Denn er mochte seine Untersuchungen und Betrachtungen richten, auf welche Wissenschaft er wollte, so leistete er bewundernswürdig viel. Und wie dornenvoll war nicht der Weg, auf dem er sich durchwinden mußte! Seine Lebensgeschichte zeigt deutlich, wie ein außerordentliches Genie durch alle Hindernisse hindurch bricht, und sich selbst die Bahn bereitet, auf welcher es zu glänzen bestimmt war.

Er wurde 1728 den 29sten August zu Mühlhausen im Sundgau gebohren. Sein Vater, dessen Vorältern sich der Religion wegen aus Irland geflüchtet hatten, war ein armer Schneider, dessen Absichten weiter nicht gingen, als seinen Sohn seinem eigenen Handwerke zu widmen; doch versäumte er an

dessen Erziehung nichts. Obgleich die Lehrer, deren Schulen er auf Kosten des Magistrats besuchte, von den Talenten des jungen Lamberts das rühmlichste Zeugniß gaben, so war doch, wegen Unvermögen seiner Aeltern, kein anderer Rath, als seinem Vater arbeiten zu helfen, dabei er dann seine kleinen Geschwister warten mußte. Indessen las er begierig alle lateinischen Bücher, die er nur bekommen konnte, des Nachts; und das zur Anschaffung der Lichter nöthige Geld verdiente er sich durch kleine Handzeichnungen, welche er machte, und dann an seine Spielkameraden um eine Kleinigkeit verkaufte, unterdessen er mit dem Fuße seine kleinern Geschwister wiegte. Ein mathematisches Buch, welches ihm von ungefähr in die Hände kam, erweckte seine Neigung für diese Wissenschaft, und er lernte die Arithmetik und Geometrie daraus ohne Anweisung von selbst.

Sein Fleiß erregte Aufmerksamkeit, und da er eine gute Hand schrieb, so wurde er als Kopist bei der Kanzlei angestellt. Von da kam er in seinem 15ten Jahre zu einem Herrn de la Lampe, welcher Eisenwerke in der Nähe hatte, als Buchhalter; und bei der Gelegenheit erlernte er die französische Sprache. Zwei Jahre nachher nahm ihn Iselin in Basel zum Sekretair an, welcher ihn sehr lieb gewann. Bei ihm lernte Lambert in den schönen Wissenschaften, in der Philosophie und Mathematik sehr viel, und

sein Eifer für die letztere ließ ihn oft seine Geschäfte vernachlässigen.

Im Sommer des Jahres 1749 wurde er durch Iselin dem Bundespräsidenten Salis zum Lehrer bei dessen Kindern empfohlen. In diesem Hause fand er eine ansehnliche Bibliothek, und er gelangte dadurch zu vielen Kenntnissen in allen Theilen der Gelehrsamkeit, und vielen todten und lebendigen Sprachen. Paskals Beispiel hatte auf ihn dieselbe Wirkung, wie auf Leibnitz, und trieb ihn an, eine Rechenmaschine zu erfinden, und das Bedürfniß einer genauen Abmessung der Zeit bei seinen Versuchen, ließ ihn eine Queckſilberuhr erfinden, die 27 Minuten lang ging. Hier erfand er auch seine logarithmischen Rechenstäbe und seine Maschine zu perspektivischen Zeichnungen.

Lamberts Werth wurde nicht verkannt. Man wählte ihn zu Chur zum Mitgliede einer von den vornehmsten Männern errichteten Gesellschaft, und im Jahre 1753 wurde er als Mitglied der helvetischen Gesellschaft aufgenommen, in deren Akten er viele mathematische und physikalische Abhandlungen geliefert hat. Nach einem achtjährigen Aufenthalte zu Chur ging er im October 1756 mit seinen Eleven auf die Universität nach Göttingen, bereiste von da Hannover und den Harz, wurde zum Korrespondenten

der Societät aufgenommen, und ging im Herbste 1757 von Göttingen nach Utrecht; machte Exkursionen nach Leiden, Haag und Amsterdam; reiste dann ferner mit seinen Eleven nach Paris, und ging über Marseille und Turin nach Chur zurück. Im folgenden Jahre begab er sich nach Augsburg, wo er mit dem Mechanikus Brander viel Umgang hatte; auch schrieb er daselbst seine Photometrie, und wurde zum besoldeten Mitgliede der damals neuerrichteten churbaierischen Akademie erwählt, unter der Bedingung, sich außerhalb Landes aufhalten zu dürfen, wenn er nur Abhandlungen zu ihren Akten schicken würde.

Im Jahre 1763 reiste er nach Veltlin und Cläven, und wurde bei der, zu Berichtigung der Grenzen zwischen Mailand und der Republik der drei Bünde niedergesetzten Kommission gebraucht. Im Dezember dieses Jahres ging er nach Leipzig, und gab daselbst im Anfange des folgenden Jahres sein neues Organon heraus, worinn er nicht nur die Logik, als Werkzeug zu Erforschung der Wahrheit, in einer ihm eigenen Gestalt vorträgt, sondern auch die Lehren von den Figuren der Schlüsse, von Bezeichnung der Begriffe durch Worte, und von dem Scheine und der Wahrscheinlichkeit in ein neues und helleres Licht setzt. Im Februar kam er nach Berlin, wo Friedrich der Große bald ein Verlangen äußerte, ein so vorzügliches Genie persönlich kennen zu lernen,

und als er seine Erwartung nicht hintergangen sah, ihn sogleich unter die Zahl der ordentlichen Mitglieder der Berliner Akademie aufzunehmen befahl. Hierdurch bekam er nun volle Muse, sich ganz seinen Lieblingswissenschaften zu überlassen, und die Früchte seines gelehrten Fleißes nach und nach der Welt mitzutheilen. Viele seiner Abhandlungen sind in den Akten gelehrter Gesellschaften, als der Leipziger, Berliner und anderer mehr zerstreut; viele sind auch besonders gedruckt. Alle tragen das Gepräge eines Genies an sich, das überall selbst dachte, seine Kenntnisse weniger aus Büchern geschöpft, als selbst erworben hatte, und daher, auch wenn die Sache, wovon er schrieb, nicht neu war, sie doch wenigstens von einer ganz neuen Seite ansah.

Sein vornehmstes metaphysisches Werk ist seine Architektonik. Die Absicht davon war, die Anwendung der Logik in der Metaphysik, und die Möglichkeit, es darinn zur algebraischen Gewißheit und Leichtigkeit zu bringen, welche er selbst empfand, auch Andern zu zeigen und begreiflich zu machen. Die schärfste Analyse, ausführliche Bestimmung und ausgebreitete Anwendung der ersten und einfachsten Begriffe menschlicher Erkenntniß zeichnen dieses Werk aus. Seine mathematischen Schriften sind zahlreich, und fast jeder Theil der Mathematik dankt ihm Zusätze und Erweiterungen. So hat ihm die prak-

tische Geometrie, die Theorie des Augenmaßes, die umständlichere und bequemere Ausführung der Folgen der Fehler, eine leichtere Auflösung verschiedener schweren Aufgaben, eine richtigere und bewährte Methode zu Visirung der Fässer zu danken — die Rechenkunst verschiedene neue Sätze von Theilung und Theilern der Zahlen, von Verwandlung der Gleichungen, vom Interpolieren, eine Sammlung nützlicher Tafeln, und die logarithmischen Rechenstäbe — die sphärische Trigonometrie einen allgemeinen Beweis ihrer Regeln — die Perspektive seine Maschine zu Zeichnungen — die Optik einen neuen Theil, die Photometrie und verschiedene Verbesserungen in der Berechnung der Refraction — die Geographie verschiedene neue Verzeichnungsarten der Landcharten zu gewissen bestimmten Absichten — die Gnomonik eine neue Theorie der Azimuthaluhr, nebst einigen andern Erfindungen — die Baukunst verschiedene neue Anwendungen der Mathematik auf die Gebäude, besonders in Ansehung der Festigkeit — die Artillerie verschiedene Zusätze zur Theorie der Kräfte des Schießpulvers, zu danken. Besonders aber hat er sich um die Astronomie durch viele Bemühungen verdient gemacht.

König Friedrich ehrte das Genie dieses scharfsinnigen Mannes, machte ihn zum Oberbaurath, und legte seiner Pension eine ansehnliche Summe bei.

Allein er genoß diese letztere nur kurze Zeit, denn am 25sten September 1777 machte eine auszehrende Krankheit seinem eben so stillen und ruhigen, als für die Welt und die Wissenschaften nützlichen Leben ein Ende.

Lamberts Name wird zu allen Zeiten in den Annalen der deutschen Gelehrten mit Ehrfurcht genannt werden. Er besaß eine Menge Kenntnisse, die man bei ihm nicht gesucht hätte. Das theologische Lehrgebäude seiner Jugendzeit war ihm genau bekannt, und selbst in den orientalischen Sprachen war er kein Fremdling. Mit der Jurisprudenz hatte er sich lange beschäfftigt; er las einst in seinen Erholungsstunden die Pandekten, und machte Anmerkungen dazu. Seine Hauptwissenschaften aber waren Logik, Metaphysik und Mathematik. In der ersten besaß er eine ungewöhnliche Stärke, und bewundernswürdig war die Fertigkeit, die ihm zur Gewohnheit geworden war, über alles logisch zu denken. Er untersuchte den geringsten häuslichen Vorfall nach eben den Regeln, nach denen er scientivische Demonstrationen untersuchte. Damit verband er eine lebhafte Begierde, die Regeln, nach denen diese seine Fertigkeit wirkte, zu entdecken, diese Regeln immer praktikabler und vollständiger zu machen. In der metaphysischen Analyse war er außerordentlich groß und scharfsinnig. Er ging mit dem Entwurfe einer Methode um, alle

einfache Begriffe mit eben der Schärfe und Gewißheit zu behandeln, als der Begriff der Größe in der Mathematik behandelt wird. Den meisten Geschmack fand er indessen an der Mathematik. Das Resultat weitläuftiger und verwickelter Rechnungen auf eine leichte Konstruktion zu bringen; aus wenigen Datis eine scharfsinnige Theorie zu abstrahiren; überall leichtere und kürzere Wege einzuschlagen — darinn zeigte sich vornehmlich die Größe seines Genies.

Sein Gedächtniß war in Sachen, die seine Hauptwissenschaften angingen, außerordentlich; immer waren sie ihm ganz gegenwärtig; in andern war es gewöhnlich. Er kannte daher die Geschichte dieser Wissenschaften, ihre Epochen und die großen Männer, die sie gemacht hatten, nach allen Umständen genau, war aber übrigens kein Historiker.

Arbeitsam war Lambert im höchsten Grade. Gewöhnlich arbeitete er von 5 Uhr des Morgens bis 3 Mittage, und von 2 Uhr Nachmittags bis zu Mitternacht, ohne andere Zerstreuung oder Erholung, als an schönen Tagen einen Spatziergang von ein paar Stunden, auf welchem ihn doch seine Ideen so, wie in Gesellschaften, an den Tisch und selbst auf sein Lager begleiteten, wo seine Seele sie oft noch im Schlafe durcharbeitete, oder doch wenigstens das Problem zu leichterer Auflösung vorbereitete. Der geringste Vor-

fall führte ihn auf mathematische oder philosophische Analysen, welchen er sich überließ, ohne durch das, was um ihn her vorging, gestört zu werden. Bei einem Spatziergange, wo er vom Regen übereilt wurde, kalkulirte er im Laufen den kürzesten und trockensten Weg aus, und bei dem Besuche eines Freundes auf seinem Landgute, welchem, da er eben einen Fleck Landes umzäunen ließ, die ganze anwesende Gesellschaft im Scherz die Pfähle dazu einschlagen half, stand Lambert allein, den Prügel hoch in der Luft haltend, und rechnete vor dem Schlage dessen größte Kraft aus. Verschiedene seiner Abhandlungen haben solchen Anlässen ihr Daseyn zu danken, und selbst in seiner Wirthschaft war alles aufs genaueste abgemessen. Fiel es ihm ein, von Metaphysik oder Mathematik zu sprechen, so that er es, ohne auf die ihn umgebende Gesellschaft Rücksicht zu nehmen, und seine Gespräche waren wirkliche Dissertationen über eine Materie, ohne Sprung oder Lücke, da er die Reihe seiner Gedanken immer in der Ordnung, wie sie bei ihm folgten, ganz darstellte, und wenn er durchaus unterbrochen wurde, immer hernach genau da fortfuhr, wo er stehen geblieben war.

Sein Charakter war in hohem Grade edel und verehrungswürdig. Eine wahre jungfräuliche Sittsamkeit und Schaamhaftigkeit, und die vollkommenste Reinigkeit von dem so allgemeinen Laster der Lieder-

lichkeit; eine redliche, gerade, von allem Scheine schiefer Abwege, von allem Schatten einer Falschheit oder Unwahrheit entfernte Denkungsart; lebhafter Abscheu gegen alle Arten der Ungerechtigkeit; prompter, freiwilliger Ersatz, wenn er durch Urtheile oder Handlungen dergleichen begangen zu haben glaubte; Friedfertigkeit in einem so hohen Grade, daß er auch entfernte Gelegenheiten zu jeder Gattung von Streitigkeiten sorgfältig vermied; eine nicht zu ermüdende Geduld und Gelassenheit; gänzliche Abwesenheit mürrischer, übler Laune; aufrichtige Bereitwilligkeit, mit seinem Unterrichte denen zu dienen, die ihn ohne Nebenabsicht suchten; das thätigste Mitleid, wo er Elende sah — alles dieses machte ein vortreffliches Ganzes bei ihm aus.

Wahre feurige Andacht, die oft zu einer stillen Begeisterung stieg; tiefes Gefühl der Abhängigkeit von Gott und der Unvollkommenheit unserer Erkenntniß von diesem höchsten Wesen, und ungeheuchelte Demuth und Ehrfurcht gegen dasselbe, erfüllten ihn von seiner ersten Jugend an, und blieben, ungeachtet der in den letzten Jahren seines Lebens auch in einigen seiner Religionsbegriffe unbemerkt vorgegangenen Veränderungen, unverändert, und die Folge davon, ächte, immer ungestörte Seelen- und Gewissensruhe, heiterte oft sein Gesicht zu einer Art von himmlischer Schönheit auf. Mit Verachtung sah er Werke

an, welche die Religion bestritten, und mit Entzükken las und empfahl er wohlgerathene Widerlegungen derselben. Er war ohne alle Einschränkung Weltbürger und Menschenfreund; aber eigentliche Freundschaft hat man an ihm so wenig, als vorzügliche Liebe gegen irgend einen Ort, sein Vaterland selbst nicht ausgenommen, oder Spuren des schweizerischen Nationalcharakters, bemerkt. Doch nahm er Antheil an den Schicksalen derer, die er schätzte. Als Sulzer tödtlich krank lag, weinte Lambert die einzigen Thränen, die man ihn hat vergießen sehen. Nichts machte ihm größeres Vergnügen, als wenn er jungen Leuten von Genie forthelfen, und zu ihrer Entwickelung beitragen konnte, und er freute sich allezeit, wenn er fand, daß ein anderer nach seinen Ideen gearbeitet, oder sie genutzt, oder der Fassung der größern Zahl näher gebracht hatte.

Gleich weit von Eitelkeit und Schmeichelei entfernt urtheilte er über sich, wie über andere, ohne Partheilichkeit; allein eben diese Gewohnheit, sich als ein äußeres Subject zu behandeln, und von seinen eigenen Verdiensten, wie von seinen Fehlern, eben so entscheidend und unbefangen, als von fremden zu sprechen, gab ihm oft den Schein einer unverzeihlichen Prahlerei bei denen, die ihn nicht kannten. Auch hing er fest an seinen Urtheilen, und war nicht leicht davon abzubringen, da er alle seine Kennt-

nisse gleichsam aus sich selbst geschöpft hatte, so war es schwer, ihm eine Sache deutlich zu machen, und, so zu sagen, in ihn hineinzubringen, auf die er nicht von selbst fiel, oder sie wenigstens auf seine eigene Art durchdenken, und sich gleichsam zu eigen machen konnte; wie er denn auch eben deswegen viel leichter und sicherer erfand, als beurtheilte, und oft eine Sache ganz von der unrechten Seite ansah, ohne sich leicht eines Bessern belehren zu lassen. Zwar in seiner Sphäre, wo er alles mit der größten Deutlichkeit und Gewißheit einsah, urtheilte er meistens richtig; aber außer derselben, und wo von Menschen und Geschäften die Rede war, waren seine Urtheile oft unglaublich schief und so, daß man darinn zuweilen den gemeinsten Bonsens vermißte, entweder weil er sich nicht die Mühe nahm, den Menschen in seinen Handlungen und den Gang der Geschäfte in ihrer wahren Lage zu beobachten, oder weil es ihm, der bloß zu analysiren gewohnt war, an dem Vermögen durch Intuction zu erkennen fehlte.

Sein Betragen war wie sein Denken. Er setzte sich gewisse Regeln nach seiner Ueberzeugung fest, und diese beobachtete er hernach im Handeln auf eben die Art, wie im Rechnen die Vorschriften der Arithmetik. Daher konnte ihn auch bei der Thätigkeit seines Geistes, der Mäßigkeit seiner Bedürfnisse, der Ruhe seines Herzens nichts von allem dem, was sonst die Menschen von Arbeiten des Geistes auf sinnliche

Gegenstände, oder auf Entwürfe zur Verbesserung ihrer Glücksumstände ablenkt, in dem sich einmal vorgezeichneten Kreise seiner Beschäftigungen stören.

So köstlich übrigens bei Lambert der Kern, sein eigentlicher Charakter, war, so rauh war in mancher Hinsicht die äußere Schale, in die er gehüllt war, und es war darum kein Wunder, daß er manchmal von denen, die ihn nicht näher kannten, schief beurtheilt wurde. Seine erste Erziehung hatte unauslöschliche Spuren seines ursprünglichen niedrigen Standes zurückgelassen. Diese Spuren zeigten sich in seinem schüchternen genirten Wesen, unharmonischen und bisweilen possirlichen Anzuge, elenden Ameublement seiner Zimmer, lauten Lachen, oft platten Scherz und komischen Gebehrden, auch dem Geschmacke an hohen ungebrochenen Farben, groben Speisen und süßen schlechten Weinen. Er mischte sich bisweilen in die Gesellschaft gemeiner Bürger, ließ sich in ihre politischen Raisonnements ein, und belachte ihre herrlichen Einfälle mit vollem Halse. Aber unter dieser bizarren Hülle lagen die schönsten Eigenschaften des Herzens und Verstandes verborgen, die ihm die Hochachtung aller derer erwarben, welche wahres Verdienst und wahren moralischen Werth zu schätzen wußten.

Pieter Nieuwland.

Professor der Naturkunde, höhern Mathematik, der bürgerlichen und Kriegsbaukunst, der Hydraulik und *Astronomie* zu Leiden.

Nieuwland war in dem Dorfe Diemermeer, unweit *Amsterdam*, am 5ten November 1764 gebohren. Sein Vater, ein Zimmermann, las gern nützliche Bücher, und war in der Mathematik ziemlich bewandert. Er unterrichtete seinen einzigen Sohn bis ins eilfte Jahr ganz allein, und hatte natürlich eine große Freude über die seltenen Talente des Knaben, die sich mit bewundernswürdiger Leichtigkeit in den frühesten Jahren entwickelten. Hier einige Beispiele davon.

Seine Mutter konnte ihm in seinem dritten Jahre nichts besseres zu seiner Unterhaltung geben, als die *Kupfer*stiche von Jan Luiken. Sie las einmal die funfzig sechsfüßigen Verse, die zur Auslegung der Bilder dienen, laut her, ohne sie zu wiederholen, und

auch nicht in der Absicht, daß sie ihr Kind lernen sollte. Einige Zeit darauf gerieth sie in nicht geringes Erstaunen, da sie hörte, daß ihr Sohn bei dem Anblicke dieser Bilder diese funfzig Verse völlig genau hersagte. Ehe er sieben Jahre alt war, hatte er bereits mehr als funfzig Bücher gelesen, und zwar so, daß er Auszüge daraus machte, und dieses manchmal in Versen. Der berühmte Rechenmeister Aeneär in Amsterdam fragte ihn einmal, ob er wohl den körperlichen Inhalt von einer hölzernen Statue des Merkurius, welche auf einem Uhrwerke stand, angeben könne. Der junge Nieuwland antwortete: „Ja, unter der Bedingung, wenn ich ein Stückchen von eben dem Holze habe, woraus dieses Bild gemacht ist, ich will alsdann einen Kubikzoll daraus verfertigen, und das Gewicht desselben mit der Statue vergleichen.“ Gedichte, welche die lebhafteste Einbildungskraft verriethen, und die er in seinem zehnten Jahre in dem ländlichen Hause seines Vaters, unter Spatzierengehen und Belustigungen gemacht hatte, sind von seinen Bewunderern schon damals in poetische Sammlungen aufgenommen worden.

Aufmerksam auf das seltene Genie des jungen Zimmermannssohns, entschlossen sich zwei vornehme und reiche Herren in Amsterdam, Bernhardus und Jeronimo de Bosch, die Entwicklung der kostbaren Geisteskräfte desselben zu befördern. Sie

nahmen ihn in seinem eilften Jahre jener in sein Haus, und dieser in täglichen Unterricht, welches über vier Jahre dauerte. Hier lernte er vollkommen Lateinisch und Griechisch, nachdem er durch das Lesen der besten Schriftsteller, und zwar zuerst aus dem Cornelius Nepos und Terenz sich die Sprachlehre selbst gemacht hatte, ohne vorher eine zu sehen. Hier erwarb er sich den guten Geschmack und zierliche Ordnung: hier hatte er bereits angefangen, ein Kritiker zu seyn, ehe er in seinem dreizehnten Jahre das Athenäum in Amsterdam besuchte. In diesem Zeitraume, der bis 1784 dauerte, studirte er vornehmlich unter dem berühmten Wyttenbach Philosophie und Mathematik. Im Jahre 1783 vertheidigte er unter dem Vorsitze desselben seine Dissertatio de Musonio, dessen Schriften er kritisch behandelt hatte, und davon er noch Fragmente herausgeben wollte. In eben dem Jahre übersetzte er auch die zwei Abhandlungen seiner Lehrer Wyttenbachs und de Bosch: von den Gedanken der Alten über den Zustand der Seele nach dem Tode, welche von der Teilerschen theologischen Gesellschaft den Preis erhalten hatten.

Nieuwland hat sich nur vom September 1784 bis 1785 auf der Universität zu Leiden als Student aufgehalten, und hernach in Amsterdam, unter der Leitung des Professors van Swinden, mit dem größten Fleiße die Naturlehre und alle Theile der

Mathematik studirt. Eigentlich hatte er keinen Lehrer in diesen Wissenschaften nöthig. Es war ihm eigen, daß er eine Verbindung zwischen verschiedenen Wissenschaften machen und die Grundsätze übersehen konnte. Kaum hatte er über die Scheidekunst nachgedacht, so machte er sich die Grundsätze Lavoisiers so eigen, daß er sie bei allen Erscheinungen anwenden konnte. Er konnte ein Buch ungemein geschwind durchlesen, und den ganzen Inhalt davon angeben und behalten.

Nieuwland liebte drei Gattungen von Wissenschaften, und zeichnete sich vorzüglich darinn aus: die Dichtkunst, die reine Mathematik und Naturlehre. Hierzu kam noch in spätern Jahren die Astronomie. Unter seinen herausgegebenen Gedichten macht ihn sein Orion in Holland unsterblich. Niemand war geschickter als er, griechische Verse in holländische zu übersetzen. In spätern Jahren konnte er nicht viel Zeit auf die Dichtkunst wenden, demungeachtet suchte er oft Erheiterung darinn. Unter den kleinen in seiner Jugend aufgesetzten Abhandlungen zeichnen sich folgende zwei besonders aus: der verhältnißmäßige Werth der verschiedenen Zweige der Wissenschaften und Künste — und: die besten Mittel, nicht Gelehrsamkeit, sondern einen gesunden Verstand und guten Geschmack allgemein zu machen.

Nicht zufrieden mit dem, was er gelernt hatte,

suchte Nieuwland alle Theile der reinen Mathematik vollkommen zu machen, die mancherlei Fehler zu verbessern, die Sachen mehr zu erläutern und zu verbinden, und sie besonders in der Naturlehre und Astronomie in Anwendung zu bringen. Er war ein sehr ausgezeichneter Gelehrter; er genoß aber auch sehr schöne Früchte seines Fleißes in mannigfaltigen Beförderungen. Er wurde in seinem 22sten Jahre ein Mitglied der Kommission, welche das Amsterdammer Admiralitätskollegium angeordnet hatte, die Meereslänge zu bestimmen und die Seekarten zu verbessern. Nieuwland arbeitete acht Jahre dabei und übernahm die Bearbeitung des Seekalenders und die Verfertigung der nöthigen Tabellen. Ueberhaupt war ihm die mathematische Arbeit hierbei aufgetragen; doch half er beständig seinen beiden andern Kollegen van Swinden und van Keulen in ihren Fächern mit rastlosem Fleiße.

Es hatte sich Nieuwland nun seit 6 Jahren mit der Mathematik, Stern- und Seefahrtskunde beschäfftigt, und nach seinem Berufe an der Verbesserung der Seekarten gearbeitet, die Naturlehre und Scheidekunst aber nur nebenher zur Erholung getrieben. Im Julius 1793 wurde er als Professor der Naturlehre, Astronomie und höhern Mathematik nach Leiden berufen, und die Amsterdammer Admiralität ersuchte ihn, auch von Leiden aus die Seefahrtssachen

fortzusetzen; welches er bis an seinen Tod treulich that. Die größte Veränderung in seinem Studiren die sein neues Amt hervorbrachte, betraf die Naturlehre. Den mathematischen Theil derselben hatte er bereits ganz in seiner Gewalt. Es gehören aber auch gute Experimente und viele Beobachtungen dazu. Der neue Professor sparte keine Zeit und Mühe, auch hierinn so vollkommen zu werden, als möglich, und er würde es geworden seyn, wenn er länger gelebt hätte. Aus der Mitte seiner ruhmvollen Laufbahn wurde er am 14ten November 1794, dreißig Jahre alt, durch einen unvermutheten Tod der menschlichen Gesellschaft entzogen. Die Menge seiner Arbeiten und mannigfaltigen Schriften sind redende Beweise seines ganz vorzüglichen Genies und seiner so vortrefflich angewandten Zeit.

Seine äußerliche Gestalt konnte man nicht unter die ansehnlichen rechnen: er hatte auch nicht darauf gedacht, die Manieren der feinen Welt anzunehmen; aber jedermann fand seinen Umgang sehr angenehm, weil seine Unterhaltungen so viele Mannigfaltigkeit hatten, und er nur erscheinen wollte, wie er war. Das, was man an ihm sogleich wahrnahm, war unverstellte Bescheidenheit und die liebenswürdigste Sittsamkeit. Er war ein reiner Verehrer Gottes durch Gesinnungen und Thaten — ein unvergeßlicher Mann.

Johann Karl Hedlinger.

Königlich Schwedischer Hofmedailleur.

Hedlinger war der größte Medailleur des achtzehnten Jahrhunderts. Er erlaubt unsern Zeiten den Stolz, daß neuere Medaillen neben jene schönen Denkmäler Griechenlands, die ein günstiges Schicksal erhalten hat, hingestellt werden dürfen. Eine sehr ansehnliche Zahl von großen und kleinen Medaillen, Siegeln und Geprägen zu allerlei Gattungen von Münzen, die er für Schweden, Rußland, Dänemark, Preußen und die Schweiz verfertigte, zeugen von der Vortrefflichkeit seiner Kunst und von seinem ungemeinen Fleiß. Er fand die besondere Kunst, auf seinen Medaillen die Haare sanft und der Natur getreu darzustellen. Was ihn aber am meisten berühmt machte, ist die vortrefliche Erfindung seiner Reverse und der Allegorien, die er in denselben anbrachte, welche sowohl seine Gelehrsamkeit und seinen vortreflichen Geschmack, als seine Kunst bewähren. Daher wars kein

Wunder, daß alle große Herren und Frauen des achtzehnten Jahrhunderts von ihm auf Medaillen ausgedrückt zu werden sich bemühten, deren er wirklich einige durch den Stempel ähnlicher dargestellt hat, als manche Mahler durch den Pinsel.

Johann Karl Hedlinger wurde in dem Flecken Schweiz am 28sten März 1691 gebohren, wo sein Vater Johann Baptist hieß. Man glaubt, sein Haus stamme aus der Grafschaft Lenzburg, einem beträchtlichen Amte des Cantons Bern, aus dem alten adelichen Geschlechte der Hedlinger her. Sein Vater reiste als Mahler einige Jahre nach Rom, bei seiner Rückkunft wurde er Oberaufseher über die Bergwerke zu Bolenz, die in dem der Schweiz gehörigen Theile von Italien liegen, wo er 1711 starb. Joh. Jos. Anton Hedlinger, der älteste Bruder unsers Künstlers, kam erst an seines Vaters Stelle, trat sodann einige Zeit in französische Dienste, gieng nach Rom, wo ihn der Pabst 1723 zum Ritter vom goldnen Sporn und Pfalzgrafen machte, auch wurde er Patricius von Rom, welche Würde in seiner Familie erblich geworden ist, ward 1741 in die Regierung des Cantons Schweiz aufgenommen, und endlich Direktor und Archivar. Sein Sohn, Joh. Jos. Victor Lorenz, der die einzige Tochter unsers Künstlers heurathete, und auf der dieser noch im 70sten Jahre eine Medaille verfertigte, stand noch 1776 in dem Amte

eines Landammanns oder Präsidenten des Cantons Schweiz. Obgleich unsern Künstler sein Vater zu einer andern Profession anführen wollte, so wählte doch dieser das Fach der schönen Künste, und erlernte 1700 zu Bolenz die Zeichenkunst, wozu er auch einen Theil der Nächte anwandte. Nach seiner Rückkunft in sein Vaterland faßte er den Entschluß, Medailleur zu werden; diese Kunst erst bei einem Meister zu erlernen, währte ihm viel zu lange, daher fieng er für sich selbst an, Stempel zu schneiden, die schon die künftigen Meisterstücke verriethen, und schmiedete sich auch sogar die Werkzeuge selbst dazu.

In seinem achtzehnten Jahre kam er nach Sitten, dem Hauptorte in Wallis, zu dem Münzdirektor Wilhelm Crauer, versuchte da die Elemente der Punzen und des Grabstichels, und machte in Kurzem bewundernswürdige Fortschritte. Bald darauf begleitete er seinen Lehrer nach Lucern, wo er in sehr kurzer Zeit die Goldarbeiter- und Juwelierkunst erlernte, ohne in der Folge weiter einen Gebrauch davon zu machen. In dem Toggenburger Feldzuge 1712 diente er als Lieutenant der Lucernischen Volontairs, und da er von dieser Expedition zurück kam, hielt ihn sein Lehrer für geschickt genug, Stempel für die Stände von Mümpelgard und Pruntrut zu schneiden. Jetzt entstanden auch seine ersten Versuche in Schaupfennigen und einigen fürstlichen Bildnissen nach dem Leben.

Als Hedlinger von dem berühmten Medailleur, Ferdinand St. Urbain, einem Lothringer zu Nancy hörte, so begab er sich zu ihm, und bot ihm seine Dienste an. Er wurde aber von demselben nicht angenommen, und fieng deswegen an für sich zu possiren. Der herzogliche Uhrmacher, bei dem Hedlinger wohnte, sprach mit St. Urbain von den treflichen Arbeiten eines jungen Künstlers, der bei ihm wohnte. Der Medailleur vermuthete sogleich, wer der junge Mensch seyn möchte, besuchte Hedlingern einmal unvermuthet auf seinem Zimmer, und sah nicht sobald seine Arbeit, als er ihm Anträge that; sie wurden angenommen, und beide fanden ihren Vortheil dabei. Saint Urbain schlug nach einiger Zeit seinem jungen Freunde vor, eine Reise mit ihm nach Rom zu machen, um sich in ihrer Kunst zu vervollkommnen. Aber Hedlinger, der nur für sich selbst arbeiten wollte, verließ ihn, und gieng im Jahr 1717 nach Paris. Haushälterisch benutzte er hier seine Zeit zu seiner Selbstvervollkommnung, ohne die Zerstreuungen der Hauptstadt zu achten. Er kannte keinen andern Zeitvertreib, als die Betrachtung der Werke der Kunst und des Geschmacks; seine Bekannte waren große Künstler. Unter andern erwarb er sich die Freundschaft Joh. Karl Röttiers, königl. Medailleurs, und Nicol. de Launay, der ihm einige Münzen für den König zu verfertigen auftrug, wofür er eine goldene Dose bekam.

Achtzehn Monate hatte er sich zu Paris aufgehalten, als der bekannte Baron von Görz von dem schwedischen Könige Karl dem Zwölften den Auftrag erhielt, eine Anzahl junger Künstler nach Stockholm zu senden. Unter diesen ward auch ein Medailleur verlangt. Hedlinger nahm die Stelle an, ließ sich aber nicht eher auf Bedingungen ein, als bis der König etwas von seiner Arbeit gesehen und gebilliget hätte. Karl der Zwölfte war damals in Norwegen; Hedlinger schnitt einen Stempel zur Probe im Gasthofe; er ward dem Könige zugesandt, und es kam schneller Befehl, alle Foderungen des Künstlers zu bewilligen. Der Kontract gieng anfangs nur auf einige Jahre, bald aber auf lebenslang, und die Schüler, die er zog, sollten ihm noch besonders bezahlt werden. Wegen der damaligen kümmerlichen Zeiten fiel der Baron von Görz auf den Einfall, der Kupfermünze den Werth des Silbers beizulegen, und so mußten sie alle Unterthanen nehmen, nur Hedlinger bekam die Hälfte seines Gehalts in guter Silbermünze. Ein Beweis seiner Dankbarkeit dafür ist die auf den Tod seines Wohlthäters verfertigte Medaille.

Schon die ersten Arbeiten, die er in Schweden verfertigte, erhielten den allgemeinsten Beifall; jedermann war damit zufrieden, nur ihr Verfasser nicht. Das Bild einer noch nicht erreichten Vollkommenheit

stellte sich seinem Geiste lebhaft vor; er war jetzt in dem Zeitpunkte, in welchem das Genie unnachahmlich wird, mittelmäßige Geister aber stehen bleiben. Er durchlief mit einem bildenden Auge den ganzen Kreis der Alterthümer; da suchte er jenen Kontour, der seine Züge auf die Spitze eines Haares setzt. Die Wissenschaften der Alten konnte er aus ihren Werken wie aus ihren Sprachen schöpfen. Das Große und Männliche in denselben begeisterte ihn. Er betrat einen neuen Pfad, nemlich die Kunst und die Natur der Alten mit der jetzigen Natur zu vereinigen, und so fand er Schätze der Allegorie, die einen wesentlichen Theil seines Kunstcharakters ausmachen. Der Umgang mit dem großen Staatsminister Grafen von Tessin, dem Baron Härlimann, dem vortrefflichen Alterthumskenner und Philosophen Keder, und dem Kanzleyrath Berch nährten seinen Geist, und brachten die Stunden seiner Einsamkeit zur Reife.

Der Czaar Peter der Große, der ihn ehemals in Paris kennen gelernt hatte, rief ihn unter den vortheilhaftesten Bedingungen an seinen Hof. Aber Hedlinger blieb seiner Verbindung mit Schweden treu, und unternahm dagegen — beseelt von dem edlen Wunsche, in der Kunst vollkommener zu werden — im Jahre 1726 eine Reise nach Italien. In diesem Lande der schönen Künste erwarb er sich einen ausgebreiteten Geschmack in jeder Art derselben,

ohne seine Hauptabsicht unerfüllt zu lassen. In Rom verfertigte er eine Schaumünze auf den Pabst Benedict den Dreizehenten, den er nur im Vorbeigehen gesehen und sehr gut getroffen hatte; dafür erhielt er das Kreuz des Ordens Christi. Kurz zuvor hatte ihm Kaiser Karl der Sechste für seine Schaumünze eine goldene Kette gesandt. Er war noch nicht lange von seiner italiänischen Reise nach Schweden zurück gekommen, als ihn der König von Polen unter vortheilhaften Bedingungen in Churſächsische Dienste begehrte, und im Jahre 1730 bot ihm die Czaarin Anna Iwanowna jährlich tausend Dukaten an, außer der besondern Bezahlung seiner Werke, wenn er sich an ihrem Hofe aufhalten wollte; aber ihn, den das Geld nicht reizte, konnten diese Anerbietungen nicht von Stockholm weglocken.

Der erste Beweis seiner in Italien erweiterten Kenntniſſe war seine Lieblingsmedaille mit der Innschrift Lagom. In diesem Stücke erreicht er den höchsten Grad der möglichsten Vollkommenheit in seiner Kunst. Eine Festigkeit im Umriß ohne Härte, eine Mürbigkeit im Fleische ohne Weichlichkeit, der freie, ungezwungene Fall der Locken, die sich wie krause Wellen an seinen Schläfen schlagen, und von seiner Stirn und Scheitel sich erheben, machen den Charakter dieſes unnachahmlichen Kopfes aus. Er gab dieses Stück zuerst mit dem Revers einer mit dem Helm Aegide und

der Lanze der Minerva bewaffneten Eule heraus; und es währte gar nicht lange, bis es der allgemeine Stoff der Feder und des Scharfsinns der Alterthumskenner ward, welche es für ein Werk der griechischen Kunst hielten. Hedlinger ergötzte sich eine zeitlang im Stillen an den Forschungen der gelehrten Antiquare, und zeigte ihnen endlich, wie sehr sie ihren Schaffinn zur Unzeit verschwendet hätten, indem sie in einem schwedischen Worte ein griechisches zu finden gemeint hätten. Lagom bedeutet schlecht und recht. Es war sein Wahlspruch, und sein Leben bewies, daß er es aus Wahl war.

Um diese Zeit lieferte er auch eine chronologisch-historische Reihe der christlichen schwedischen Könige in Schaupfenningen, und Münzen über die schwedischen Bergwerke, Handlungsgesellschaften, Manufakturen, mit verschiedenen andern königlichen und Partikular-Stücken. Das Jahr 1735 war eines der rühmlichsten seines Lebens. Vergebens hatten die meisten grossen Künstler an dem Bildnisse der Kaiserin Anna Iwanowna sich ermüdet; die höchste Aehnlichkeit zu treffen, war Hedlinger n aufbehalten. Die Kaiserin begehrte ihn von dem Könige in Schweden; er gieng nach St. Petersburg und war bald die Bewunderung des Hofes. Dichter besangen sein Talent, und auf seinen Schaupfenning wurden verschiedene Lobschriften gedruckt. Die Kaiserin, welche ihn unge-

mein hochschätzte, ließ kein Mittel unversucht, ihn an ihrem Hofe zu fesseln; der König aber berief ihn, nach einem beinah zweijährigen Aufenthalte an dem russischen Hof, zurück. Die Czaarin gab ihm beim Handkuß ihre Schaumünze in Gold und Silber, und ließ ihn mit sichtbarem Bedauren von sich.

Zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit reiste er im Jahre 1739 nach der Schweiz, gebrauchte die warmen Bäder, und schloß dann ein glückliches Ehebündniß. Die Schätzer seiner Talente vergaßen seiner auch in der Einsamkeit nicht. Unter den außerordentlichsten Anerbietungen suchte ihn die Kaiserin Anna, sobald sie den russischen Thron bestiegen hatte, an ihren Hof zu locken, und ein Jahr darauf wiederholte die Kaiserin Elisabeth diese Anträge, weil sie wünschte, daß er ihre Schaumünzen nach dem Leben verfertigen möchte. Hedlinger entschuldigte sich, stach sie aber doch nach einem zugesandten Bildnisse und einer lebhaften Idee, die er bei seinem Aufenthalte in St. Petersburg von den Zügen der Kaiserin gefaßt hatte. Als er im Jahre 1742 eine Reise nach Berlin machte, suchte ihn auch Friedrich der Einzige in seine Dienste zu ziehen. Aber auch die glänzendsten Versprechungen waren nicht im Stande, seine Verbindung mit Schweden aufzulösen. Dahin kehrte er aber erst nach zwei Jahren zurück, nachdem er in Freiburg, im Schooße der Natur und unter der Pfle-

ge einer zärtlichen Gattin, seine Gesundheit gestärkt hatte. Er ward nach seiner Rückkunft zum Mitgliede der königl. schwedischen Gesellschaft der Wissenschaften und zum Hof-Intendanten erwählt. Allein des Hoflebens müde sehnte er sich bald wieder nach der Schweiz zurück, wozu er auch vom Könige die Erlaubniß erhielt, besonders da er an Fehrmann, einem Schweden, einen würdigen Schüler gezogen hatte. Auf dem Schiffe, das seine Münzen, Bücher und andere Sachen überführen sollte, wollte er auch mit gehen, bekam aber zum größten Glück eine Verhinderung, denn das Schiff gieng unter. Im November 1745 reiste er von Stockholm ab, und kam den Abend vor dem neuen Jahre 1746 in Freiburg an, worauf er sich in Schweiz niederließ.

Zur Erleichterung seines nordischen Briefwechsels reiste er im Jahre 1748 nach Nürnberg, und hier verfertigte er des Landgrafen Wilhelms von Hessen-Cassel Schaumünze, und eine auf die neu errichtete Akademie der Wissenschaften zu Berlin, welche zu dem jährlichen gesetzten Preis bestimmt und funfzig Dukaten werth ist. Er bekam das erste Gepräge und das Diplom eines Mitglieds. Mit Ehre überhäuft verließ er die große Welt, die ihn ehrte und bewunderte, und genoß ein segensvolles ruhiges Alter in seinem Vaterlande. Er arbeitete bis an sein Ende, und diese letzten Arbeiten zeugten von keiner Kälte des Alters.

Er bewohnte ein angenehmes Haus, das an dem See der vier Cantons liegt, und über dessen Thür die Inschrift Lagom zu lesen war. Alle seine Freunde die ihn besuchten, verließen ihn gemeiniglich vergnügt über seinen Umgang und seine schöne Medaillensammlung. Seine Klugheit, seine Erfahrung, sein edles verbindliches Betragen verschaffte ihm die Ehrerbietung der Gemeinen, die Achtung derer von gleichem Stande, die Freundschaft und das Zutrauen der Höhern. Die Bildung des Verstandes machte ihn zum Weisen, die Bildung des Herzens zum Christen. Wer so gelebt hat, wie er, darf sich ruhig wünschen, was er wünschte, nämlich plötzlich zu sterben. Sein Wunsch gieng in Erfüllung; er ward am 14ten März 1771 unvermuthet vom Schlage getroffen, und starb plötzlich in einem Alter von achtzig Jahren.

Als Guido Rent in der Borgheſischen Kapelle in Maria Maggiore auf naſſen Kalch mahlte, kam der Pabſt mit einem anſehnlichen Gefolge, ſeine Arbeit zu beſehen; und da er ſie vortrefflich fand, ſagte der Cavalier Joſepin, ein großer Mahler, zu dem heiligen Vater: Wir andern Mahler arbeiten wie Menſchen, aber Guido mahlt wie ein Engel. — So kann man auch von Hedlinger ſagen: er arbeitete in ſeiner Art wie Guido. Genährt durch tiefes Studium der Antike

und neuerer Kunstwerke rang er mit jenen um den gleichen Grad der Vollkommenheit; er wagte es, sich einen eigenen Weg zu bahnen, und ward ein großes Original. Mit der stillen Majestät des Griechen und seinem denkenden Antlitz, mit der mathematischen Zärtlichkeit und Bestimmtheit des Umrisses, mit der so selten verstandenen Einfalt, diesem großen verborgen steigenden Hülfsmittel zur wahren Erhabenheit, verband der moderne Künstler einen Strom von noch nie zuvor gesehener Anmuth, eine Runde der Vollkommenheit, die durch jede Muskel, durch jedes Härchen zu ihrem Mittelpunkte fortströmt, ohne die Blicke von Leichtigkeit abzulegen, die Horaz von einem Werke des Genies fodert. Einer seiner wesentlichsten Vorzüge ist die schwimmende Schönheit seiner Haare. Die einfältige Zierde, die er seinen Bildern geben konnte, macht mit der auserlesensten Drapperie eine Zusammensetzung aus, die in der größten Mannigfaltigkeit niemals aufhört, einfach zu seyn, in der merklichsten Fülle nie überflüßig wird, und der Schönheit nichts schadet. In den Reversen und der Allegorie verband Hedlinger aufs glücklichste den Künstler und den Dichter. Was ist z. B. passender auf einen Karl den Zwölften, der in Banden von den Türken wie ein Gefangener beobachtet wird, als der Löwe, der von den Stricken, die ihn umgeben, sich loszumachen sucht?

Hedlingers sämmtliche Medaillen sind in Kupfer gestochen, und vom Herrn von Mecheln in der Schweiz im Jahre 1776 herausgegeben worden.

Anton Raphael Mengs.

Erster Kabinetsmahler des Königs in Spanien.

Nur derjenige, dem die Natur bei seiner Geburt auserordentliche Anlagen und Fähigkeiten geschenkt, den sie mit einem sichern Geschmack für das Große und Erhabene ausgerüstet, und in dessen Brust gleichsam ein Bild jener überirdischen geistigen Schönheit gesenkt hat; der über die niedrigen Reize wollüstiger Schönheit, und die Lockungen des Eigennutzes gleich weit erhaben, nur von dem edlern Enthusiasmus der Tugend, des wahren Ruhms, und der Ehre, bei der kleinen Zahl ächter Kenner der Kunst und der Verdienste begeistert wird; der mit allem diesem Uebung und Fleiß verbindet; sein Auge mehr auf die Größe der Kunst und jenen erhabenen Gipfel der Vollkommenheit, als auf seine schon erreichte Geschicklichkeit richtet; der seinen Verstand und seine Einbildungskraft mit Lesung der besten Schriftsteller bereichert und erhöhet — nur der ist fähig ein großer Mahler zu wer-

den, und die erhabensten Werke der Kunst des Alterthums mit Vortheil zu studieren. Dieß ist ein Bild von dem großen Mahler Mengs, dem Stolze unsers deutschen Vaterlandes.

Mengs wurde in der kleinen Böhmischen Stadt Außig am 12ten März 1728 gebohren. Sein Vater Ismael, der Sohn eines Kaufmanns aus Kopenhagen, ließ ihm in der Taufe, aus Enthusiasmus für die zween berühmten Mahler, den Correggio und den Raphael von Urbino, deren Taufnamen beilegen; und da er selbst die Kunst in Miniatur und auf Schmelzwerk zu mahlen mit Ruhm betrieb, (er starb 1764 als Direktor der Mahlerakademie in Dresden) war er des Sohnes erster und vorzüglichster Lehrmeister. Schon im sechsten Jahre lernte der junge Mengs zeichnen, und durfte nicht eher einen Pinsel in die Hand nehmen, bis er zwei Jahre lang blos den Zeichnungsstift geführt hatte. Sein Vater, der das frühe Talent seines Sohnes bemerkte, ließ ihn von neuem sich dem Zeichnen widmen, und lehrte ihn Chemie, Miniaturmahlerei, Perspektivkenntniß, und das Unentbehrlichste der Anatomie. Kein Tag vergieng, wo sein Sohn nicht zwei ganze Figuren dem Raphael oder Cavache nachzeichnen mußte. Nach allen diesen vorhergegangenen wesentlichen Uebungen fieng endlich der junge Schüler an, die Antiken in der Größe ihrer Originale, nach

den von Rom gebrachten Modellen, zu zeichnen, und bei Licht die alten ins Kleine verjüngte Statuen zu kopiren, um desto besser mit der Stärke und den Wirkungen von Licht und Schatten bekannt zu werden. Das waren seine Beschäftigungen bis ins zwölfte Jahr.

Um diese Zeit beschloß sein Vater mit ihm nach Rom zu reisen, denn er sah, daß sein Sohn mit Ueberlegung zu studiren anfieng, und daß es Zeit sey, in ihm den guten Geschmack zu bilden, den Italien allein geben kann. Bei dem Anblicke dieser Menge von Meisterstücken, welche die Hauptstadt der Künste zieren, wollte das Kind sie alle zugleich studiren; allein sein Vater besaß die Klugheit, diese Hitze zu mäßigen und sie blos auf das Studium des Vollkommensten einzuschränken, des Laokoon, des Torso, der schönsten Raphaelschen Köpfe u. a. m. August der Dritte, König von Polen, in dessen Diensten der Vater Mengs als Mahler stand, verlangte eine Probe, wie weit es der junge Mensch gebracht habe, und er bekam Befehl, in Miniatur die beiden Raphaelschen Gemählde zu kopiren, die sich damals in dem Noviziat und dem Profeßhause der Jesuiten befanden. Da der alte Mengs den König zugleich ein Emailgemählde von einer gewissen Größe überschicken wollte, so ließ er von seinem Sohne eine Zeichnung verfertigen, führte sie in Email aus, und der junge Mensch mußte her-

nach die letzte Hand daran legen, welches eines der schönsten Gemählde in dieser Art hervorbrachte.

Der junge Mengs wurde von seinem Vater recht methodisch zum Künstler ausgebildet, allein er hatte dabei nicht wenig Ungemach und Kränkung von Seiten des Mentors zu erdulden. Sein Vater, ein Mann von übertriebener Strenge, ließ seine Kinder, ohne Aufhören studieren, und erlaubte ihnen nicht den mindesten Umgang, so, daß sie gänzlich unbekannt blieben. Gieng der Vater aus, so schloß er seine Kinder ein, und untersuchte bei seiner Rückkunft sorgfältig, ob sie ihre aufgegebene Arbeit vollendet hatten. Wie sich dieser harte Vater zu Dresden gegen alle seine Kinder betrug, so betrug er sich auch zu Rom gegen den jungen Anton Raphael. Des Morgens führte er ihn in Vatikan, gab ihm seine Arbeit für den ganzen Tag auf, ließ ein Brod und eine Flasche Wasser bei ihm zurück, und des Abends holte er ihn wieder ab, und foderte genaue Rechenschaft von seinen Tagesstudien. Diese Strenge schlug zum Besten des jungen Menschen aus, es schärfte seinen Beobachtungsgeist, den er in dem Grade erhöhte, daß er aus den Raphaelschen Gemälden im Stande war, die Geschichte des Fortgangs der Ideen dieses Mahlers zu entwerfen, die ersten Entwürfe von den zweiten, und die ausgelöschten oder wieder durchgesehenen Theile eines Gemähldes von den übrigen zu unterscheiden. Aber so

sehr diese strenge Erziehung den Talenten des jungen Mengs nützte, so nachtheilig war sie seiner Person. Sie gab ihm eine Blödigkeit, die ans Bäuerische grenzte, und ein verpfliftes, mißtrauisches Wesen, das aus seiner Unwissenheit der Gebräuche der Welt entstand, und mit einer gänzlichen Gleichgültigkeit gegen sein Interesse verbunden war, die sein und seiner Familie Unglück gemacht hat.

Drei Jahre hatte Mengs unter seines Vaters strenger Zucht in Rom zugebracht, dann gieng er mit demselben nach Dresden an Augusts Hof zurück, der seine Residenz zu einem wahren Sammelplatz für Künstler aller Art machte. Hier legte er sich auf das Pastel, und verfertigte sein Portrait, und das Portrait eines gewissen Hannibals, des einzigen Menschen, dessen Bekanntschaft ihm sein Vater zu Rom, aus Achtung für sein Musiktalent, erlaubte. Hannibal zeigte dem Könige diese Portraite, und der Monarch, der kaum glauben wollte, daß man in einem so zarten Alter schon Werke von der Vollkommenheit liefern könnte, befahl, daß der junge Mengs, im Beiseyn einer gewissen Italiänerin, einer Schülerin der berühmten Rosalba, das Portrait ihres Mannes mahlen sollte. Mengs, der Sohn, gehorchte, und der König war so zufrieden mit der Arbeit, daß er sich selbst von ihm mahlen ließ. Dieß geschah im Jahre 1741. Der König, den der Krieg nach Polen

zu gehen zwang, wollte bei seiner Rückkunft nach Dresden die ganze Familie Mengs im Gemählde besitzen. Der junge Mengs mahlte seinen Vater; er selbst wurde von seiner ältesten Schwester gemahlt. Immer mehr von den Talenten des jungen Künstlers eingenommen, ernannte ihn August zu seinem Kabinetsmahler mit Gehalt. Aber keine Beweise der Huld seines Fürsten konnten den regen Wunsch in ihm ersticken, das Treibhaus für Künstler wieder zu besuchen, welches er, viel zu früh für seine Lernbegierde, hatte verlassen müssen. Er bat und erhielt am Hofe die Erlaubniß, mit Beibehaltung seiner Stelle, wieder nach Rom zu gehen.

Auch dießmal begleitete ihn sein strenger Mentor dorthin. Er nahm seine Wohnung in der Nähe des Vatikans, um das Studium der Originale mit desto größerer Bequemlichkeit treiben zu können. Der junge Mengs zeichnete Gemählde und Statuen ab, besuchte die Akademien und die anatomischen Vorlesungen im heiligen Geistsspital, und verfertigte, aus Gefälligkeit gegen seinen Vater, einige Miniaturen. Endlich, nach einem vierjährigen, ununterbrochenen Studium, wagte sich der junge Mann an eigene Kompositionen, und debütirte mit einer heiligen Familie, welche die größten Lobeserhebungen erhielt, und alle Kenner nach seiner Werkstätte lockte, wo sich unser junger Künstler von einer so vortheilhaften Seite

bekannt machte, daß verschiedene Große, die ihn gern zu Rom fixiren wollten, es auf sich nahmen, ihm dazu die königliche Erlaubniß auszuwirken, und es ihm nie an Arbeit fehlen zu lassen. Dieses Anerbieten war dem jungen Künstler desto willkommener, da es seinen Wunsch befriedigte, in Rom bleiben, und seine Studien weiter treiben zu können. Allein er opferte abermals seine Neigung dem Ungestüme eines mürrischen Vaters auf, und gieng auf dessen ungestümes Verlangen im Jahre 1749 wieder nach Dresden zurück. Ehe er aus der Stadt schied, die er so ungern verließ, heirathete er eine liebenswürdige und tugendhafte Italiänerin, mit der er bekannt geworden war, als er ein Modell für den Kopf der heiligen Jungfrau, zu seiner heiligen Familie suchte; — ohne Zweifel die beste Empfehlung für ihre Reize.

Jetzt schien ihm nichts mehr zu dem frohesten Lebensgenusse zu fehlen, und doch fehlte ihm alles — ein heiterer Geist in einem gesunden Körper. Sein unnatürlicher Vater, an dem sanften Manne keinen Widerstand gegen seine notorischen Ungerechtigkeiten gewohnt, und vielleicht unmuthig darüber, den einträglichsten Posten seines Aufsehers aufgeben zu müssen, beraubte ihn unter dem nichtigsten Vorwande aller seiner Effekten, und selbst seines Geldes. Zwar blieb er deswegen nicht hülflos; die Großmuth seiner Freunde kam ihm in diesen kritischen Augenblicken zu Hülfe,

und die Freigebigkeit des Königs und der Prinzen trocknete seine Thränen. Er erhielt ein eigenes Haus, Equipage, den Titel als erster Mahler, und einen Gehalt von tausend Thalern. Aber doch wirkten die häuslichen Unannehmlichkeiten sehr stark mit zu der Melancholie, welche ihn auf einige Zeit ergriff, während sein schwächlicher Körper, schon gewöhnt an die milde Luft Italiens, durch zunehmende Kränklichkeit litt.

Allein der Verdruß, der Mengs Gemüthsruhe untergrub, hemmte darum seine Thätigkeit als Künstler keineswegs. Er fuhr fort, die Bewunderung und Wohlthaten seines Hofes durch die größten Meisterstücke zu verdienen. König August hatte eine Kirche bauen lassen, und wolte die Gemählde des Hochaltars und der Seitenaltäre von Mengs gemahlt wissen. Er verfertigte zu Dresden die Gemählde der beiden Seitenaltäre; aber das Gemählde des Hochaltars bat er sich aus, in Rom verfertigen zu dürfen. Erst im Jahre 1765 kam dieses herrliche Stück, woran Mengs alle Kunst verschwendet hat, nach Dresden, wo es unter einem allgemeinen Beifalle der Künstler und Kunstverständigen an seinen bestimmten Platz gestellt wurde. Dieß große Meisterstück stellt die Himmelfahrt Christi vor, wo man die Apostel sieht, welche in einer Mischung von Betrübniß über die Trennung von ihrem Meister, und Freude über die

nun glücklich erfolgte Erlösung des menschlichen Geschlechts, meisterhaft ausgedrückt sind. — Als im Jahre 1750 der jetzt regierende Churfürst von Sachsen gebohren wurde, mahlte Mengs diesen jungen Prinzen in Pastell auf einem rothsammtnen Kissen sitzend. Dieses vortreffliche Pastellgemälde verdient eine allgemeine Bewunderung, und man hält es für eine seiner schönsten Arbeiten in trockenen Farben. Jedermann wünschte etwas von seiner Meisterhand zu haben, allein ein sehr vertrauter Umgang mit dem damaligen englischen Gesandten Williams zerstreute den damals sehr beschäftigten Künstler zu sehr, als daß er jedermann hätte befriedigen können. Indessen verfertigte er dennoch, als er schon im Begrif war, von Dresden nach Rom zurückzukehren, das Portrait seines Freundes, des Dominiko Annibali. Er war eben damit fertig, wollte sich in Wagen setzen, um abzureisen, als der König es zu sehen verlangte. Mengs trug es in seinem Reisehabit in das Zimmer des Königs, welcher, nachdem er es eine Weile betrachtet, zu ihm sagte: „Mein lieber Raphael! ich finde in diesem Portrait gewisse Meisterstriche, welche ich noch nie in euren Werken bemerkt habe.“ Raphael antwortete dem Könige: „Ihro Majestät, dieß ist das Portrait meines Freundes, eine Art Menschen, welche Könige nicht haben.“ Der König legte ihm lächelnd die Hand auf die Schulter, und da er ihm die andere Hand zum Kuß reichte, sagte er zu ihm:

„Ihr habt wohl recht, ich wünsch euch eine glückliche Reise, und wenn ihr in Rom seyd, so bringt auch den Freund in mein Portrait.“

Nicht wie vorhin, unter den Augen eines hartherzigen Vaters, sondern in Gesellschaft einer trefflichen Gattin und einer kleinen Tochter, fand er in dem warmen Klima jenseits der Alpen bald seine Gesundheit, und bei der neuen Nahrung für seinen wißbegierigen Geist bald die Vergessenheit seines Kummers wieder. Beifall und Achtung begleiteten ihn, wohin er kam. Unter mehrern angesehenen Kennern seines Verdienstes wurde jetzt ein gewisser Lord Northumberland sein Bewunderer. Er hatte für diesen Raphaels Athenienſische Schule gemahlt, und widerlegte durch seine Arbeit das bescheidene Urtheil völlig, womit er sich von dem unsterblichen Meister jenes herrlichen Stücks ausdrückte: Er kenne dessen Schönheiten noch bei weitem nicht. Auch Pabst Benedict der Vierzehnte, ein großer Kenner und Beförderer der Wissenschaften und Künste, ehrte das Talent des deutschen Künstlers. Es wurde ihm im Jahre 1754 die Direktion der neu angelegten Akademie auf dem Kapitol übertragen, nachdem er zugleich vom Pabst zum Christ-Ordens-Ritter ernannt worden war.

Indessen hatte der verheerende siebenjährige Krieg

seinen Anfang genommen, dessen Last gleich Anfangs Sachsen so empfindlich drückte. Dieß wirkte sehr nachtheilig auf Mengs zurück. König August, sein größter Wohlthäter, floh nach Polen, und der Künstler verlor seinen bisherigen Gehalt von tausend Thalern. Jetzt sah sich Mengs gezwungen, um seine Familie zu erhalten, die täglich mehr heranwuchs, Bestellungen von Privatpersonen anzunehmen. Da er fühlte, daß er sich dem Publikum durch irgend eine Arbeit, die Lärm mache, ins Gedächtniß rufen müsse, so übernahm er, obgleich auf sehr geringe Bedingungen, ein Freskogemählde für die Cölestiner zu St. Eusebius, und hatte das Vergnügen, seine Arbeit über seine Erwartung gepriesen zu sehen. Ein Ruf Karls des Dritten, damaligen Königs von Neapel, entlastete ihn nun bald der Nahrungssorgen, unter denen noch kein großer Kopf sehr gebildet worden ist. Hier fand er am Hofe freilich ein Heer von Neidern und Ohrenbläsern, allein Karl ließ sich dadurch in seiner Meinung von unserm Landsmanne nicht irre machen, und würdigte ihn von jetzt an beständig der ausgezeichnetsten Gnade. Gerade damals vertauschte er seinen bisherigen Thron mit dem spanischen, gab aber vor seiner Abreise unserm Mengs den Auftrag zum Portrait seines Sohnes, welchen er als König von Neapel zurück ließ. Wie sehr dieß Werk seinen Erwartungen entsprochen habe, äußerte er bald durch die Einladung des Künst-

lers nach Madrid. Ehe sie erfolgte, ging dieser nach Rom zurück, und legte an dem Gewölbe in der Villa Albani nnd andern Meisterstücken Proben seiner Geschicklichkeit ab, über deren Werth Kenner und Halbkenner nur eine Stimme haben. Er verfertigte hierauf einige Gemählde in Oehl, z. B. eine Kleopatra zu den Füßen des Cäsars, eine heilige Jungfrau mit dem Kinde Jesus, einen St. Johannes und St. Joseph, eine Magdalena für einen neapolitanischen Fürsten, und verschiedene andere Gemählde für England. In allen seinen Gemählden sieht man, wie er sich's besonders angelegen seyn ließ, das reizende Kolorit und die Grazien des großen Corrégio nachzuahmen, ohne daß die Richtigkeit seiner Umrisse darunter litte.

Mengs wünschte seinen Aufenthalt für beständig in Rom zu nehmen, als ihm aber König Karl von Spanien ein Etablissement an seinem Hofe, nebst eigener Wohnung, Equipage, und einem jährlichen Gehalt von 10,000 Skudi antragen ließ, so nahm er das Anerbieten an, und schiffte sich im October 1761 ein. Als er nach Madrid kam, fand er am Hofe zwei große Mahler, deren Mitbuhlerschaft nur diente, seine Talente in noch höheres Licht zu setzen. Der König überhäufte ihn mit Vorzügen und der ausgezeichnetesten Gnade, allen Natterzungen des Neides zum Trotz, die auch hier ihr Gift von sich sprüh-

ten. Sein erstes Meisterstück in Spanien war ein Gemählde an der Decke des Wohnzimmers des Königs, auf welchem er die Versammlung der Götter vorstellte. Hier zeigte er den erhabensten Ausdruck, die reinste Harmonie und die angenehmsten Farben der Freskomählerei, welche man bis diese Stunde noch nicht bei irgend einem Mahler auf der Welt bemerkt hat. Im Zimmer der Königin Mutter mahlte er in eben dem Style der Schönheit die Aurora, und es scheint, als wenn die Grazien, zur Belohnung dessen, daß er sie an der ersten Decke so reizend gemahlt hat, ihm ihre Hände bei der Vorstellung der Braut des Titon verliehen hätten.

Es ist beinahe unglaublich, wie viel Gemählde er zu Madrid verfertigte, zumal wenn man Rücksicht auf die Kürze seines dasigen Aufenthalts, und den elenden Zustand nimmt, in welchem sich seine Gesundheit befand. Die Emsigkeit in Arbeiten, seine übertriebene Diät, seine gänzliche Eingezogenheit, die Entfernung von seiner Familie, die zu Rom geblieben war, und der Verdruß, den ihm niederträchtiger Neid und Mißgunst erregte, alles dieses schadete seiner Gesundheit merklich; sein Magen wurde so geschwächt, daß er in eine Auszehrung fiel, und man für seine Gesundheit besorgt war. Nur eine schleunige Reise nach dem Orte, woran seine ganze Seele hing, konnte ihn wieder herstellen. Er erhielt die

Erlaubniß, nach Rom zurück zu kehren, da er aber die Beschwerlichkeiten der Reise nicht auszuhalten vermochte, so blieb er zu Monaco liegen, wo ihn die Hülfe der Aerzte und die gesunde Luft bald wieder in Stand setzten, in seiner Reise fortzufahren. In Rom ergriff er den Pinsel von neuem, und was in Madrid zu seiner Krankheit beitrug, schien ihm hier seine Gesundheit wieder zu geben. Besonders arbeitete er jetzt für Clemens den Vierzehnten, und erhielt dafür, außer andern Beweisen der Gnade, vom Pabste den Orden vom goldenen Sporn. So verflossen drei Jahre; er war wieder hergestellt, und doch äußerte er wenig Lust, schon nach Spanien zurück zu kehren. Der König, welcher ihm noch immer seinen Gehalt hatte auszahlen lassen, wurde endlich empfindlich, und ließ ihn, wiewohl mit größter Schonung, durch seinen Gesandten am päbstlichen Hofe an die Rückreise erinnern.

Diese Aufforderung verrückte den Kopf unsers Künstlers. Er ließ die Arbeit an dem Vatikanischen Kabinete liegen und stehen, wie sie war, hörte nicht die mindesten Vorstellungen, machte sich auf den Weg, gieng nach Neapel, um an dem Portrait des Hofes anzufangen, vollendete diese Portraite nicht, verließ Neapel eben so brüske, als Rom, verweilte verschiedene Monate zu Florenz, wo er einige Portraite verfertigte, kam endlich zu Madrid an, und arbeitete mit sol-

chem Eifer, daß man nicht begreifen kann, wie er in zwei Jahren alle die Gemählde hat liefern können, die man noch dort von ihm vorzeigt. Dieser übertriebene Fleiß schadete bald seiner Gesundheit von neuem, und er erhielt wieder die Erlaubniß nach Rom zurück zu kehren, wobei ihm noch ansehnliche Zulagen und Gnadengehalte für seine Kinder zugestanden wurden.

Rom war bisher immer sein Lieblingsaufenthalt gewesen, aber er wurde für ihn eine Wohnung der Trauer, als ihm der Tod die liebenswürdige Theilnehmerin seiner Schicksale, und in ihr den Gegenstand der reinsten, innigsten Zärtlichkeit, die wenige Menschen in dem hohen Grade fühlten, als er, aus den Armen rang. Seine Einbildungskraft füllte sich mit lauter schwarzen Bildern. Er war sich selbst zur Last. Um sich vor Kälte zu schützen, die ihm unerträglich war, arbeitete er in einem wohlgeheizten und wohlverschlossenen Zimmer. Die eingeschlossene Luft, mit den häufigen Ausdünstungen der Farben geschwängert, griff seine Gesundheit so sehr an, daß er einem Gespenste glich. Bald äußerten sich alle Merkmale der Lungensucht, und doch fuhr er mit eigensinnigem Fleiße fort zu arbeiten. Seine erhitzte Einbildungskraft und seine unglaubliche Ungeduld vermehrten sein Uebel. Er ward endlich das Opfer seiner Krankheit und der Kur eines Quacksalbers und einer Nonne von Narni, denen er sich anvertraute, und die ihn, der

erste durch eine heftige Laxanz, die andere durch angebliche Wunderrecepte, hinrichteten. Sein letzter Augenblick fand ihn mit dem Pinsel in der Hand, ehe er mit seinem Gemählde, die Verkündigung der Maria, fertig geworden war. So starb einst Apelles, während er an seinem Gemählde der Venus arbeitete. Beide große Mahler hatten sich vorgenommen, in ihren letzten Gemählden alle ihre vorhergehenden Werke zu übertreffen, und keiner von beiden brachte sie ganz zu Stande, und auch keiner fand sich nachher, der sie hätte vollenden können.

Er starb am 29sten Junius 1779, im Anfange seines zwei und funfzigsten Lebensjahres. Die Akademie des heiligen Lukas wohnte seinem Leichenbegängnisse bei, und sein Bildniß wurde in Bronze, neben Raphaels seinem, im Pantheon aufgestellt. Ganz Europa betrauerte den zu früh verstorbenen Künstler, der zwar nicht das Genie eines Raphaels besaß, aber doch die höchste Vollendung erreichte, die das Studium zu geben vermag.

Mengs hat in seinem Leben, und noch mehr nach seinem Tode, mit vielen andern großen Männern das Schicksal erfahren, daß er von Halbkennern und Dilettanten übertrieben gelobt worden ist. Man läßt ihm Gerechtigkeit wiederfahren, wenn man sagt, daß er seit Raphael und Hannibal Carracci

den meisten antiken Geist in seinen Werken zeigte, daß er seit dieser Zeit am meisten den Adel im Ausdrucke, die Zeichnung, das Kolorit und die wahre Wirkung des Helldunkels verstand. Er war der Erste und Einzige, der den vielen auf einander folgenden manierirten Schulen ein Ende machte, und durch seine Schriften und seine Gemählde zeigte, welchen Weg zur richtigen Nachahmung man einzuschlagen hat. Aber ist er so bedeutend und gründlich im Ausdrucke, wie Leonardo da Vinci? hat er die feine Seele und Mannigfaltigkeit der Charakteristik von Raphael? die gründliche Kenntniß der Zeichnung und den großen Geist von Michelangelo? die Anmuth und den Schmelz der Farben wie Correggio? und wenn er im Kolorit zuweilen außerordentlich ist, bleibt er sich darinn immer gleich, um mit Tizian verglichen zu werden? Ueberhaupt — hat Mengs etwas, worinn er weiter als andere ging? worinn er Original, worinn er einzig ist? In jedem Theile hatte er größere Vorgänger, ausgenommen im Frescomahlen, worinn er unstreitig der größte von allen ist, die in neuern Zeiten auftraten. Die Stanza de Papiri in der Vatikanischen Bibliothek übertrifft an Kraft und Wahrheit der Farbe in dieser Art alles. Die Gewandwerfung war der schwächste Theil von Mengs, er ist beinahe eben so schwer wie Dominichino, und so verwirrt wie die letztern Schulen. Indessen dankt die neuere Kunst seinen Werken, seinen Bemü-

mühungen mit den Schülern und seinen Schriften den bessern Styl und ein neues Aufleben. Seine Schrift: Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Mahlerei, ist, dem gediegenen und geistvollen Inhalte nach, wohl sein Eigenthum, aber dem Urtheile seiner Schüler und Bekannten nach, soll er so wenig des Vortrags und der schriftlichen Darstellung seiner Ideen mächtig gewesen seyn, daß die schöne Form dieser Schrift schwerlich sein Werk seyn kann, und von Einigen auf seines Freundes Winkelmanns Rechnung gesetzt wird.

Mengs war von einem offenherzigen, aber jähzornigen Charakter. Sein Enthusiasmus für die Künste machte, daß er mit einer Freimüthigkeit, die an Härte grenzte, seine Meinung geradezu über Werke der Bildhauer- oder Mahlerkunst heraussagte, die man seiner Beurtheilung frei stellte. Aber im Grunde war er die Güte selber; seine Freimüthigkeit reute ihn, sobald er merkte, daß er Jemand damit gekränkt hatte, und er war der erste, der es wieder gut zu machen suchte, und dem beleidigten Künstler mit Rath und That zurecht half. Er war ein guter Gatte und ein zärtlicher Vater, aber seine zu große Uneigennützigkeit und seine zu weit getriebene Vernachlässigung seiner zeitlichen Glücksumstände schadeten seiner Familie. Er ging darinn so weit, daß er, ohngeachtet er die achtzehn letztern Jahre über 180,000 Thaler ein-

genommen hatte, dennoch nach seinem Tode nicht so viel hinterließ, um begraben werden zu können. Die Kaiserin Katharina von Rußland hatte ihm 2000 Thaler auf Rechnung für zwei bestellte Gemählde auszahlen lassen, deren Sujet und Preis sie aber gänzlich seiner Entscheidung überließ: nach seinem Tode fand sichs, daß noch nicht einmal die erste Hand daran gelegt war; aber die Kaiserin machte seiner Familie ein Geschenk mit dieser Summe, als sie durch den Kardinal Bernis erfuhr, in was für dürftigen Umständen er sie hinterlassen habe. Karl der Dritte von Spanien, der schon bei Lebzeiten des Mengs ihn mit Wohlthaten überhäufte, stattete nach seinem Tode seine fünf Töchter aus, und gab seinen beiden Söhnen Pensionen.

Jean Baptiste Rameau.

Königlicher Kabinetskomponist zu Paris.

Unter der kleinen Zahl ausgezeichneter Tonkünstler, die Frankreich im achtzehnten Jahrhunderte erzeugt hat, ist Rameau einer der ersten. Seine theoretischen Schriften zeugen von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, und seine Kompositionen verdienten Epoche zu machen in einem Lande, das so wenig Empfänglichkeit für den Zauber der Tonkunst hatte. Er war der Sohn des Organisten an der Domkirche zu Dijon, und am 25sten October 1683 gebohren. Die Musik war seine erste Sprache, und der erste Gebrauch, den er von seinen Fingern machte, das Spielen auf einem Klaviere. Kaum hatte er das achte Jahr erreicht, als er schon vollkommen Meister auf dem Klaviere war, und bei den Unterweisungen und dem Erziehungsschlendrian, welchem sein Vater mit älterlichem Eigensinne ihn unterwarf, während den Schulstunden nichts lieber that, als singen und Musik schreiben.

In Frankreich hatte damals die Musik eben keine sonderlichen Fortschritte gemacht, und nur in Welschland, dem Vaterlande der Künste, konnte Rameau seine Lehrer und Muster suchen. Er war damals zwanzig Jahre alt; sein Aufenthalt dauerte aber nicht lange, und Mailand war das Ziel seiner Reise. Er beklagte es oft in der Folge, nicht weiter vorgedrungen zu seyn. Bei seiner Nachhausekunft that er seine erste Reise nach Paris, und nahm Unterricht bei dem berühmten Marchand, dem größten Organisten für die Exekudirung, den man damals kannte. Er trat darauf als Organist bei der Kathedralkirche zu Clermont in Ouvergne in Dienste; es reute ihn bald wieder, aber das Kapitel ließ ihn nicht gehen. Um es zu zwingen, ihm seine Freiheit wieder zu geben, bediente sich Rameau eines außerordentlichen Mittels, das aber seine volle Wirkung that. Als er eines Tages die Orgel spielte, fing er so unordentlich und unharmonisch an darauf herum zu greifen, daß auch die härtesten Ohren die Dissonanzen nicht auszuhalten vermochten, und die Kenner vor Verwunderung nicht zu sich selbst kommen konnten. Man mochte ihm noch so viel Zeichen geben, daß er aufhören möchte; er fuhr immer fort. Endlich schickte man einen Chorknaben an ihn, und er verließ die Kirche. Das Kapitel überhäufte ihn mit Vorwürfen, aber er gab zur Antwort, daß er niemals anders spielen würde, wenn man ihm nicht seinen Abschied bewilligte. Er erhielt ihn end-

lich, und bezeugte seine Dankbarkeit dadurch, daß er auf der Orgel alles hören ließ, was die Harmonie nur Reizendes und Glänzendes vermag.

Rameau begab sich jetzt wieder nach Paris, wo sein Ruf schon vor ihm gewesen war. Hier gab er Klavierstunden, und als Organist zu St. Croix de la Bretonniere zog er gar bald eine Menge Dilettanten dahin, die er durch seine Kenntnisse und sein Spiel entzückte. Seine Kantaten, einige Motetten mit großen Chören, und sonderlich seine Klavierstücke, brachten ihm vielen Beifall zuwege, doch war er noch immer fern von jener Größe des Ruhms, die nur seine Opern ihm verschaffen sollten. Er wagte sich spät an dieses Fach, für das er doch eigentlich gebohren war, und daran war nichts als die Eifersucht der Musiker seiner Zeit Schuld, welche die Dichter abhielten, für ihn zu arbeiten; la Motte zum Exempel schlug es verschiedenemal ab. Rameau entsagte schon der Hoffnung auf theatralische Arbeiten, als eine Vorstellung des Jephtah sein Genie von neuem entflammte. Er bat den Abt Pellegrini, den Verfasser von Jephtah, (der berühmter seyn würde, wenn er weniger dürftig gewesen wäre,) um die Oper Hyppolitus und Aricia. Aber der Dichter hatte so wenig Vertrauen zu den Talenten des Tonkünstlers, daß er ihm sein Trauerspiel nicht anders, als gegen einen Schein von 50 Pistolen gab. Wie Rameau mit

dem ersten Akte fertig war, ließ er ihn in dem Hause eines Privatmannes probiren, der seine Reichthümer zum Nutzen der Künste anwandte. Pellegrini war zugegen, und wurde so sehr von der Schönheit der Musik gerührt, daß er den Verfasser umarmte und seinen Schein zerriß.

Hyppolitus wurde aufgeführt. Bei dem Feuer, dem Schwunge und der Begeisterung, die darinn herrscht, wird man sich kaum vorstellen können, daß der Verfasser schon funfzig Jahre alt war, als diese Oper auf der Bühne erschien. Die Zuhörer waren an das Sanfte und Leichte des Lulli und seiner Nachahmer gewöhnt, und eine so reiche, kräftige, harmonische und gelehrte Musik setzte sie in Erstaunen; sie war ihnen neu, und Unwissenheit macht immer ungerecht. Man richtete den Rameau, ohne die Sprache zu verstehen, die er redete. Hyppolitus, dessen Glück schon allein das Trio der Parzen hätte machen sollen, mißfiel fast durchgehends. Die Vorstellungen blieben nicht allein leer, sondern man schrieb auch eine Menge Spottschriften und Pasquille dagegen. „Ich habe mich betrogen, sagte Rameau, ich wähnte, mein Geschmack würde gefallen, und da ich keinen andern habe, so will ich lieber keine Opern mehr machen.“ Zum Glück hielt er nicht Wort.

Hyppolitus fiel, aber der Beifall der Kenner

folgte unvermerkt auf das tumultuarische Geschrei der Menge und der Kabale, und räumte diesem Werke den Platz ein, den es verdiente. Sein Gehalt wurde nicht mehr verkannt, und es bekam nun so viel Stimmen für sich, als es vorher gegen sich gehabt hatte. Campra antwortete dem Prinzen von Conti, der ihn über sein Urtheil vom Hyppolitus fragte: „daß in dieser Oper Musik für zehen wäre.“ Dieses reizte den Verfasser zu neuen und gleich glücklichen Versuchen. Die Indes Galantes vollendeten die Revolution, die der Hippolitus in der Musik angefangen hatte, und zwang seine Neider zum Schweigen. Monteclair, der Tonsetzer des Jephtah, und sein heftigster Gegner, kam nach der ersten Vorstellung der Indes Galantes freiwillig zu Rameau, und huldigte ihm. Was noch einen eben so seltenen als starken Beweis von Rameaus außerordentlichen Talenten und Größe abgiebt, ist, daß er sich in 22 Opern und einigen Zwischenspielen, die man von ihm hat, niemals wiederholte. Er war immer neu, und doch immer Er. Wäre er, wie Lulli, von einem Dichter, wie Quinault, unterstützt worden, so würde er noch mehr geleistet haben, so aber hatte er nur zwei gute Gedichte, Dardanus und Castor und Pollux. Diese letzte Oper, Rameaus Unsterblichkeit, brachte den Mouret zur Verzweiflung. Er verlor, aus Eifersucht über den gewaltigen Beifall, den Castor erhielt, den Verstand, und

man mußte ihn zu Charenton einsperren, wo er in seinen Anfällen von Wahnsinn unaufhörlich das schöne Chor des vierten Akts wiederholte: Qu'au feu du tonnere u. s. w. Noch in einem Alter von 77 Jahren komponirte Rameau die Oper Paladins, die vortreffliche und auffallende Züge enthält. Besonders ist es, daß alle seine Opern bei der Wiederholung mehr als bei der ersten Vorstellung gefielen.

Zu dem Beifalle, den Rameaus Kompositionen fanden, gesellte sich auch der Ruhm, den er sich als Theoretiker und Mathematiker durch die Herausgabe seiner Werke erwarb. Man fand darinn ein neues fruchtbares System, wodurch die Theorie der Musik auf allgemeine Grundsätze zurück gebracht wurde, aus welchen sich dann alle Theile wechselsweise aufklären und unterstützen ließen. Vor Rameau brauchte man 15 Jahre, um das Klavecin spielen zu lernen, er kürzte durch seine Anleitung diesen Zeitraum auf 18 Monate ab. Mit jeder neuen Oper, mit jedem neuen Klavierwerke und mit jedem neuen Tractate, welchen er bis zum Jahre 1754 bekannt machte, erwuchsen ihm neue Lorbeeren. Er hatte die Ehre, daß seine Oper, Zoroaster, in Dresden ins Italiänische übersetzt, und auf dem dasigen königlichen Theater 1751 mit seiner Komposition aufgeführt wurde — eine Ehre, die vor ihm noch keinem französischen Komponisten wiederfahren war. Im Jahre 1760

ehrte das Publikum den Künstler bei der Aufführung des Dardanus auf eine auszeichnende Weise. Es warde ihn im Amphitheater gewahr, wendete sich nach seiner Seite, und klatschte wohl eine Viertelstunde lang mit den Händen. Nach Endigung der Oper folgte ihm das Händegeklatsche bis an die Stiegen. Bei seiner ersten Erscheinung hingegen genoß die Oper Dardanus keiner so günstigen Aufnahme. Castor und Pollux hielten bei ihrer Wiederholung, ungeachtet sie zur Zeit der Landparthien und Spaziergänge geschah, dreißig vollgepfropfte ununterbrochene Vorstellungen aus.

Rameau war von einem die Mittelgröße weit übersteigenden Wuchse, und außerordentlich mager. Seine Gestalt war wie seine Seele, die Gestalt des Genies: Augen voll Feuer und stolz gezeichnete Gesichtszüge. Das Leere, das er im gesellschaftlichen Umgange fühlte, war Ursache, daß er ihn vernachläßigte. Den größten Theil des Tages gieng er allein spazieren und schien in Gedanken vertieft, wenn er gleich nichts dachte. Der Garten vom Palais royal war sein gewöhnlicher Spaziergang. Als er eines Tages daselbst promenirte, hörte ein kleiner Hund, den eine Dame unterm Arm trug, nicht auf zu bellen, so oft Rameau vorbei gieng. Der Tonkünstler begnügte sich anfangs, seinen Unwillen blos durch Geberden zu erkennen zu geben, endlich aber näherte er

sich der Dame und sagte zu ihr: „Ich bitte Sie um die einzige Gnade, machen Sie, daß Ihr Hund schweigt, denn er hat die unangenehmste Stimme, die ich kenne!“

Er besaß viel Bescheidenheit: Bei den Vorstellungen seiner Opern versteckte er sich immer in irgend eine Winkelloge, und wenn das Publikum ihn ausspähete, und ihm seinen Beifall bezeugte, gerieth er in die sichtlichste Verlegenheit. Rameau hatte nie einen andern Lehrmeister in der Komposition gehabt, als sein Genie: es wurde ihm aber ungleich leichter, Instrumental- als Vokalmusik zu setzen. Wenn er arbeitete, war ihm jede Störung sehr lästig. Gelang ihm eine Stelle gut, so breitete sich Freude über sein ganzes Wesen aus, und gelang sie schlecht, so war er wie wüthend. Bei den Proben saß er im Parterre und mußte allein gelassen werden. Unterbrach oder näherte sich ihm jemand, so stieß er ihn mit der Hand von sich, ohne ihn anzusehen. In diesen Augenblicken pflegte er mit so viel Hitze und Geschwindigkeit zu reden, daß ihm der Mund ganz trocken wurde, so daß er nicht mehr reden konnte, sondern mit Obst oder andern Erfrischungen seine Kehle anfeuchten mußte.

Rameau war nicht neidisch. Er suchte Talente auf, und ließ ihnen gern Gerechtigkeit wieder-

fahren. Er hatte keine blinde Liebe für seine Produkte, und die Erinnerungen der Kenner benutzte er gern. Er glaubte, daß das Genie so gut altere, wie der Körper, und gestand selbst in seinen letzten Tagen, daß er nicht mehr sein voriges Feuer besitze. Er genoß eines Gehalts von zwei tausend Livres vom Könige; er wurde in den Adelstand erhoben, und sollte den St. Michaelsorden empfangen, als er starb. Sein Tod erfolgte den 23sten August 1764. In verschiedenen Kirchen wurden ihm zu Ehren Gebete und Oratorien, nach Unterlegungen von seinen vorzüglichsten Musiken, gehalten.

Johann Joachim Quanz.

Kammermusikus und Komponist Friedrichs des Großen.

Quanz war der Sohn eines gemeinen Hufschmids in dem Hannöverischen Dorfe Oberscheden, und am 30sten Januar 1697 gebohren. Er war noch nicht neun Jahre alt, als er mit dem Hammer zum Amboß treten mußte, weil sein Vater einen tüchtigen Hufschmid aus ihm zu machen gedachte. Aber der Knabe verrieth bald andere Neigungen. Er hatte einen ältern Bruder, der in der Gegend umher, bei ländlichen Festen, die Beine der Bauern in tanzende Bewegung zu bringen, auf einer schlechten Geige zu streichen wußte. Dieser nahm seinen achtjährigen Bruder auf dergleichen kleinen Landreisen mit, um sich von ihm mit der deutschen Baßgeige begleiten zu lassen, ohne daß er eine Note kannte. Diese Musik, so schlecht sie war, gefiel dem kleinen Joachim so sehr, daß er nichts anders, als ein Musikus werden wollte, ob ihn gleich sein Vater noch auf dem Todbette ermahnte,

bei dem ehrlichen Handwerke seiner Vorfahren zu bleiben.

Der junge Quanz hatte, da ihm sein Vater im zehenten Jahre starb, keine andern Freunde auf deren Schutz und Beistand er rechnen konnte, als zwei Brüder seines Vaters; einer war ein Schneider, und der andere Hof- und Stadtmusikus in Merseburg; beide erboten sich, ihn zu sich zu nehmen, und ihre Profession zu lehren. Bei dieser Gelegenheit überwand die Neigung des Knaben zur Musik alle andere Betrachtungen. Er zog den Fiedelbogen der Scheere und selbst dem Studieren vor, wozu ihm eine Tante, die an einen Prediger verheirathet war, behülflich seyn wollte, und gab sich bei seinem Oheim, dem Stadtmusikanten, auf fünf Jahre in die Lehre. Als dieser aber drei Monate darauf starb, kam er zu dessen Nachfolger und nachmaligem Schwiegersohne, mit Namen Fleischhack. Das erste Instrument, was er hier lernen mußte, war die Violine, zu welchem Instrumente er auch damals die meiste Lust hatte. Indessen lernte er bald darauf auf der Hoboe und der Trompete, denen er seine Lehrjahre über, nächst der Violine, die meiste Zeit widmete. Da aber ein wahrer kunstmäßiger Musikantengeselle in Deutschland auf allen Instrumenten muß mitmachen können, so wurde er auch mit den andern, als Posaune, Zinken, Waldhorn, Flöte a bec, deutsche Baßgeige, Violon-

schell, Viola da Gamba, und wer weiß mit wie vielen mehrern nicht verschont. Bei dieser Menge von Instrumenten, die ein Lehrling der Kunstpfeiferei zu gleicher Zeit treiben muß, ist es ihm nicht möglich, auf allen ein Meister zu werden. Der einzige Vortheil, den er davon hat, ist, daß er mit der Natur und Eigenschaft aller dieser Instrumente bekannt wird, und sich von ihrer rechten Anwendung diejenige Kenntniß erwirbt, die jeder Komponist haben sollte, und doch so vielen fehlt. Am klügsten ist derjenige, der sich auf ein oder das andere Instrument mit vorzüglichem Fleiße legt, und die andern nur nebenher berührt. So machte es Quanz; ja er dehnte seinen Fleiß auch auf die Erlernung des Klaviers aus. Zum Glück für ihn, war sein Lehrherr keiner von den gewöhnlichen Stadtmusikanten, die sich mit den geerbten, trockenen, steifen und geschmacklosen Musikalien behelfen; er benutzte die besten und neuesten Kompositionen, und unser junger Musikus schöpfte aus der Durchsicht derselben mannigfaltigen Nutzen.

Das wahre Genie strebt immer weiter zu kommen, und begnügt sich nicht mit der engen Sphäre, in das es durch den Zufall versetzt worden ist. Kaum hatte Quanz seine Lehrjahre vollstreckt, so empfand er eine große Begierde zum Reisen. Dresden und Berlin waren die Orte, wo er seinen Aufenthalt am eifrigsten wünschte, weil er da ganz andere Dinge zu

hören hoffte, als er bisher in Merseburg gehört hatte. Voll Vertrauen auf seine Geige und auf seine Füße machte er sich im Jahre 1714 herzhaft auf den Weg, von einer Stadt zur andern, bis nach Dresden, wo er Kondition suchte, aber nicht fand. Er sah sich also genöthigt, seinen Wanderstab bis nach Radeburg fortzusetzen, wo er beim Stadtmusikanten als Geselle angenommen wurde. Da aber das Städtchen kurze Zeit darauf abbrannte, gieng er nach Pirna in Kondition. Hier bekam er bald die Wahl zwischen der Stelle in der Kapelle eines kleinen Fürsten, oder einen subalternen Platze in Dresden. Er wählte den letztern. Sein edles Streben nach Vollkommenheit rieth ihm, lieber in Dresden sein Brod als Stadtmusikantengeselle kümmerlich zu verdienen, als an einem andern Orte unter vielen Schlechten der Beste zu seyn.

Keine Kapelle in Europa konnte damals so viele große Virtuosen aufweisen, als die Kapelle Augusts des Zweiten in Dresden. Hier lernte Quanz einsehen, wie viel auf Geschmack und Vortrag ankomme, und daß zu einem Musiker mehr erfordert werde, als eine Menge Noten vom Blatte zu spielen, ohne dabei etwas zu denken oder zu empfinden. Voll edlen Wetteifers war er bemüht, sich eines Platzes unter so treflichen Männern würdig zu machen. Es verstrichen ihm aber noch zwei Jahre bei der Kunstpfeifer-profession, bis er im Jahre 1718 in die sogenannte pol-

nische Kapelle als Hoboist, mit einem Gehalt von 150 Reichsthalern, aufgenommen wurde.

Hier fieng sich nun eine neue Periode, sowohl in seiner bisherigen Lebensart, als auch in seinen Kunstübungen an. Die Violine, welche bisher sein Hauptinstrument gewesen war, sollte nun mit der Hoboe vertauscht werden. Auf beiden Instrumenten aber wurde er durch seine Kameraden, die länger in Diensten waren, gehindert, sich hervorzuthun, welches ihm doch sehr am Herzen lag. Der Verdruß darüber veranlaßte ihn, die Queerflöte zur Hand zu nehmen, weil er auf diesem Instrumente bei der Gesellschaft, unter der er war, keinen großen Gegner zu fürchten hatte. Damals waren Stücke, die ausdrücklich für die Flöte gesetzt waren, noch ziemlich rar; die Flötenspieler halfen sich also so gut sie konnten, und suchten Hoboen- und Violinsachen für ihr Instrument einzurichten. Quanz wurde dadurch veranlaßt, sich mit Ernst aufs Komponiren zu legen, und für sich selbst eigene Flötenstücke aufzusetzen. Er hatte bis dahin noch so wenig Unterricht in dieser Wissenschaft genossen, daß er seine ersten Arbeiten von andern mußte durchsehen und verbessern lassen. In Ermangelung eines mündlichen Unterrichts studierte er fleißig für sich in den Partituren großer Meister, und bemühte sich, ihre Art in Zusammensetzung der Stimmen sich zu eigen zu machen. Sehr vortheilhaft für seine Bildung war der Umgang mit dem Kon-

zertmeister Pisendel, einem eben so gelehrten Tonkünstler als rechtschaffenem Manne. Von diesem lernte er Adagio's vortragen und vielstimmig komponiren. Wenn man in den Quanzischen Kompositionen weder ganz den italiänischen, noch ganz den französischen, sondern einen vermischten Geschmack antrifft, so rührt das hauptsächlich von dem Umstande her, daß er sich ganz nach Pisendeln bildete.

Bei der Vermählungsfeier des Churprinzen im Jahre 1719 wurden in Dresden verschiedene italiänische Opern aufgeführt. Man hatte dazu den berühmten venetianischen Kapellmeister Lotti, mit den größten Sängern und Sängerinnen berufen. Dieß waren die ersten Opern, die Quanz hörte, und sie brachten ihm eine sehr vortheilhafte Idee von dem ächten und wahren italiänischen Geschmacke bei. Der Geist der Zwietracht trennte aber die Virtuosengesellschaft bald wieder, und machte damit auch den Opern in Dresden auf ein paar Jahre ein Ende. Dagegen hatte er im Jahre 1723 Gelegenheit, einer in ihrer Art einzigen musikalischen Feier beizuwohnen. Der Kaiser Karl der Sechste hatte um diese Zeit, zu seiner Krönung zum Könige in Böhmen, die berühmtesten Virtuosen aus Europa nach Prag verschreiben lassen. Es wurde eine Oper unter freiem Himmel aufgeführt, in welcher hundert Personen sangen,

und zweihundert die Instrumente spielten. Quanz spielte die Hoboe. Diese Oper, die von dem alten berühmten kaiserlichen Oberkapellmeister Fux komponirt war, hieß: La Constanza e la Fortezza. Die Komposition war mehr im Kirchen- als Theaterstyl, aber voll Pracht und Würde. Der Kaiser hatte seinen Kapellmeister, den das Podagra plagte, in einer Sänfte von Wien nach Prag tragen lassen, und er genoß das Vergnügen, seine Musik, nicht weit vom Kaiser sitzend, anzuhören.

Es ist das Schicksal manches Musikers, daß sein Leben einer beständigen Reise ähnlich sieht. Quanz befand sich um diese Zeit in solchen Umständen. Kaum war er von Prag nach Dresden zurückgekommen, als der Bischof von Würzburg ihn auf der Flöte zu hören verlangte. Quanz hätte, unter vortheilhaften Bedingungen, bei ihm im Dienste bleiben können, aber ihm lag es weit mehr am Herzen, einen längst genährten Wunsch zu befriedigen; er unternahm eine Reise nach Italien. Seinen ersten Aufenthalt nahm er in Rom. Um Musik zu hören, lief er in allen Kirchen und Klöstern herum, wo nur etwas zu hören war. Dieses Herumlaufen in der größten Hitze des Sommers, und eine unvorsichtige Abkühlung, zogen ihm ein heftiges Fieber zu, von dem er aber doch bald wieder hergestellt wurde. Jetzt war es seine erste Sorge, bei dem 72jährigen berühmten Francesco Gaspa-

rini Unterricht im Kontrapunkt zu nehmen. Nach sechs Monaten absolvirte ihn sein Meister, und Quanz komponirte nun fleißig Solo's, Trio's und Konzerts.

In Neapel, wohin er im Jahre 1725 gieng, traf er seinen Landsmann Hasse an, der bei dem berühmten Scarlatti den Kontrapunkt studirte. Es wollte ihm anfangs nicht gelingen, die Bekanntschaft dieses großen Meisters zu machen, denn er erwiederte auf die Fürsprache Hassens: „Mein Sohn, ihr wißt, daß ich die blasenden Instrumente nicht leiden kann, denn sie blasen alle falsch!“ Er ließ sich aber doch zuletzt bewegen, und Quanz gewann durch seinen Vortrag die Gunst des alten Komponisten in so hohem Grade, daß derselbe nicht allein ein paar Flötensolo's blos für ihn komponirte, sondern ihn auch in verschiedenen vornehmen Häusern bekannt machte. Allein diese Bekanntschaften hätten dem jungen Künstler bald das Leben kosten können. Er kam öfters zu einer gewissen Marchesa, die sich unter seiner Leitung im Generalbaß übte. Eines Tages wurde diese Dame, bei ihren unschuldigen musikalischen Uebungen, von dem damaligen spanischen Gesandten in Neapel überrascht. Plötzlich fuhr der Dämon der Eifersucht in die Seele des Gesandten, er maß Quanzen vom Kopf bis zu den Füßen, und entfernte sich nach einem kurzen Aufenthalt. Als Quanz einige Tage darauf in einer

Miethkutsche bei Nacht aus einem Koncerte fuhr, hörte er queer durch die Kutsche eine Kugel ziſchen, die vermuthlich nicht bestimmt war, ihm einen Spaß zu machen. Glücklich kam er mit dem Schrecken davon, allein der Aufenthalt in Neapel wurde ihm dadurch so entleidet, daß er eilig einpackte, und seine Reise weiter fortsetzte, ohne von der schönen Marchesa Abschied zu nehmen.

Florenz, Livorno, Bologna, Ferrara, Padua und Venedig waren nun die Städte, die er nach einander besuchte, wo er Ernsthaftes und Komisches, Gutes und Schlechtes durch einander hörte. In Venedig erhielt er von seinem Könige die Erlaubniß, auch nach Paris zu reisen; und dieß hieß, in Ansehung der Musik, von einem Aeußersten an das andere, aus der Mannigfaltigkeit ins Einförmige versetzt werden. Er fand auch, ob ihm gleich der französische Geschmack nicht unbekannt, und ihre Spielart nicht zuwider war, doch nichts als aufgewärmte und abgenutzte Gedanken bei den Komponisten, ein übertriebenes Geschrei und affectirtes Geheul bei den Sängern und Sängerinnen. Mehr Interesse für ihn hatte ein Besuch in London, wo er die Oper, unter Händels Direktion, in einem sehr blühenden Zustande fand. Man hätte ihn gern in England behalten; selbst Händel war dafür, aber Quanz glaubte seinem Könige, der ihn immer unterstützt hatte, so viel schuldig zu seyn, daß er sich

auf keine Weise von der Verbindlichkeit zurückzukehren losmachen könnte. Er reiste also im Junius 1727 aus England ab, und war am 23sten Julius wieder in Dresden.

Quanz stellte nun über alles, was er auf seiner Reise Gutes und Schlechtes in der Musik gehört hatte, Betrachtungen an. Er fand einen ziemlichen Vorrath gesammelter Ideen, sah aber auch ein, daß er sie erst in Ordnung bringen müßte. Er hatte zwar an jedem Orte, wo er sich aufgehalten, etwas zur Nachahmung des daselbst herrschenden Geschmacks gesetzt; er kannte aber auch den Vorzug, den ein Original vor einer Kopie immer voraus hat. Daher bestrebte er sich jetzt, einen eigenthümlichen Geschmack zu bilden; dazu aber wurde Nachsinnen, Ueberlegung und Zeit erfodert: so daß er zu dem, was er vorher in einer Stunde fertig gemacht hatte, sich jetzt einen ganzen Tag Zeit nahm. Man bemerkte in Dresden seine erworbenen Vorzüge, und was besser war, man suchte sie auch zu belohnen. Er erhielt im Jahre 1728 eine Stelle in der königlichen Kapelle, mit einem ansehnlichen Gehalte, und seit der Zeit war die Flöte das einzige Instrument, dem er seine Zeit und seine Talente weihte. Bald fand er Gelegenheit, mit seinen erworbenen Kunstfertigkeiten in einem weiten Kreise zu glänzen. Er begleitete seinen Monarchen an den Hof nach Berlin, und die Königin von Preußen wurde von sei-

ner Kunst so entzückt, daß sie ihm sogleich ihre Dienste anbot. Gern hätte Quanz eingewilligt, aber August entließ ihn nicht, gab ihm aber doch die Erlaubniß, daß er jedes Jahr zweimal sich einige Zeit in Berlin aufhalten durfte. Diese Reisen geschahen alle Jahre regelmäßig, und da der Kronprinz von Preussen um diese Zeit anfieng, sich auf der Flöte zu üben, so ward er dessen Instruktor. Oefters kam er zu dem Prinzen nach Berlin, Ruppin oder Reinsberg, kehrte aber immer wieder nach Dresden zurück, bis der Prinz im Jahre 1740, als Friedrich der Zweite, den preußischen Thron bestieg. Nun bewies er seinen bisherigen Instruktor unter sehr vortheilhaften Bedingungen zu sich, und König August konnte ihm die Entlassung nicht länger verweigern. Zwei tausend Reichsthaler jährliche Besoldung auf Lebenszeit; ausserdem eine besondere Bezahlung für seine Kompositionen; hundert Dukaten für jede Flöte, die er liefern würde; die Freiheit, nicht im Orchester, sondern nur bei der königlichen Kammermusik zu spielen, und von niemand, als von des Königs Befehl abzuhängen. — Diese lockenden Anerbietungen verdienten es wohl, einen Dienst aufzugeben, wo er solche Vortheile nie erlangen konnte.

Quanz war nun am Ziele seiner Wünsche — aber nicht am Ziele seiner unermüdeten Thätigkeit zum Besten der Kunst. Er hat für sein Instrument sehr

viel komponirt. Die Zahl der Koncerte beläuft sich allein auf dreihundert, und diese sind alle für den Könnig von Preußen gemacht, weil Friedrich keine andern Koncerte spielen mochte. Daß bei einer so grossen Anzahl von Koncerten nicht viel Wiederholtes, nicht viel Bekanntes in den Passagen vorkommen sollte, läßt sich nicht leicht widersprechen; indeß sind sie doch alle nach einem sehr guten Plane, mit prächtigen Ritornellen, wohlgewählten Begleitungen und kräftigen Harmonien gearbeitet. Die wenigsten davon sind bekannt geworden, und die es geworden sind, gehören zu den ersten und ältesten. Auch zweihundert Flötensolo's soll er für den König verfertigt haben, von denen aber ebenfalls nichts ins Publikum gekommen ist. Für den Gesang hat er Verschiedenes durch den Druck bekannt gemacht, und von seinen großen Einsichten in die Theorie der Musik zeugt der vortreffliche Versuch einer Anleitung die Flötetraversiere zu spielen, den er 1752 drucken ließ, der in mehrern Sprachen übersetzt, und noch im Jahre 1780 neu aufgelegt worden ist. Die größte Hälfte des Buchs betrifft mehr die Musik im Ganzen genommen, als das Flötenspielen, und ist voll nützlicher und richtiger Anmerkungen über den guten Geschmack in der Musik überhaupt. Quanz zeigt sich darinn als einen Mann von tiefen Einsichten, gründlichen Kenntnissen und einer vieljährigen Erfahrung.

— Als Mechaniker und Verbesserer der Flöte hat

er entschiedene Verdienste. Seit dem Jahre 1739 hatte er angefangen, selbst Flöten zu drechseln und abzustimmen, die ihm alle sehr gut bezahlt wurden, da er mancherlei wesentliche Verbesserungen an denselben anbrachte. So erfand er z. B. im Jahre 1752 den Aus- und Einschiebkopf an der Flöte, vermittelst dessen man dieselbe, ohne Verwechslung der Mittelstücke, um einen halben Ton höher oder tiefer machen kann, ohne der reinen Stimmung Eintrag zu thun.

Bei der Kammermusik hatte Quanz die meiste Zeit weiter nichts zu thun, als bei dem Anfange eines jeden Satzes, wenn der König ein Konzert blies, mit einer kleinen Bewegung der Hand den Takt anzugeben; auch bediente er sich, als Lehrer des Monarchen, des Privilegiums, am Ende der Solosätze und Kadenzen, Bravo zu rufen. Er genoß die Gunst des Monarchen bis an seinen Tod, welcher den 12ten Juli 1773 zu Potsdam erfolgte. Friedrich hatte ihn in seiner Krankheit als Arzt bedient, ihm Diät und Arzneien verordnet, und für seine Verpflegung in allen Stücken gesorgt. Nach seinem Tode ließ er ihm, als seinem Lehrer und Begleiter auf der Flöte, ein schönes steinernes Denkmal setzen.

Quanz war seit 1789 mit einer Wittwe Schindlerin in Dresden verheirathet. Die Art dieser Verbindung ist zu sonderbar, als daß sie nicht verdiente, hier erzählt zu werden. Er war Schindlers Freund, und lebte nach dessen Tode mit der Wittwe auf einem vertrauten Fuße. Das Weibchen war von feurigem Temperament; Quanz ein reizender Mann. Als er einst bei seiner geliebten Schindlerin war, fieng sie an über heftige Kopfschmerzen und Seitenstiche zu klagen, so, daß sie sich zu Bette legen, und sogleich Arzt und Priester holen lassen mußte. Da der Arzt die Umstände bedenklich fand, so war der katholische Priester der Meinung, man müsse die Leidende unverzüglich mit den Sakramenten versehen. Quanz war an dem Bette seiner geliebten Freundin untröstlich und brach in die bittersten Thränen aus. Die Patientin redete nur schluchzend und in abgebrochenen Worten. Alles, was sie herausbringen konnte war: wie sie nur wünschte, den Namen einer rechtmäßigen Ehefrau von Herrn Quanzen mit ins Grab zu nehmen. Quanz war dazu sogleich bereit. Der Geistliche gieng an Hof, und brachte in Zeit von einer Stunde die Erlaubniß mit, sie sogleich ohne alle Ceremonien zusammen zu geben. Kaum aber waren die letzten Worte vom Trauungsakte gesprochen, so sprang die Kranke mit

einem Satze aus dem Bette, fiel Quanzen liebkosend um den Hals, und Quanz — stand verwundernd mit offenem Mund und Augen da, wie er so geschwind zu einer Frau gekommen sey?

James Quin,

Schauspieler in London.

Große Köpfe verdienen unsere Hochachtung, sie mögen zu einer Klasse von Menschen gehören, zu welcher sie wollen. Der Landmann, dessen Einsicht und Fleiß in Bebauung des Ackers sich über andere erhebt, der Handwerksmann, der seiner Arbeit einen neuen Grad von Vollkommenheit giebt, der Künstler, der erfindet, sind nicht weniger verehrungswürdig, als der Philosoph, der unbekannte Wahrheiten entdeckt, und der Held, der die Kriegswissenschaft umbildet, und der Staatsmann, der die Begriffe der Regierungskunst erweitert. Aber freilich läßt man noch nicht in allen Ländern den erstern die ihnen schuldige Gerechtigkeit wiederfahren. Die Vorzüge, womit die Natur die Menschen unterscheidet, müssen meistens den leeren Vorzügen der Würde, des Standes, der Geburt weichen, welche das Vorurtheil eingeführt hat. Daher kommt es, daß die Geschichte der Menschen noch im-

mer das Andenken so vieler nichts bedeutenden Geschöpfe aufzuweisen hat, da die Namen weit wichtigerer Köpfe, die zur Verbesserung der Welt das ihrige beigetragen haben, in Vergessenheit gerathen sind. England hat sich längst von diesem Vorwurfe frei gemacht. Es verehrt die Naturgaben, wo es dieselben antrifft. Es beobachtet sie in den Werkstätten, in den Bauerhütten, auf der Schaubühne, wie in der Studierstube, in dem Kabinette, und auf dem Schlachtfelde, und trägt sie in seine Tagebücher ein. Das Leben des berühmten Schauspieler James Quin ist ein Beweis davon; in Journalen und besondern Schriften ist es erzählt worden, und das Hauptsächlichste davon verdient auch unter uns bekannter zu werden.

Quin wurde im Jahre 1693 in Kingstreet, in Koventgard, ohnweit London gebohren. Sein Vater, der von einer alten Familie abstammte, lebte auf seinem Gute, und gab dem Sohne eine vorzügliche Erziehung. Da er ihn aber im dreizehnten Jahre seines Alters verlor, so kam er unter die Aufsicht des gelehrten Doctor Jones in Dublin. Er gerieth in einen Rechtshandel wegen seines väterlichen Gutes, der so lange sich verzögerte, daß er endlich aus Mangel der Mittel ihn aufgeben mußte. Aeußerst aufgebracht über das unbillige Verfahren der Rechte, legte er sich nun auf die Rechtswissenschaft, um dereinst selber die

Rechtmäßigkeit seiner Sache auszuführen, und die Justiz zu seinen Gunsten zu bewegen.

Der Gedanke, daß noch viele Jahre dahin gehen würden, ehe er zur Erreichung seiner Absicht gelangen könnte, schreckte ihn bald wieder von seinem Vorhaben ab. Er wählte also einen nähern Weg sich wieder aufzuhelfen, und dieser war die Schaubühne. Er besaß viele Eigenschaften, die zu einem guten Schauspieler erforderlich sind; eine ausdrucksvolle Stellung, ein sprechendes Auge, eine helle, volle und melodische Stimme, ein starkes Gedächtniß, daß in Erlernung der besten klassischen Schriftsteller sich geübt hatte, eine glückliche und deutliche Aussprache, und eine majestätische Figur. Hierzu kam noch eine Bewunderung ohne Grenzen für Shakespearn. Er hatte schon mit verschiedenen Schauspielern Bekanntschaft gemacht, worunter er seinem Freunde Ryant sein Vorhaben entdeckte. Dieser brachte ihn auf die Schaubühne in Sondkallay, wo er aber nur in niedrigen Rollen erschien. Er verließ also Dublin und kam nach London, wo er auf dem Theater in Drurylane aufgenommen wurde. Als er das erstemal den Cato spielen sollte, hatte er die Bescheidenheit, in den Zettel zu setzen, daß Quin mit der Rolle des Cato einen Versuch machen wollte. Dieß hatte den Erfolg, daß die Zuhörer sehr zahlreich, und für ihn sehr günstig sich einfanden. In dem Auftritte, wo man den Sohn todt

auf einer Bahre vor den Vater bringt, und Quin die Worte sprach: „Dank sey den Göttern! Mein Sohn hat seine Pflicht erfüllt;“ wurde das ganze Haus gerührt, daß sie lange nicht aufhörten auszurufen: Bravo! Bravo! Broth ist übertroffen. — Ein noch größerer Beifall erfolgte, da er das berühmte Selbstgespräch recitirte, welches man ihn verschiedenemale zu wiederholen nöthigte.

Quin war nun auf die höchste Stufe seines Ruhms gestiegen. Aber auf der Bühne selbst entstanden Zwistigkeiten, welche viele verdrießliche Folgen nach sich zogen, und endlich unsern Quin in eine quälende Lage brachten. Ein alter verdienstvoller Schauspieler, Wilhelm Bowen, hörte Quin behaupten, daß Johnson, ein anderer Schauspieler, in einer gewissen Rolle vortrefflich wäre. Bowen widersprach, und als die ganze Gesellschaft Quin's Meinung beitrat, so wurde ersterer so aufgebracht, daß er den letztern in Castle Tavern fodern ließ. Dieser erschien, in der Meinung, seinen Gegner zu besänftigen; allein Bowen schloß die Thür zu, und stellte sich an dieselbe, zog den Degen, und drohte ihn zu erstechen, wenn er sich nicht wehren würde. Er weigerte sich lange; aber endlich mußte er sein eigenes Leben vertheidigen. Bowen drang mit so vieler Wuth auf ihn ein, daß er verwundet wurde, und wenige Tage darauf starb. Doch Bo-

wen erkannte sein Unrecht noch vor seinem Ende, und gab sich selber alle Schuld seines Todes, so daß Quin von den Richtern freigesprochen wurde. Der Verstorbene hinterließ Kinder, deren Auferziehung Quin großmüthig übernahm.

Quin lebte mit Pope, Swift, dem Grafen Chesterfield, Lord Littleton in genauer Verbindung. Mit niemand aber hatte er einen vertrautern Umgang, als mit James Thomson. Dieser berühmte Dichter befand sich nach dem Tode des Lord Talbot, seines Gönners, in Umständen, die ihn nöthigten Schulden zu machen, die er nicht bezahlen konnte. Seine Gläubiger ließen ihn daher ins Gefängniß bringen. Sobald Quin Nachricht davon bekam, verfügte er sich zu seinem Freunde, stellte ihm die Summe, die er schuldig war, zu, und befreite ihn aus seiner Gefangenschaft.

Im Jahre 1748 hatte er einige Verdrießlichkeiten mit Rich, dem Unternehmer der Schaubühne. In einem Anfalle von Hypochondrie verließ er das Theater, und begab sich nach Bath. Hier hielt er sich eine zeitlang auf. Aber bald verlor sich sein Unwille, und die Neigung für seinen alten Freund Rich wachte in seinem Herzen wieder auf. Er schrieb daher folgenden lakonischen Brief an Rich:

„Ich bin in Bath!“

Quin.

Rich aber, der sich wieder zu versöhnen nicht verstehen wollte, antwortete ihm in folgenden Zeilen eben so kurz:

„Bleib dort und geh zum T. —“

Rich.

Diese Unhöflichkeit brachte das Theater auf immer um seinen liebsten Schauspieler. Er kam zwar zuweilen nach London, und spielte unter andern die Rolle des Othello im Koventgarden-Theater, zum Vortheil der Abgebrannten in Cornhill, auf Garricks Schaubühne, wie auch die Rolle des Fallstaff bei seinem alten Freunde Ryant, aber da er 1754 die zween vordern Zähne verlor, so entsagte er gänzlich allen Vorstellungen. Als Ryant ihn einmal sehr anlag, schrieb er ihm folgende Zeilen:

Mein lieber Freund!

„Es ist niemand auf der Welt, dem ich lieber dienen wollte, als Ryant; aber keinem Menschen zu Liebe werde ich den Fallstaff zischen. Ich habe hundert Pfund Sterling für ein Billet beigeschlossen.“

J. Quin.

Quins große Kenntniß in der englischen Sprache veranlaßte den verstorbenen Prinzen von Wallis, ihn zu ersuchen, daß er seine Kinder in der guten Aussprache unterrichten möchte. Er übernahm es, und las die besten dramatischen Schriftsteller mit ihnen. Dieses gab zuletzt Gelegenheit zu wirklichen Vorstellungen, und Georg der Dritte spielte nebst seinen Geschwistern verschiedene Stücke in Leicesterhouse, unter Quins Aufführung. Als Quin in der Folge hörte, mit welcher Einsicht, Anstand und Nachdruck der König seine erste Rede von dem Throne gehalten hatte, sagte er mit einer Art von Entzücken: „Das hat der junge Herr von mir gelernt.“ Der König vergaß auch den alten Lehrmeister nicht, sobald er zum Throne gelangt war. Er setzte ihm aus eigener Bewegung und ohne darum ersucht zu werden, einen ansehnlichen Jahrgehalt aus. Quin's Umstände waren indessen so beschaffen, daß er auch ohne diese königliche Gnade sein nöthiges Auskommen hatte. Denn als er das Theater verließ, so war er darauf bedacht, sein erworbenes Vermögen auf Leibrenten zu setzen, um sein Einkommen dadurch zu vermehren. Der Herzog von Bedfort, der ihn immer sehr hoch geachtet hatte, that ihm bei dieser Gelegenheit den Vorschlag, daß er ihm auf bessere Bedingungen, als gewöhnlich, eine Pension auf Lebenszeit versichern wollte, und setzte ihm solche zu vierhundert Pfund Sterling aus, gegen

2600 Pfund, welche er ihm überließ. Mit diesen und noch 2000 Pfund begab er sich nach Bath, wo er von nun an seinen Aufenthalt nahm. Er unterhielt einen beständigen Briefwechsel mit Garrick, auf dessen Theater er doch nie hatte Dienste nehmen wollen, vermuthlich weil er nicht glaubte, daß es zween gleich große Schauspieler würde fassen können. Er besuchte ihn aber verschiedene male von Bath aus.

Im Jahre 1763 bekam er einen Ausschlag an der Hand, wovon die Aerzte gefährliche Folgen vermutheten. Er brauchte eine große Menge Fieberrinde, daß endlich ein anhaltender Durst sich zeigte, der mit nichts gestillt werden konnte. Er entschloß sich daher, die Zeit, die er noch leben würde, wenigstens ohne Leiden zuzubringen, und entsagte allem fernern Gebrauche der Arzneien. Auf die Art lebte er noch acht Tage ganz ruhig. Er starb mit vieler Gelassenheit am 21sten Januar 1766 im 73sten Jahre seines Alters. Quin hatte übrigens wie alle andere Menschen, in seinem Charakter eine Mischung von verschiedenen Eigenschaften. Er war großmüthig, tapfer und von der strengsten Ehrlichkeit; aber dabei hart, rauh und übermüthig.

Johann Friedrich Ferdinand Fleck.

Schauspieler und Regisseur beim königlichen Nationaltheater in Berlin.

Die Natur hat nur wenig Individuen zu mimischen Künstlern ersehen. Dem einen gab sie bei dem reinsten und hellsten Organe, bei dem glücklichsten Gedächtnisse, bei Geschmack und Verstande und bei den angenehmsten Gesichtszügen einen übelgewachsenen Körper; dem andern bei allen übrigen Talenten eine unfolgsame Zunge, oder auffallende Häßlichkeit des Gesichts, die ihn nur für eine besondere Art der Rollen höchstens fähig macht; einem dritten bei allen übrigen Vollkommenheiten eine unüberwindliche Blödigkeit, oder eine Ungelenkigkeit des Körpers, die kein Kunstfleiß, keine Belehrung, keine Anstrengung überwindet; und endlich sehr vielen alle äußerlichen körperlichen Gaben, ein gutes, treues Gedächtniß, aber kein Genie. In den meisten andern Fächern lehrt ein überwiegendes Talent den Mangel des andern

vergessen; aber die Bühne fordert, mit unerbittlicher Strenge, Gelehrsamkeit und Geschmack, Schönheit der einzelnen Theile und des ganzen Körpers, Folgsamkeit jeder Muskel, Gedächtniß, Gegenwart des Geistes, große Selbstüberwindung, Verstand und eine feste Gesundheit — und alle diese Vollkommenheiten sind nur erst nothwendige Pertinenzstücke zum Künstlergenie. Welche Eigenschaften faßt dieß einzige Wort unter sich! Schönheitssinn, großes Abstraktionsvermögen, Erfindungskraft, Reflektionsgabe, und als Produkt wieder von diesen, Darstellung in der schönsten, edelsten Form. Auch das Künstlergenie selbst ist nur die Bedingung. Zur vollendeten Größe endlich muß der mühsamste Fleiß treten.

Fleck war einer von den wenigen Lieblingen der Natur, der mit allen diesen Erfordernissen von ihr beschenkt, sich als Schauspieler verherrlicht hat. Er wurde am 12ten Januar 1757 zu Breslau gebohren, wo sein Vater die Stelle eines Rathmannes bekleidete, den er aber schon im Jugendalter verlor. Seine Aeltern waren beiderseits sehr religiös, und daher kam es, daß er von seinem Vater zum Theologen bestimmt ward. Der Ernst, der fast immer auf seinem Gesichte ruhte, war vielleicht eine Frucht der frommen Erziehung und der vielfachen Unterhaltungen über Gegenstände der Religion. Der Körper des Knaben Fleck wurde von Tag zu Tage stärker und nervigter,

seine Figur edel und männlich, und sein Gesicht hatte Schönheit und Charakter.

Die geistige Bildung erhielt er auf dem Magdalenen-Gymnasium in Breslau. Sein Vater hatte ihn dieser Anstalt zur Vorbereitung auf die Universität anvertraut. Hier vorzüglich äußerte sich schon sein Talent, mit Würde, Natur und Anmuth zu sprechen; er zeichnete sich in den auf der Schule üblichen Deklamationsstunden aus, und man bewunderte damals schon sein glückliches Organ, das Stärke, Deutlichkeit und die lieblichste Modulation in sich faßte. Er soll auch damals schon darnach gestrebt haben, bei kleinen dramatischen Vorstellungen, die man hie und da in der Stadt gab, Rollen zu erhalten. Nachdem er in Gesellschaft einiger Freunde eine Fußreise durchs Gebirge gemacht hatte, bezog er im 19ten Jahre, Ostern 1776, mit guten Schulkenntnissen versehen, die Universität Halle. Einige Freunde und Verwandten in Breslau hatten ihn, da sein väterliches Erbe fast gar nichts betrug, mit Gelde unterstützt, und er brachte den festen Vorsatz mit auf die Akademie, ein guter Theologe zu werden. Sein Studium verlor aber bald allen Reiz für ihn; er fing deshalb an, nachlässig im Besuchen der Vorlesungen zu werden, und fand viel mehr Geschmack an den Ergötzlichkeiten der in Halle studirenden Jugend, unter der er bald eben so geachtet, als beliebt war. So lange seine kleine

Baarschaft hinreichte, zeigte er sich uneigennützig gegen seine Kameraden, mehr freundschaftlich, als vorsichtig, mehr großmüthig, als häuslich. Besonders behaglich für seinen zur Freundschaft und Mittheilung geneigten Charakter waren ihm die damals noch sehr auf den Universitäten gebräuchlichen Commerce, und wenn etwas unter seinen Kameraden beschlossen und überlegt werden sollte, so warf er sich zum Sprecher auf. Er pflegte dann gewöhnlich in seine Reden viel Pathos zu legen, und seine Freunde hörten ihn sehr gern. Wenn seine Reden und Gründe nichts fruchten wollten, so pflegte er heftig zu werden, und sein jugendliches Feuer entlockte ihm beleidigende Aeußerungen, wodurch er sich einmal auch in ein Duell verwickelte.

In dieser Zeit wuchs seine Liebe zum Theater immer mehr, und als er ein und ein Vierteljahr in Halle gewesen war, wanderte er nach Leipzig, wo sich gerade der bekannte Brandes als Direktor der Dresdner Hofschauspielergesellschaft aufhielt. An diesen wandte er sich, wurde aber nicht angenommen. Da er ohne Geld war, so hätte er in kurzem wieder nach Halle zurück gehen müssen, wenn es ihm nicht ein ganz unerwarteter Zufall möglich gemacht hätte, länger in Leipzig zu bleiben, und so zu seinem Zwecke zu gelangen. Auf einem Spaziergange, den er, über sein Schicksal nachdenkend, anstellte, näherte sich ihm

ein junger Mann, und fragte ihn: ob er nicht ein Schlesier wäre? Als er dieß bejahte, fuhr der Fremde fort: „Sind Sie nicht aus Breslau?“ — Ja! — „Heißen Sie nicht Fleck?“ — Ja! — „Um Gottes Willen, Ferdinand! rief der Unbekannte, wie kommen Sie hieher?“ — Flecks etwas kümmerliche Kleidung bewog den Mann wahrscheinlich zu dieser Exklamation. Es war der ehemalige Schreiber seines verstorbenen Vaters, der hernach die Handlung erlernt, und damals Eigenthümer eines Gasthofes war, zu dessen Besitz er durch die Heirath mit einer jungen Witwe gelangte. Fleck hatte den gutmüthigen Mann kaum mit seinen Verhältnissen und Zwekken bekannt gemacht, als er von ihm mit nach Hause genommen wurde, und eine Wohnung und Beköstigung erhielt.

Fleck hatte in Leipzig die Gewogenheit der Madame Brandes sich zu erwerben gewußt, und diese bewog ihren Mann, ihn wenigstens in Hinsicht seiner Fähigkeiten für die Bühne zu prüfen. Brandes nahm ein Buch, und ließ Fleck daraus eine Stelle deklamiren. Dieser nahm alle Kraft zusammen, um die Eigenschaften geltend zu machen, die die Natur in seine Stimme gelegt hatte, und Brandes, der so etwas Ungewöhnliches bei dem jungen Menschen gar nicht erwartet hatte, wurde überrascht, und engagirte ihn — freilich nur mit zwei Thalern

wöchentlich. Im Jahre 1777 betrat Fleck zum erstenmale, in seinem 20sten Jahre, die Bühne, und machte viel Sensation. Vorzüglich hatte er Madame Brandes durch sein Spiel sehr eingenommen, die ihn deshalb beschenkte und mit Leibwäsche versah, woran er großen Mangel litt.

Das Heldenfach war eigentlich das Element, in dem Fleck sich groß zeigte. Unter Brandes Direktion mußte er einige Jahre lang in Dresden und Leipzig Liebhaberrollen darstellen, in denen er sich zwar auszeichnete, aber nicht mit seiner ganzen Kraft wirken konnte. Schröders glänzender Ruf in Hamburg, und ein Theater, das dieser seltene Mann dort dirigirte, welches unstreitig unter allen deutschen Bühnen damals das erste genannt werden konnte, zogen Fleck, der ernstlich auf Vervollkommnung seiner Kunst bedacht war, mächtig an sich. Er wandte sich an Schröder, der sich auch gleich bereit erklärte, ihn zu engagiren, und von seinen Talenten die beste Meinung hegte. Ein Beweis, wie viel er ihm zutraute, ist unstreitig, daß Fleck einige Rollen übernehmen mußte, worinn Schröder selbst geglänzt hatte, und das Publikum verkannte seine Verdienste nicht. Vorzüglich errang er als König Lear ungetheilten und lauten Beifall. Mit Kenntnissen bereichert, die seine großen mimischen Anlagen zur wahren Kunst umgeschaffen hatten, verließ er ums Jahr 1784 die

Hamburger Bühne, und kam unter vortheilhaften Bedingungen zur Döbblinischen Gesellschaft nach Berlin. Hier verflossen ihm ein paar sehr traurige Jahre, da die Finanzen des Direktors *) ziemlich in Unordnung gerathen waren, und Fleck von dem Dämon der Hypochondrie gefoltert wurde. Er verließ nun das Theater ganz, und verlebte etwa ein halbes Jahr bei einigen Bekannten auf dem Lande, in der Gegend von Freienwalde. Sorgenlosigkeit, starke Bewegung, eine regelmäßige Lebensart und das Glück, welches Fleck immer im Genusse der schönen Natur fand, gaben ihm bald seine verlornen Kräfte wieder, und machten es ihm möglich, mit Energie zu seiner theatralischen Laufbahn zurück zu kehren.

Unter Döbblins Direktion hatte Fleck die

*) Folgende Anekdote macht den Zustand, in dem sich Döbblin befand, auf eine tragisch-komische Weise anschaulich. Ein Tänzer, der bei Döbblin engagirt war, pflegte alle Freitage, wo er seine wöchentliche Löhnung erhalten sollte, mit dem ganzen Heere seiner Gläubiger zum bedrängten Direktor zu kommen. Er ließ sie dann unten vor dem Hause stehen, um Döbblin desto eher zu bewegen, ihn vorzüglich und zuerst zu befriedigen. Eines Freitags kam derselbe Zug, wie gewöhnlich, in Prozession vor seine Thüre, und Döbblin, dessen Kasse dießmal leerer als je war, riß, bei dem Andringen seines ungestümen Mahners, den Fensterflügel auf, und brüllte in die Straße hinaus: „O du, mein Jesus! du wurdest doch nur einen Freitag gekreuziget — mich kreuzigen sie alle Freitage!“

ersten und wichtigsten Rollen mit allgemeinem Beifalle vorgetragen, und sich durch seine mannigfaltigen Kenntnisse über alles, was das Theater betraf, viel Achtung erworben. Daher wurde er, als Berlin im Jahre 1786 ein Nationaltheater erhielt, Regisseur desselben, und blieb es bis an seinen Tod. Er verwaltete dieses Amt mit Ehre und Geschicklichkeit, und trug nicht wenig zur Kultivirung der dramatischen Kunst in Berlin bei. Als Künstler stieg jetzt sein Ruhm aufs höchste. Den Otto von Wittelsbach, Fiesko, Karl Moor, Makbet, so wie den Oberförster in den Jägern, spielte er, Schrödern ausgenommen, einzig. Sein wöchentlicher Gehalt war, außer einigen Gratifikationen, 36 Thaler; als Regisseur hatte er jährlich 300 Thaler, und eine Benefizvorstellung, die ihm leicht doppelt so viel einbringen mochte. Jetzt kam Ordnung in seine Finanzen, und er wählte im August 1793 eine junge Schauspielerin zur Lebensgefährtin, deren Talente unter seiner Leitung immer mehr ausgebildet wurden.

Im Jahre 1796 wurde Iffland Direktor des Berlinischen Nationaltheaters. Sein großer Ruf war diesem verdienten Manne schon vorangegangen. Die Zuschauer erstickten sich beinahe im Gedränge, wenn er auftrat, und er war, besonders in der edlern Komik, den Berlinern eine, auf ihrer Bühne nie gesehene Erscheinung. Fleck hatte Scharfblick

genug, die Wirkung zu berechnen, die Iffland's Spiel hervorbringen mußte. Die Talente dieses Mannes machten ihm eben sowohl sein Fach und seine Kunstwerther, als sie ihm Besorgniß für seinen eigenen Namen zu erregen im Stande waren. Die stärksten Beweggründe also für seinen edlen Stolz, den rühmlichsten Wetteifer zur Anspannung aller Kräfte zu erwecken. Fleck konnte als Schauspieler was er wollte, Iffland wollte, wenn er auftrat, immer was er konnte, und er konnte erschüttern, rühren, in Bewunderung setzen, zum Lachen bewegen, wie es die Rolle mit sich brachte. Welch ein Kampf mußte das werden bei solchen Nebenbuhlern — Das Publikum vergaß jedesmal den Abtretenden über den Erscheinenden, und standen Beide einander gegenüber, so fürchtete es den Augenblick, wo der Vorhang vor ihnen herab fiel. Zu einem entscheidenden Ausspruche konnte das Publikum nicht kommen, denn beide Künstler giengen eigene, ganz verschiedene Wege, und es war vielleicht kein anderer Punkt zu finden, wo sie zusammentrafen, als daß sie beide große Künstler waren.

Fleck mußte nur zu frühe die schöne Laufbahn verlassen, die er so glücklich wandelte. Ohngefähr im Herbste 1798 fieng er an über eine Spannung im Unterleibe und große Schmerzen im Kreuze zu klagen. Das Uebel nahm täglich zu, und verhinderte ihn zu-

letzt das Theater zu betreten. Er mußte im Herbste 1799 eine fürchterliche Operation aushalten, bei der er einen bewundernswürdigen Heldenmuth bewies. Als er nach seiner Genesung wieder das Theater betrat, empfieng ihn das gedrängt volle Haus mit tobender Freude. Doch die Freude war von kurzer Dauer, denn bald mußte er auf immer der Bühne entsagen, weil der Keim des Todes in seinem Innern lag. Nach langwierigen Schmerzen verschied er am 20sten Dec. 1801.

Natur und Studium hatten sich vereinigt, um aus Fleck einen vortrefflichen Schauspieler zu bilden. Alle Theile seines Körpers formirten zusammen ein schönes Ganzes. Die Form seines Kopfes war mehr lang als rund; seine Stirn breit und genialisch, sein Auge groß und feurig, voll Charakter in jedem Blicke, und, wie sein Haar, das den Kopf, ohne alle Kunst, anmuthig bekleidete, schwarz. Eben so schwarze Augenbraunen, die die weiße Stirn sehr verschönerten, gaben dem Kopfe viel Majestät. Nicht minder schön waren Nase, Mund und Kinn; das letztere zierte ein starker, dunkler Bart, der den Charakter der Männlichkeit besonders ausdrückte. Der Hals war stark und ganz besonders schön. Von dem Glanze eines asiatischen Fürstenstaates umgeben, drehte sich dieser Hals so sanft oder heftig, sprach in jeder seiner Bewegungen Liebe oder Zorn und Eifersucht oder Stolz so

deutlich aus, daß ein junger Künstler nicht seine Zuflucht zu griechischen Antiken zu nehmen brauchte, um die schönste Form eines Halses nachzubilden. Sein Gang hatte jedesmal ganz das Gepräge seiner Rolle; so wie überhaupt seine Personalität in seinem Spiele nie durchschimmerte, so war auch sein Schritt von dem Gange in seinem gewöhnlichen Leben sehr verschieden. In beiden herrschte jedoch Natur, nur daß er, nach Maaßgabe der darzustellenden Rolle, die ihm angebohrne Würde mehr oder weniger zu erheben suchte. Seine Stimme, mehr Bariton, als Baß, hatte einen sehr großen Umfang, Stärke und Wohlklang; war langsam, ohne je singend zu werden, und des Ausdrucks einer jeden Leidenschaft fähig. Fleck rührte und erschütterte mit seinem Organe, wie er wollte und mußte; vorzüglich gelang ihm auch tiefe, edle Schwärmerei. Dann hatte sein Ton etwas so unbeschreiblich Inniges, Herzangreifendes und Theilnahme Erregendes, daß auch die Augen der Männer in Thränen schwammen. Die Natur hatte Fleck auch eine schöne Sprache verliehen. Deutlichkeit, selbst in der höchsten Spannung des leidenschaftlichen Gefühls, überzeugte von der Vortrefflichkeit seiner Sprachorgane, und jeder dumpf ausgestoßene Laut, im zurückgehaltenen Schmerze, tönte ebenfalls verständlich aus dem Munde heraus.

So lange der Schauspieler mühsam Wort und

Perioden aus seinem Gedächtnisse hervorrufen muß, wird es ihm nicht möglich seyn, an die Kunst zu denken. Alle Anstrengung der Seele wird nur darauf gerichtet seyn, keinen Unsinn zu sagen, oder die Verlegenheit zu vermeiden, gar nichts sagen zu können. Fleck war hierinn sehr glücklich. Er memorirte seine Rollen überaus leicht, obgleich das Loos ihn fast immer traf, die längsten einstudiren zu müssen, und der Menge seiner Rollen ungeachtet, hatte sein Gedächtniß auch noch immer Raum genug, eine Menge von Ideen und Sachen zu fassen, die ihm bei einer großen Lektüre interessant wurden. Daher kam es denn auch, daß er sich seinem Spiele jedesmal mit so ganzer Seele hingeben durfte, indem er überzeugt war, sein treues Gedächtniß werde ihn nicht verlassen. Eine andere große, und dem Schauspieler unentbehrliche innere Eigenschaft Flecks war seine feurige und lebendige Phantasie. In großen, erhabenen und furchtbaren Scenen, wo Schrecken und Entsetzen auszudrücken war, kam ihm diese Phantasie sehr zu Hülfe, und sein gebildeter Schönheitssinn machte es ihm leicht, das Eigenthümliche einer jeden Rolle erst heraus zu finden, das weniger Ausgezeichnete diesem Eigenthümlichen, so viel als möglich, nahe zu führen, und dann die Darstellung von seiner eigenen Personalität nach allen Kräften zu trennen. In keiner Rolle glänzte er mehr, als in Schillers Wallenstein. Die Tiefe und Größe dieses Charakters,

seine tragische Würde und die edle rythmische Diktion entsprachen völlig dem Ideal, das sich Fleck schon längst in seinem Geiste von einer Rolle entworfen hatte, die ihm die höchste Anstrengung kosten, aber auch seine Apotheose herbeiführen sollte. Er lebte für diesen Charakter, konnte sich stundenlang von diesem Stücke unterhalten, ohne zu ermüden, und hielt es für das erhabenste Kunstwerk und das bewährteste Dokument deutscher Größe. Es war kein Zug in Wallenstein, der nicht seinem Genie und seinen persönlichen Eigenschaften völlig entsprach; er war für ihn geschrieben, und ist auch vielleicht mit ihm gestorben.

Als Mensch besaß er mancherlei vorzügliche Eigenschaften. Er war lebhaft, heftig und leidenschaftlich, aber auch sehr gutmüthig, wohlthätig und edel. Seine Gattin liebte er sehr zärtlich, und seine Kinder hatten an ihm den liebreichsten Vater. Die Wissenschaften, auch die ernstern, waren häufig der Gegenstand seiner Beschäftigungen. Vorzüglich liebte er theologische Lektüre. Er schätzte den Theologen Johann Arendt sehr, und konnte sich rühmen, die auserwähltesten Kanzelredner unserer Zeit gelesen zu haben. Die Bibel ist von ihm mehreremale, und zwar noch einmal in Berlin, seiner vielen Geschäfte ungeachtet, durchgelesen worden. Dogmatische Spitzfindigkeiten und exegetische Grübeleien waren freilich nicht nach seinem Geschmacke; ihn beschäftigte bloß

das System der christlichen Moral und der Gedanke, sich eine Ueberzeugung von denjenigen Sätzen unserer Religion zu verschaffen, die auf sein inneres Glück wesentlichen Einfluß hatten. Der Glaube an eine Vorsehung und an eine Fortdauer nach dem Tode waren Lieblingsgegenstände seiner ernsthaften Unterhaltungen im vertrauten Kreise seiner Freunde.

Thomas Blacklock.

Ein blinder schottischer Dichter.

Blacklock gehört zu den merkwürdigen Menschen, welchen, gleich jenem Sänger in der Odüssee, die Unsterblichen Ein Schlimmes und Ein Gutes beschieden; jenes, indem sie ihn des Gesichtssinns beraubten; dieses, indem sie ihm die süße Gabe des Gesanges verliehen. In so fern er aber nicht erst im Alter, oder doch wenigstens in reifern Jahren, sondern schon in den ersten Monaten seines Lebens der Augen beraubt, und gleichwohl durch diesen Unfall nicht gehindert wurde, dem besten beschreibenden Dichter seines Vaterlandes sich beizugesellen, in so fern gehört er allerdings zu den außerordentlichsten Erscheinungen der physischen und moralischen Welt.

Blacklock ward zu Annan in Schottland am 10ten November 1721 gebohren. Sein Vater war ein Maurer, die Mutter war die Tochter eines Bich-

händlers, beide hatten einen unbescholtenen Ruf, und schienen nicht ganz ohne Bildung zu seyn, welches in einem Lande, wo der Unterricht wohlfeil und das Eigenthum sehr zerstückelt ist, bei Personen dieses Standes überhaupt häufiger gefunden wird, als anderswo. Noch war der kleine Thomas nicht sechs Monate alt, als er durch die Kinderblattern des Gesichts gänzlich und unwiederbringlich beraubt wurde. Dieser jammervolle Zustand machte ihn für immer unfähig, irgend einen mechanischen Beruf zu erlernen. Für eine höhere Lebensart ihn zu erziehen, fehlte es an Mitteln. Der gute Vater behielt seinen Sohn demnach zu Hause, und begnügte sich, die Lust zu Büchern, die der Knabe frühzeitig äußerte, dadurch zu nähren, daß er ihm vorlas, was er von Büchern habhaft werden konnte, Anfangs die gewöhnlichen Kinderschriften, nach und nach ein und anderes Bruchstück aus den Dichtern des Landes. Auch seine kleinen Kameraden wußte der Knabe durch angebohrne Artigkeit, natürliche Gutmüthigkeit und das Interesse seines Mißgeschicks dermaßen zu interessiren, daß sie es sich nicht verdrießen ließen, ihm, mit Aufopferung ihrer Spielstunden, alles vorzulesen, was zu seiner Unterhaltung und Belehrung dienen mochte. Allein schon jetzt zog er die Lektüre der Dichter jeder andern vor. Milton, Spenser, Prior, Pope, Addison und sein Landsmann Ramsay versetzten ihn in ein unaussprechliches Entzücken. Nicht lange, so

regte sich der Trieb in ihm, so großen Mustern nachzueifern, und schon in seinem zwölften Jahre äußerte sich sein vorzügliches poetisches Talent auf die unzweideutigste Art.

Thomas hatte das neunzehnte Jahr erreicht, als sein Vater durch den zufälligen Einsturz einer, seinem Schwiegersohne gehörigen, Malzdarre erschlagen wurde. Dieser Unfall, statt daß er den blinden, dürftigen, von Körper schwächlichen und von Gemüth äußerst zart fühlenden Jüngling gänzlich hätte niederwerfen und für immer in die hülfloseste Dunkelheit hinabdrücken sollen, diente vielmehr, ihm mehrere Gönner und Beschützer zu wecken, deren großmüthige Unterstützung ihm Vortheile verschaffte, die sich bei einem langen Leben seines Vaters ihm schwerlich eröffnet haben möchten.

Schon jetzt fieng er an in seiner Gegend, für einen jungen Mann von ungemeinem Genie zu gelten. Dieß Genie ward freilich zur Zeit noch durch keine Art von gelehrter Bildung unterstützt; es wäre denn, daß man das Bischen Latein, was er seinen Kameraden abgelauscht, und die oberflächliche Bekanntschaft mit einigen englischen Klassikern, dafür angesehen wissen wollte. Nichts desto weniger waren schon jetzt manche poetische Produkte von ihm im Umlauf, welche den Kreis seiner Freunde und Bekannten nicht wenig erweiterten. Von

ungefähr bekam ein angesehener Edinburgischer Arzt, Stevenson, einige von des jungen Mannes poetischen Arbeiten zu Gesichte, und sogleich entwarf er den wohlthätigen Plan, ihn nach Edinburg zu ziehen, um dort die Entwickelung seiner Talente zu befördern. Blacklock kam im Jahre 1741 dahin, und widmete vier Jahre den Studien, bis ihm die Rebellion des englischen Kronprätendenten nöthigte, in seine Heimath zurück zu kehren, wo er 1746 eine kleine Sammlung seiner Poesien edirte. Bald darauf kehrte er nach Edinburg zurück, und setzte seine Studien sechs Jahre lang ununterbrochen fort. Unter den wichtigen Männern, die er hier kennen lernte, war auch der berühmte David Hume, der mit der ihm eigenen Humanität und Menschenfreundlichkeit des blinden Jünglings sich mit großem Eifer annahm. Durch seine Vermittlung erschien 1756 in London eine Quartausgabe der Blacklockschen Gedichte, mit einem interessanten Aufsatze über des Verfassers Leben und Charakter.

Mittlerweile hatte Blacklock sich eine gründliche Kenntniß der gelehrten Sprachen und auch des Französischen zu eigen gemacht. Die Philosophie und Theologie hatte er mit dem besten Erfolge studirt, und überhaupt keine gemeinnützige Kenntniß verabsäumt, zu welcher nur nicht seine Blindheit ihm den Zugang schlechterdings verschloß. Mit großem Eifer studierte

er 1757 die Theorie der schönen Redekünste, um jungen Leuten, die sich der Kanzel oder den Schranken widmeten, oratorische Vorlesungen halten zu können. Da aber Hume, dem er seinen Plan mittheilte, und ihn um dessen Beförderung ansprach, die Ausführbarkeit oder Ergiebigkeit desselben bezweifelte, so entsagte er dem Gedanken, und beschloß, sich hinfort ausschließend zum Dienste der Kirche vorzubereiten. Nachdem er nun eine geraume Zeit dem theologischen Studium mit großem Fleiße obgelegen, erhielt er 1759 die Freiheit zu predigen.

Predigten zu machen, war von nun an eine seiner liebsten Beschäftigungen, auch gewann er bald als Kanzelredner einen nicht geringen Ruf. Zur Erleichterung seiner hülflosen Lage heirathete er 1762 die Tochter eines Wundarztes zu Dumfries. Diese Verbindung fiel ganz so aus, wie es Blacklock nur immer wünschen konnte. Sie wurde der Trost seines Lebens und sein Labsal im Leiden. Sie gewährte ihm nicht nur die Zärtlichkeit einer Gattin, sondern auch die Fürsorge und Pflege einer Führerin und Freundin. Wenige Tage nach der Hochzeit ward er als Pfarrer des Kirchspiels Kirkcudbridge ordinirt; allein die Eingepfarrten des Kirchspiels weigerten sich so hartnäckig, ihn als ihren Prediger anzuerkennen, daß nach einem zweijährigen verdrießlichen Rechtshandel die Sache zuletzt durch einen gütlichen Vergleich dahin

vermittelt ward, daß Blacklock der Pfarre entsagte, und dagegen einen mäßigen Jahrgehalt annahm. Er zog damit nach Edinburg, und hier brachte er den Rest seiner Tage zu. Um sich einen anständigen und sorgenlosern Unterhalt zu verschaffen, beschloß er, junge Leute ins Haus und in die Kost zu nehmen, und gelegentlich deren Studien in Sprachen und in der Philosophie zu leiten. Bei dieser Lebensweise beharrte er wirklich bis zum Jahre 1787, wo Alter und zunehmende Schwäche ihn erinnerte, daß es Zeit sey, den Geschäften zu entsagen, und den Ueberrest seiner Tage in Ruhe zuzubringen.

Während der 23 Jahre, in welchen Blacklock das Geschäffte eines Jugendlehrers betrieb, hat er ausnehmend viel Gutes gestiftet: kein Lehrer hat wohl jemals seinen Zöglingen, kein Hausvater wohl jemals seinen Hausgenossen angenehmer seyn können, als es Blacklock den Seinigen war. Die Milde seines Temperaments, die nie verdunkelte Güte seines Herzens, seine warme Theilnehmung an der Zufriedenheit aller, die ihn umgaben, fesselten die Herzen seiner Zöglinge an ihn; und die ausgesuchte Gesellschaft, die sich häufig bei ihm versammelte, gewährte den jungen Leuten, die seiner Bildung anvertraut waren, einen Vortheil, worauf bei Instituten dieser Art äußerst selten zu rechnen ist. Im Kreise seiner Freunde schien er den Mangel des köstlichsten Sinnes überall nicht zu

empfinden. Mit der Munterkeit eines Jünglings mischte er sich in die Scherze, Spiele und launigten Einfälle der Gesellschaft. Es war ein anziehender, und gewissermaßen rührender Anblick, diesen mit Kenntnissen reichlich ausgesteuerten, von genialischem Feuer durchflammten, von Frömmigkeit und Unschuld umleuchteten Blinden den Druck seiner eigenen melancholischen Lage überwältigen, und des Wohlbefindens Anderer, wie seines eigenen, genießen zu sehen. Unter seinen Hausgenossen befanden sich viele Studenten der Arzneikunde aus England, Irland und Amerika, die den Eindruck, welchen ihr tugendhafter Freund und Führer auf ihr Herz gemacht, zeitlebens mit wahrer Pietät bewahrten und nicht aufhörten, in welche Weltgegenden ihre Bestimmung sie auch rufen mochte, ihn mit schriftlichen Zusicherungen ihrer fortdaurenden Verehrung zu erfreuen. — Die Universität zu Aberdeen gab ihm dadurch einen Beweis ihrer Achtung, daß sie ihm 1766, ohne das mindeste Zuthun von seiner Seite, die Würde eines Doktors der Theologie ertheilte.

Seine Lebensweise war so gleichförmig, daß die Geschichte Eines einzigen Tages oder Einer einzigen Woche im Grunde die Geschichte eines großen Theils seines Lebens liefert. Lesen, Spaziren, Musiciren, Schwatzen und Streiten füllten den größten Theil seiner Zeit aus. Angenehm war es, Blacklock in ei-

nen Streit verwickelt zu sehen, indem es unmöglich ist, mit größerer Gleichmüthigkeit und einer mehr schonenden Mäßigung zu disputiren, als es diesem sanftmüthigen Manne eigen war. Stundenlang konnte er mit vieler Wärme einen Satz vertheidigen, aber nie entschlüpfte ihm ein zorniges Wort. Wie auch sein Gegner sich gebehrden mochte, behauptete er unverrückt sein Gleichgewicht. Gleichwohl war er äusserst empfindlich gegen alles, was ihm üble Behandlung däuchte; es mochte nun ihn selbst, oder seine Freunde betreffen; immer beschränkte sich jedoch seine ganze Rache auf einige satyrische Verse, die gemeiniglich gleich darauf verbrannt wurden.

Die Tonkunst, diese reiche Quelle des Vergnügens für jeden nachdenkenden und gefühlvollen Menschen, die aber dem Blinden mehr als das, die für ihn gewissermaßen eine Schöpferin neuer Ideen und Empfindungen seyn muß, hatte für Blacklock unendlichen Reiz. Auch spielte er selbst ganz leidlich auf mehrern Instrumenten, besonders auf der Flöte. Gewöhnlich trug er ein kleines Flageolet bei sich, auf dem er gelegentlich seine Lieblingsstückchen abbließ. Auch hatte er es gerne, wenn man ihn in Gesellschaften aufforderte zu singen und zu spielen: ein natürliches Gefühl für einen Blinden, der auf solche Weise ebenfalls seinen Beitrag zum gesellschaftlichen Drama liefert.

Im Jahre 1774 ließ Blacklock eine heroische Ballade in vier Gesängen drucken, unter dem Titel: Der Graham. Er habe, sagt der Verfasser in dem kurzen Vorberichte, diese Arbeit unternommen und ausgeführt, um in schlaflosen Nächten und melancholischen Stunden sein Gemüth von der niederschlagenden Erinnerung vergangener Unfälle, und von dem stechenden Gefühle gegenwärtiger Unbequemlichkeiten abzulenken. Die eingestandene Absicht des Gedichtes ist, die Einwohner des nördlichen und südlichen Britanniens zu wechselseitiger Annäherung und brüderlichem Einverständniß zu ermuntern. Es sind daher die unglückseligen Folgen ihrer ehemaligen Feindseligkeit hin und wieder in ziemlich grellen Farben ausgemahlt. Der Graham ist eine rührende Geschichte, worinn Liebe und Eifersucht die Hauptrolle spielen. Die Fabel ist recht gut erfunden: die Erzählung lebhaft; die Charaktere treten sattsam hervor; die Sitten sind dem Zeitalter, worinn das Stück spielt, genau angemessen. Etwas zu lang ist es vielleicht ausgesponnen, wie denn auch die Stanze, darinn es geschrieben wurde, weder dem Stoffe sonderlich zusagt, noch dem Ohre eben schmeichelt. Es war dieß die letzte Druckschrift, die Blacklock dem Publikum unter seinem Namen mittheilte. Seine Gesundheit, die von jeher schwächlich gewesen, fieng nun an, sichtbarlich zu verfallen. Er klagte häufig über Trübsinn und Niedergeschlagenheit; wie auch über gelegentliche

Anwandlungen von Taubheit, die zwar nie sehr heftig wurden, gleichwohl aber für einen Menschen, der fast einzig nur vermittelst des Gehörsinnes mit der äußern Welt im Zusammenhange stand, äußerst beunruhigend seyn mußten. Mitten unter so vielen körperlichen Leiden und Gemüthsbeängstigungen verließ ihn weder seine angebohrne Milde und Duldsamkeit, noch das tröstende Vertrauen auf die Vorsehung, welche während eines langen und drangsalsvollen Lebens ihn nie versäumt hatte. Im Sommer 1791 empfand er gewisse fieberhafte Beschwerden, die anfangs unbedeutend schienen, und in der That nie ein sehr drohendes Ansehen gewannen. Gleichwohl waren sie stark genug, um einen so wenig zum Widerstande geeigneten Bau niederzuwerfen; und nach einer kaum einwöchentlichen Krankheit entschlief Blacklock am 7ten Julius 1791 im 70sten Jahre seines Alters.

Es erregt Erstaunen, daß ein von Jugend auf blinder Mann nicht nur Griechisch, Lateinisch, Italiänisch und Französisch bis zu einer beträchtlichen Vollkommenheit lernen, sondern auch in seinen Gedichten, die doch ihre Schönheit größtentheils von Anspielungen auf sichtbare Gegenstände empfangen, so richtig schildern konnte. Die verschiedenen Gattungen seiner Gedichte sind Oden, Hymnen, Episteln, Balladen, Lieder u. a. m. Man findet in ihnen alle die Eigenschaften, welche ächtes Dichtertalent bezeichnen, Fan-

tasie, Zartheit und bisweilen Hoheit in den Gedanken; Eleganz und oftmals Kraft in der Sprache. Sie athmen dabei den reinsten Geist der Frömmigkeit, der Tugend und des Wohlwollens. Bewundernswürdig war die Schnelligkeit und Fertigkeit, womit er seine Verse machte. Oft dictirte er dreißig bis vierzig Zeilen so schnell, als der Amanuensis schreiben konnte, und gewiß keine schlechte. Auch in Prosa hat Blacklock manches geschrieben, das seinem Geiste Ehre macht. Dahin gehören mehrere Beiträge zur Britannischen Encyklopädie, unter andern der interessante Artikel: der Blinde.

Gottfried August Bürger.

Professor der Philosophie in Göttingen.

Bürger war der Sohn des Pfarrers zu Wolmerswende im Halberstädtischen, gebohren 1748, in der ersten Stunde des Jahrs, unter den Gesängen, womit man nach alter Sitte das angekommene neue Jahr vom Kirchthurm herab zu begrüßen pflegte. Sein Vater, der 1765 als Pastor zu Westdorf bei Aschersleben starb, besaß mancherlei nützliche Kenntnisse, war dabei ein guter, ehrlicher Mann; aber er liebte eine ruhige Bequemlichkeit und seine Pfeife Taback so sehr, daß er immer erst einen Anlauf nehmen mußte, wenn er einmal ein Viertelstündchen auf den Unterricht seines Sohnes verwenden sollte. Diesen schalt er öfters einen dummen Jungen, da es mit dessen leiblichem und geistigem Wachsthum ziemlich langsam von statten gieng. Bis in sein zehentes Jahr lernte der Knabe durchaus weiter nichts als Lesen und Schreiben; behielt aber mit großer Leichtigkeit im Gedächt-

nisse, was er sowohl in der Bibel als im Gesangbuche las. Er liebte vorzüglich die historischen Bücher, die Psalmen und Propheten, am allermeisten aber die Offenbahrung Johannis. Oefters suchte er die Einsamkeit, besonders in der offenen Natur, und liebte schon die schauerlichen Gefühle, welche Dämmerung, dunkle Wälder und menschenleere Oerter einzuflößen pflegen.

Noch ehe er ordentlich schreiben konnte, fieng er an — Verse zu machen, und sein gutes Ohr traf wenigstens allemal richtig das Metrum. Desto saurer wurde ihm das Latein; trotz aller Schläge, und aller Anstrengungen von seiner Seite konnte er nach zwei Jahren noch nicht Mensa dekliniren, ob er gleich, wie er meinte, das ganze Gesangbuch ohne Schwierigkeit auswendig gelernt haben würde. Man schickte ihn zu dem Informator der Kinder eines benachbarten Predigers. Zum Unglück waren aber die Zöglinge desselben schon gar zu weit vor ihm voraus, und während der Lehrer jenen den Virgil erklärte, wurde diesem Langens Grammatik in die Hand gegeben, um die Deklinationen daraus zu lernen. Aber, wenn er gleich seine Augen wohl auf die Grammatik richten mußte, so waren doch Geist und Ohr immer mit den poetischen Brocken beschäftigt, welche bei der Erklärung des Virgil abfielen. Da nun dabei nichts rechtes herauskam, so sandte man ihn in einem Alter

von zwölf Jahren zu seinem Großvater nach Aschersleben, um da in die Schule zu gehen. Hier lernte er ein wenig mehr Latein, und machte nebenher Gedichte. Einst verfertigte er auf den ihm anstößigen ungeheuren Haarbeutel eines Primaners ein Epigramm, welches eine solche Wirkung auf den Herrn des Haarbeutels machte, daß es in der Schule zum Handgemenge kam. Diesem machte der Rektor ein Ende, und bestrafte, nach angestellter Untersuchung den Epigrammatisten mit so derben Schlägen, daß der Großvater desselben den Rektor verklagte, und seinen Enkel aus der Schule nahm.

Das Pädagogium zu Halle wurde jetzt dazu gewählt, dem jungen Dichter mehr Schulkenntnisse zu verschaffen. Dieser verübte hier manchen muthwilligen Streich, ohne aber dabei ein böses Herz zu verrathen. Mit dem Lernen wollte es auch hier nicht recht vorwärts gehen, und es fesselten ihn unter den Lektionen nur die poetischen Uebungen, die einer der Lehrer mit seinen Schülern anzustellen pflegte. Ueberhaupt pflegte Bürger öfters zu versichern: das Lernen hätte ihm nie die geringste Mühe oder Anstrengung gekostet; es wäre auch sehr wenig, was er von Lehrern und aus Büchern gelernt hätte, da es ihm immer in den Lehrstunden an Aufmerksamkeit, und außer denselben an Geduld gefehlt, ein Buch anhaltend auszulesen. Er müßte sich oft innerlich wundern, wenn

er einen Blick in die Vorrathskammer seiner Kenntnisse thäte, wie und wo der Plunder alle hinein gekommen? das Meiste wäre ihm hier und da und dort und überall wie von selbst gleichsam angeflogen.

Bürger war von seinem Großvater zum Theologen bestimmt, und darum gieng er im Jahre 1764 vom Pädagogium zur Hallischen Universität über. Das theologische Studium entsprach zwar seiner Neigung nicht im mindesten, indessen fügte er sich doch anfangs nach dem Willen des Großvaters, und predigte auch wirklich einmal in einer Dorfkirche unweit Halle. Während des Aufenthalts auf dieser Akademie fand er einen Freund und Gönner an dem Professor und Geheimen Rath Klotz, welcher der alten Literatur, den schönen Künsten und schönen Geistern mit Wärme zugethan war, und immer eine Anzahl lebhafter Köpfe um sich her zu versammeln, ihren Geschmack für das Schöne zu bilden und mit ihnen auf einen vertrautern Fuß umzugehen pflegte. Bürger studierte zwar die alten Schriftsteller nicht ohne Fleiß; aber theologische Hörsäle scheint er wenig besucht, und dagegen, nach lustiger Studenten Art, zuweilen geschwärmt zu haben. Sein Großvater erfuhr es, und rief ihn zornig von Halle zurück. Aber es muß dem geliebten Enkel doch gelungen seyn, den Zorn des Großvaters zu besänftigen; denn dieser erlaubte ihm, nicht allein Ostern 1768 nach Göttingen zu ge-

hen, sondern auch die seiner Neigung so wenig entsprechende Theologie mit der Jurisprudenz zu vertauschen. Das neue Studium ward einige Zeit mit ziemlichem Fleiße betrieben, und Bürger lernte wenigstens seine Pandekten recht gut verstehen. Er gerieth aber allmählig in die Schlingen einer Verführerin, und verlor nach und nach den Hauptzweck seines Aufenthalts in Göttingen so sehr aus den Augen, daß der Großvater, der alles erfuhr, nach und nach seine Hand von ihm abzog, und ihn, den er für einen ohne Rettung verlornen Menschen ansah, ganz ohne Unterstützung ließ.

Es war ein Glück für den Verirrten, daß einige geistvolle junge Leute, die seinen Werth wenigstens zu ahnen wußten, sich seiner annahmen, und ihm ihr Herz nicht entzogen — noch besser aber wars, daß er durch einen rüstigern Liebhaber bei der Zauberin, die ihn auf Irrwege geleitet hatte, verdrängt wurde. Er warf sich wieder in das Studium der alten Literatur, und machte nebenbei Verse, die aber im Zirkel seiner Freunde wenig geachtet wurden. Aber einst hatte er in einer Gesellschaft auf dem Zimmer eines seiner Freunde einen Abend froh hingebracht, und seinen Ueberrock zurück gelassen. Diesen foderte er am andern Morgen in einer burlesken, aber geistvollen Epistel in Versen wieder. Seine Freunde fanden in dieser Epistel viel Genialisches und meinten, er hätte

hier vielleicht zufällig die Art getroffen, in der er in der Folge etwas Vorzügliches leisten könnte. Dadurch wurde er zu ähnlichen Versuchen ermuntert, und sein nächster war das erste von ihm gedruckte Lied: Herr Bacchus ist ein braver Mann ꝛc. welches unverändert, so wie es niedergeschrieben worden war, bekannt gemacht wurde. Er las nun in der Gesellschaft seiner Freunde die besten Muster der Alten und Neuen, der Franzosen, Engländer, Italiäner und auch der Spanier, deren Sprache sie mit großem Eifer und zum Theil ohne Lehrer lernten. Besonders war Shakespear so sehr ihr Liebling und Muster, daß sie in ihrem Zirkel nur in seinen Ausdrücken zu reden pflegten. Einige von ihnen, unter denen sich auch Bürger befand, feierten einmal Shakespears Geburtstag mit so öffentlichem Jubel, daß sie ihren Rausch auf dem Karzer ausschlafen mußten.

Bürger gehörte zu den jungen Gelehrten, die um 1771 in Göttingen eine Art poetischer Gesellschaft errichtet hatten, um sich durch gegenseitige Unterstützung und Kritik in der Bildung ihres Geschmacks und in der Kunst weiter zu bringen — eine Gesellschaft, woraus in der Folge mehrere berühmte Dichter hervorgegangen sind. Es waren vornehmlich: Boie, Joh. Martin Miller, Hölty, Heinrich Voß, Christian und Friedrich Leopold von Stollberg, Karl Fr. Kramer, Leise-

witz ꝛc. Keiner trug aber zur Ausbildung Bürgers mehr bei, als Boie, dem er immer mit der wärmsten Freundschaft anhieng. Unter dem Tadel desselben erhielten seine Poesien immer mehr Korektheit und Vollendung, indem er ihm naß aus der Feder alles brachte, was er schrieb, sich gegen dessen Kritiken manchmal herzhaft wehrte, und in der ersten Freude über ein gelungenes Stück ihn oft komisch beschwor, doch ja keinen Fehler darin zu finden. Dadurch lernte er die Kunst, de faire difficillement des vers, und in der Folge versicherte er öfters: „Er hätte seinen Dichterruhm nicht sowohl ungemeinen Talenten, als vielmehr der großen Mühe und dem langen unverdrossenen Gebrauche der Feile bei seinen Kunstwerken, zu verdanken. Dazu triebe ihn ein gewisser Geschmack an, dem selten etwas ganz Schlechtes genügte. Das wäre aber der Fehler der meisten mittelmäßigen Dichter, daß sie sich in jede Geburt ihrer Muse sogleich verliebten, und sie keiner weitern Verbesserung bedürftig oder empfänglich glaubten. Wenn alle, bei richtigem Geschmacke, so viel Fleiß anwendeten, als er: so würden selbst die Mittelmäßigen endlich gute Gedichte zu Stande bringen können. Seine besten Gedichte hätten ihm gerade auch die meiste Anstrengung beim Ausbessern gekostet.“ — Er veränderte nicht blos einzelne Wörter und Zeilen, sondern es blieb oft, wie er zu sagen pflegte, kein Stein auf dem andern.

Bisher hatte Bürger mit Nahrungssorgen gekämpft; endlich aber brachte es sein Freund Boie nach vielen Schwierigkeiten dahin, daß ihm im Jahre 1772 die Stelle eines Justizbeamten zu Altengleichen im Fürstenthum Kahlenberg übertragen wurde. Die Freunde des Dichters sahen zwar recht gut ein, daß diese Stelle sich für ihn eigentlich gar nicht schickte; daß sie einen Mann von so lebhaftem Geiste weder befriedigen, noch angenehm beschäftigen könnte: aber Bürger hatte nicht zu wählen, und sie schien wenigstens seiner gegenwärtigen traurigen Lage ein Ende zu machen. Eigentlich sollte dieses Aemtchen auch nur Zuflucht, nur Rettung aus dringender Noth seyn; man hoffte, daß es Bürgern doch Muße geben werde, in welcher sich sein Genie vollends entwickeln könne, um dann ein poetisches Meisterstück hervorzubringen, das ihm die Aufmerksamkeit des Publikums und einen größern Wirkungskreis verschaffen sollte. Der gute Großvater wurde nun auch wieder versöhnt, bezahlte die in Göttingen gemachten Schulden, und kam, als das neue Amt angetreten werden sollte, selbst, um den Enkel bei seiner Einrichtung zu unterstützen, und die erforderliche Kautionssumme zu erlegen. Dieß Geld wurde unglücklicherweise einem gewissen Hofrath Liste, einem angeblichen Freunde unsers Dichters, anvertrauet, der ihn nachher um mehr als 700 Thaler betrog — ein Unfall, welcher den Grund zu Bür-

gers zerrütteter ökonomischer Lage legte, mit der er zeitlebens kämpfen mußte.

Indessen war der Aufenthalt auf dem Lande für die Entwickelung seines poetischen Talents nicht ungünstig, und schon im ersten Winter entlockte er — durch einen besondern Zufall in Flammen gesetzt — seiner Leyer einen Gesang, der bald in ganz Deutschland wiedertönte. Einst hörte er im Mondscheine ein Bauermädchen singen:

Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Feines Liebchen, graut dir nicht?

Diese Worte tönten immer in seinem Ohre, und wirkten so auf seine Einbildungskraft, daß er schnell einige Strophen von der einige Monate nachher vollendeten Leonore entwarf, welche Boie'n, dem er sie mittheilte, so sehr bezauberten, daß dieser ihm keine Ruhe ließ, bis das Stück fertig war. Mit dieser Vollendung gieng es freilich sehr langsam, und es blieben immer einzelne Strophen, die erst zuletzt ein Faden an einander reihte. Dieses so berühmt gewordene Gedicht äußerte seine volle Wirkung zuerst in dem poetischen Zirkel zu Göttingen, dem nichts davon verrathen worden war. Als es vorgelesen wurde, und Bürger bei der Stelle:

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Gieng's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.

mit seiner Reitgerte an die Thür des Zimmers schlug, sprang Friedrich Stolberg in vollem Schrecken vom Stuhle auf. Bürger, der bisher nur mit ängstlicher Besorgniß an das Schicksal eines von aller konventionellen Form so abweichenden Gedichtes gedacht hatte, glaubte nun selbst etwas Gutes hervorgebracht zu haben, und es wurde ihm, als er bald nach dem Abdrucke eine Reise in sein Vaterland machte, die Freude, in einer an seine Schlafkammer stoßenden Bauernstube seine Leonore vom Schulmeister, unter dem lautesten Beifalle der ländlichen Zuhörer, vorlesen zu hören. Aber auch bei dem gebildeteren Publikum machte dieses Gedicht Aufsehen, und verschaffte seinem Urheber eine nicht geringe Celebrität, welche sich durch zahlreich einlaufende Briefe aus verschiedenen Gegenden von Deutschland ankündigte.

Im Jahre 1774 verheirathete sich Bürger mit der ältern Tochter eines hannöverschen Beamten zu Niedeck, Namens Leonhart, und zog mit dieser jungen Gattin nach Wölmershausen, einem Dorfe seines Amts, denn bis dahin hatte er zu Gelliehausen gewohnt. Die ersten Jahre, welche er auf dem Lande

verlebte, scheinen für ihn, wenn auch nicht ganz glücklich, doch nicht ohne zufriedene Tage und Stunden gewesen zu seyn. Als aber mit dem Anwachs seiner Familie sich seine Bedürfnisse mehrten, ohne daß die Einnahme in gleichem Verhältnisse zugenommen hätte, so wünschte er immer sehnlicher eine Verbesserung seiner Umstände. Durch die Sammlung seiner Gedichte, im Jahre 1778, war zwar sein Dichterruhm in ganz Deutschland verbreitet worden, aber seine Lage blieb die nämliche. Einst faßte er den etwas kühnen Entschluß, an Friedrich den Grossen zu schreiben, und ihn um eine seiner Fähigkeiten angemessene Versorgung in den preußischen Staaten zu bitten. Der König befahl sofort seinem Großkanzler, Bedacht darauf zu nehmen, und dieser eröffnete Bürgern in einem sehr gutigen Schreiben: Wie er ihm gern eine Stelle anbieten wollte, die sich ganz für ihn schickte; da aber eine solche gerade jetzt nicht offen wäre, so bäte er ihn, sich nur noch einige Zeit zu gedulden. Gleichwohl wurde Bürgers Hoffnung nie erfüllt, vermuthlich weil ers versäumte, sich zur rechten Zeit wieder zu melden.

Ein unglückliches Mittel, sich aus den drückenden Nahrungssorgen herauszuziehen, war die Uebernahme einer Pachtung zu Appenrode, im Jahre 1780. Bürger war nicht zum Landwirthe gemacht, es trafen ihn mancherlei Unglücksfälle obendrein, und so

mußte er nach drei Jahren die Pachtung mit dem Verlust von einigen tausend Thalern aufgeben. Gleich darauf hatte er den Verdruß, daß er auf die Angebereien seines falschen Freundes Liste, von dem Herrn von Ußlar, seinem Gerichtsherrn, angeklagt wurde, sein Amt nicht ordentlich und treu verwaltet zu haben. Er vertheidigte sich zwar gegen diese Beschuldigungen in einer eignen Klagschrift, legte aber dennoch im Jahre 1784 sein Amt nieder, nachdem kurz vorher seine gute und edle Gattin an der Schwindsucht gestorben war.

Bürger war jetzt zwar wieder frei; aber wenn er sich zwölf Jahre vorher genöthigt sah, ein Amt anzunehmen, um zu leben: so war das Bedürfniß eines sichern Unterhalts jetzt noch dringender für ihn, weil er Kinder hatte. Auf der andern Seite war ihm die Art seiner bisherigen Amtsgeschäfte, die ihm nie viel Vergnügen gemacht hatte, nun vollends zuwider geworden. Er wünschte, sich künftig ganz seinen Lieblingswissenschaften widmen zu können. Zu diesem Ende beschloß er, sich wieder nach Göttingen zu begeben, daselbst die Herausgabe seines Musenalmanachs, den er seit 1779 jährlich edirte, zu besorgen, und fürs erste als Privatlehrer Vorlesungen über Aesthetik, deutschen Styl und ähnliche Gegenstände zu halten. Manche seiner Freunde widerriethen es ihm, weil sie glaubten, Göttingen wäre gar nicht der Ort, an welchem er

gedeihen könnte. Aber er meinte damals nirgends so gute Aussichten für sich zu finden, als in Göttingen. Zunächst glaubte er darauf rechnen zu dürfen, durch Kollegia, Privatunterricht und andere gelehrte Arbeiten so viel zu verdienen, als er zum Unterhalte brauchte; und in der Folge hoffte er, würde die Regierung ihn als öffentlichen Lehrer der schönen Wissenschaften anstellen und mit einem Gehalte versehen — was ihm wenigstens zur Hälfte fehlschlug; denn er ward zwar 1789 Professor, aber Gehalt hat er nie bekommen. Eine außerordentliche Professur war die einzige Belohnung, welche von der Georgia Augusta dem Manne dargebracht wurde, der Deutschlands Stolz war.

Im Jahr 1785 verheirathete sich Bürger mit der jüngsten Schwester seiner verstorbenen Gattin, Augusta Leonhart, die er unter dem Namen Molly so warm und so feierlich besungen hat. Denn schon seit vielen Jahren hatte er ihr sein ganzes Herz hingegeben; aber die Verbindung, in welcher er mit diesem angebeteten Mädchen, bei Lebzeiten seiner Gattin, gestanden hatte, dürfte in Bürgers Leben nicht der kleinste Flecken seyn, und sich weder durch die Großmuth seiner Frau, die mit seiner Schwachheit Geduld hatte, noch durch den hohen Grad seiner leidenschaftlichen Liebe entschuldigen lassen. Doch — bald entriß der Tod ihm auch seine Molly

wieder, sie starb am 9ten Januar 1786 nach der Entbindung, an einem hektischen Fieber.

Dieß war der härteste Schlag, der Bürgern treffen konnte. Von der Zeit an hatte er mit immerwährender Kränklichkeit zu kämpfen, wodurch allmählich auch die Schwingen seines Geistes gelähmt werden mußten. Indessen setzte er doch seine akademischen und übrigen sauren Arbeiten fort, studierte die kantische Philosophie und fieng an darüber Vorlesungen zu halten, welche stark besucht wurden. So quälte er sich unter körperlichen Leiden und ungewohnten zum Theil nicht leichten Arbeiten fort, bis im Jahre 1787 seine Gesundheit nach einer gebrauchten Kur ein wenig besser geworden zu seyn schien. Jetzt hatte er der heitern Stunden mehr, in denen er das längst empfangene hohe Lied vollendete, und Anstalt zu der zweiten, stark vermehrten Ausgabe seiner Gedichte machte, die 1789 erschienen ist.

Bei der funfzigjährigen Jubelfeier der Göttingischen Universität, im Jahre 1787, die er durch zwei Gedichte verherrlichte, ertheilte ihm die philosophische Fakultät die Doktorwürde, und nach zwei Jahren erhielt er eine außerordentliche Professur. Da Bürger nun wieder ein öffentliches Amt und Hoffnung zu künftiger Versorgung hatte, so wurde der Wunsch immer lebhafter in ihm, seine drei Kinder, welche er

schon seit mehrern Jahren von sich hatte entfernen müssen, wieder zu sich nehmen, und für ihre Erziehung selbst sorgen zu können. Dieser Wunsch konnte aber, bei dem noch zarten Alter der jüngern Kinder, nicht füglich erfüllt werden, wenn er ihnen nicht auch eine Mutter geben konnte. Aus diesem Grunde war er beinahe schon entschlossen, sich zum drittenmale zu verheirathen, und sah sich hier und dort nach einer Gattin um, die für seine Kinder eine gute Mutter seyn, und ihm den Verlust seiner Molly, wenn auch nicht ganz ersetzen, dennoch minder schmerzlich machen könnte: als ihm von Stutgard ein Gedicht zugesandt wurde, worinn ein, dem Ansehen nach, edles Mädchen von gebildetem Verstande und gefühlvollem Herzen, durch den Eindruck, den Bürgers Gedichte auf dasselbe gemacht hatten, zu inniger Liebe zum Dichter hingerissen, ihm Herz und Hand antrug. Bürger betrachtete diesen Antrag Anfangs freilich nur als das Spiel einer aufgeregten Phantasie, und scherzte und lachte darüber. Allein als verschiedene Nachrichten einliefen, welche von der naiven Dichterin ein sehr reizendes Bild entwarfen, so glaubte er mit einigen seiner Freunde, die Sache verdiente doch wohl eine ernstlichere Erwägung. Ein Mädchen, meinten sie, welches den Muth hätte, öffentlich aufzutreten, und einem Manne, der so Vielen im Publikum lieb und werth wäre, sich als Gattin anzubieten, müßte doch wohl von unbescholtenem Adel des Herzens und der

Sitten seyn. Wäre das nicht der Fall, so würde ja wohl mehr als Eine Stimme sich erheben, um den Freund vor den Syrenengesange zu warnen. Diese Betrachtungen bewogen ihn zuvörderst, das Lied poetisch zu beantworten, und diese Beantwortung leitete Unterhandlungen ein, welche sich damit endigten, daß Bürger sein Schwabenmädchen im October 1790 als Gattin abholte. Aber diese Ehe schlug für Bürgern so unglücklich aus, daß sie den Rest seines Lebens verbitterte, und nach drittehalb Jahren gerichtlich getrennt werden mußte.

Einsam und von den meisten sogenannten Freunden verlassen, an Leib und Seele heftig erschüttert, an Kraft und Vermögen nun ganz erschöpft, verbarg er sich jetzt in sein kleines Studierzimmerchen, das er fast den ganzen Tag verschlossen hielt, und nur wenigen Auserwählten öffnete. Er würde jetzt kaum haben leben können, wenn er nicht den größten Theil seiner Zeit und den geringen Rest seiner Kräfte dazu angewendet hätte, für auswärtige Buchhändler aus fremden Sprachen zu übersetzen. So weit war es mit dem Lieblingsdichter der Nation gekommen! Und als er zuletzt, von Krankheit und Schmerz aufs Bette geworfen, nicht mehr arbeiten konnte, so würde er am Ende seines Lebens aufs neue von bitterem Mangel gedrückt worden seyn, wenn nicht die Milde der königlichen Regierung zu Hannover diesem durch ein

nicht erbetenes Geschenk einigermaßen abgeholfen hätte. Dadurch, noch mehr aber durch die zugleich geschöpfte Hoffnung zu künftiger Besoldung, wurde der Arme, der nicht wußte, daß er bald keine Besoldung mehr brauchen würde, angenehm erfreut und aufgerichtet. Erst wenige Tage vor seinem Tode lernte er die über seinem Haupte schwebende Gefahr kennen, und am 8ten Junius 1794 starb er an der Lungensucht.

Nach dem Urtheile eines genialischen Kunstrichters ist Bürger ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfassender Phantasie, von mehr biedrer und treuherziger als zarter Empfindungsweise; von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der grammatischen Technik, als tiefem Verstande im Entwerfen, mehr in der Romanze und im leichten Liede, als der höheren lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theile seiner Hervorbringungen ächter Volksdichter, dessen Kunststyl, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, sich ganz zu demselben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, und zuweilen Zierlichkeit seltener Größe hat. Bekanntlich hielt Bürger, nicht ohne Einseitigkeit, nur Volkspoesie für ächte Dichtkunst, und er strebte darnach, seinen Gedichten Klarheit, leichte Verständlichkeit und Interesse für Jedermann zu geben; daher sie auch von jedem Stande und Geschlechte gelesen, auswendig gelernt und gesun-

gen werden, und er wahrscheinlich noch lange der Liebling jeder Volksklasse bleiben wird. Sein Verdienst um die Wiederherstellung der ächten Romanze ist unermeßlich groß; sehr viel verdankte er zwar den englischen Balladensängern, die er häufig nachahmt; aber weit größer und reiner erscheint der Gehalt und die Kraft seines Geistes in denjenigen Romanzen, die ihm ganz angehören? Ihre Reihe eröffnet auf das glänzendste Leonore, die ihm, wenn er sonst nichts gedichtet hätte, allein die Unsterblichkeit zusicherte; nach ihr folgte der wilde Jäger, der Raubgraf, die Weiber von Weinsberg und andere. Ihnen sind eine Anzahl kleinere Stücke beizuzählen, die zum Theil romanzenartig, zum Theil Lieder im Volkstone sind, und die eigenthümlich ohne Bizarrerie, und leicht und frei, wie aus voller gesunder Brust gesungen sind. Mehrere seiner zarten und süßen Lieder an Molly spielen Lust und Schmerz in das Herz, aber beides oft zu stürmisch und zu laut; eben dieser wilde Sturm, dieses Uebermaaß von Leidenschaft und diese Ueberladung von Bildern, machen sein hohes Lied auf Molly, welches er eine zeitlang partheiisch genug allen seinen Gesängen, selbst der Leonore, vorzog, zu einem bloßen rhetorischen Prachtstück. Die Gattung des ernsten und religiösen Liedes verdankt ihm einige sehr schätzbare Beiträge in der Männerkeuschheit, an Agathe, und beim Grabe seines Großvaters. Sein frühestes lyrisches Erzeugniß war die freie Bearbeitung

der Nachtfeier der Venus, an dem er, wie an allen seinen Gedichten, nie aufhörte zu bessern, wie: wohl seine spätern Verbesserungen oft der ursprünglichen Lesart nachstehen. Das vernachläßigte und verachtete Sonnet brachte er wieder zu Ehren. Unter seinen metrischen Uebersetzungen aus fremden Sprachen darf die Geschichte sein Verdienst um den Homer nicht unerwähnt lassen. Schon in seiner akademischen Zeit faßte er den kühnen Entschluß, das unsterbliche Werk des so leicht zu verstehenden und so schwer zu übersetzenden Homer in einer deutschen Uebersetzung zu liefern, die den Nicht-Griechen das Original ersetzen könnte, und eine lange Reihe von Jahren war er eifrig bemüht, diesen Entschluß auszuführen. Er übersetzte die Ilias erst in Jamben, und später begann er eine hexametrische Uebersetzung, von der aber nur einige Gesänge vollendet worden sind, welche den Mäoniden mit der gedenkbarsten Treue und in seiner alten, traulichen und naiven Weise wiedergeben. Indem er aber den antiken Ton des Homer durch die veraltete deutsche Sprache nachzubilden strebte: bekam die im Original so weiche und zarte Sprache oft einen Anstrich von Steifheit und Rauheit.

Wie viel mehr würde aber nicht Bürger geleistet haben, wenn er nicht den größten Theil seines Lebens unter so ungünstigen und drückenden Verhältnissen zugebracht hätte! dann würde er auch vermuth-

lich manches von dem abgelegt haben, was man an seiner Manier und Art sich auszudrücken tadelt; dann würde man es nicht seinen besten Stücken hier und da ansehen, daß der Dichter nicht in der besten Gesellschaft lebte; dann würde nicht ein widerlicher Studententon oder Ausdruck oft das reizendste Gemählde verderben.

Da das Publikum, wie Rousseau sagt, auch ohne gehörig unterrichtet zu seyn, dennoch gern urtheilt: so hat ein großer Theil desselben auch über Bürgers sittlichen Werth sehr einseitig geurtheilt. Er war kein Heiliger, besaß aber dennoch mehrere vortreffliche Eigenschaften. Ein hoher Grad von Herzensgüte und Wohlwollen zeichnete ihn ganz vorzüglich aus; obgleich selbst in schlechten Umständen, war er doch immer wohlthätig, selbst gegen Beleidiger und Feinde; gute und edle Handlungen, von welchen er hörte oder las, rissen ihn zu lebhafter Freude und lauter Bewunderung hin; aber schlechte und unedle Thaten empörten und reizten ihn, seinen Unwillen oft in gar kräftigen Worten zu äußern. Obgleich selbst so oft von andern getäuscht und betrogen, behielt er doch eine gute Meinung von dem Menschen überhaupt; er glaubte an den Adel der menschlichen Natur, und es ward ihm schwer, jemand etwas Böses zuzutrauen. Er hat zwar als Dichter das Gefühl seines Werths hier und da eben nicht schwach geäußert, aber im

Grunde war er doch ein sehr bescheidener Mann, nach äußerlichem Range gar nicht geizig; in Gesellschaft ohne Ansprüche, und eher still als vorlaut. Weder von den galanten noch den feinen Manieren des abgeschliffenen Weltmannes schrieb er sich etwas zu; indeß war er doch bei dem schönen Geschlechte stets wohl gelitten. An den Angelegenheiten seiner Freunde nahm er herzlichen Antheil, und zum Besten seiner Familie war er unablässig beschäftigt; bei dem allen aber trieb er eigentlich nur die Arbeiten mit Lust, die sich auf seine Kunst bezogen; ihr war er mit ganzer Seele zugethan; in ihr fand er Vergnügen; von ihr erwartete er Ehre; und in ihr zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit zu gelangen, war sein heißester Wunsch und sein eifrigstes Bestreben.

Seines Lebens Keime starben,
Eines mildern Lenzes werth.

John Wesley.

Stifter der Methodisten.

Wenn ein Mann, der ein langes Leben in thätigem Verkehr mit der Welt zugebracht hat, und den größten Theil dieses Lebens das Haupt einer sehr weit verbreiteten und mächtigen Religionssekte gewesen ist, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit des Publikums zu seyn verdient, so kann wohl keiner mit größerem Rechte auf diese Art von Ehre Anspruch machen, als John Wesley. Er wurde am 21sten Jun. 1703 zu Epworth, einem Dorfe in Lincolnshire, wo sein Vater Pfarrer war, gebohren. Als er etwa sechs Jahr alt war, brannte das Pfarrhaus zu Epworth bis auf den Grund ab, wobei er auf eine wunderbare Art am Leben erhalten wurde; ein Mensch nemlich, der auf eines andern Schultern stund, nahm ihn aus dem Fenster, worauf sogleich das ganze Dach einstürzte. In Beziehung auf diese Rettung steht unter einigen in Kupfer gestochenen Bildnissen von

ihm das Motto: „Ist es nicht ein Brand aus dem Feuer gerissen?“ — welches ohne Zweifel im geistlichen und buchstäblichen Sinne zu verstehen ist.

Die Elemente des menschlichen Wissens lernte John mit seinen übrigen Geschwistern von der Mutter, einer trefflichen Erzieherin, die sich diesem Geschäfte ganz hingab. Wenn eines ihrer Kinder die Buchstaben zu lernen hatte, so war es, als ob sie nichts anders zu thun hätte. Samuel, der älteste Sohn, lernte das Alphabet in wenigen Stunden. Zwei oder drei, die sie für die schwächsten hielt, brauchten etwa drei Tage, ehe sie ganz sicher waren; in der Regel war alles in einer oder zwei Stunden abgethan, und nach wenigen Tagen lasen sie ein Kapitel in der Bibel. Unter dieser weisen Erzieherin wuchs John heran, und wurde darauf in das Christ-Church-Kollegium nach Oxfort geschickt, wo er sich bald als ein talentvoller junger Mann auszeichnete. Er studierte die alten Sprachen mit Kritik, und seine Stärke in der Logik war in die Augen fallend. Bei Disputationen wußte er oft den Gegner durch die listigsten Wendungen der Dialektik zu verwirren, und mit jugendlicher Leichtfertigkeit spottete er derer, die ihm den Sieg leicht gemacht hatten. Die ernsthaften Studien nahmen indeß doch nicht seine ganze Zeit hin. Er verschmähte nicht den Musen zu huldigen; und verschiedene jugendliche Poesien, welche eben so geistvoll und

witzig in ihrem Inhalte, als korrekt in der Sprache sind, zeigen, daß sie ihm nicht abhold waren. Gegen die Vergnügungen der Welt ließ er damals gar keine Abneigung blicken.

Mit anhaltendem Fleiße widmete sich Wesley den Studien des geistlichen Standes, und wurde 1725 ordinirt. Da er keine Aussicht zu einer andern Beförderung hatte, so blieb er bis ins Jahr 1730 als Mitglied des Linkoln-Kollegiums in Oxford, besorgte den Unterricht in der griechischen Sprache, und bekam die besondere Aufsicht über mehrere junge Studirende. Hier schon zeigte er den Trieb zur Ordnung und strengen Disciplin, der ihn hernach immer so ausgezeichnet hat. Er wachte eben so sorgfältig über die Moralität seiner Anvertrauten, als er eifrig war, ihre Studien zu befördern. Er verlangte aber auch von ihnen einen Gehorsam, der ohne Beispiel auf der Universität war. Er foderte, daß sie sehr früh aufstehen, keine Bücher, außer denen von ihm gebilligten, lesen, und in ihrem ganzen Betragen, sowohl in Privatstudien, als der öffentlichen Lektion, lediglich seiner Anleitung folgen sollten. Wesley zeigte jetzt in seinem ganzen Betragen immer mehr Ernst und Religiosität, und da verschiedene seiner Freunde und Zöglinge dieselbe Gesinnung hatten, so bildeten sie im November 1727 eine Art von Gesellschaft, in die nach einiger Zeit ein gewisser White-

field aufgenommen wurde, der zuweilen irrig der Stifter der Methodisten genannt wird. Anfangs lasen sie die Klassiker alle Abende, Sonntag ausgenommen, wo sie eine theologische Lektüre wählten. Ihre Zusammenkünfte wurden bald häufiger, sie verbanden sich zu einer ungewöhnlich strengen Lebensart, und machten es sich zur Pflicht, auch außer ihrem Kreise, so viel möglich, Gutes zu stiften. Man besuchte die Kranken und die Gefangenen; man legte einen Fond zur Unterstützung der Armen an; man war so unermüdet in den äußern Religionspflichten, so emsig im Gutesthun, daß die Gesellschaft anfieng Aufsehen zu machen, und daß man ihr die Namen von Methodisten, Sakramentariern und des heiligen Klubs beilegte. Der Name der Methodisten, der hernach der gangbarste geblieben ist, wird gewöhnlich davon hergeleitet, daß man eine Aehnlichkeit zwischen ihnen und einer alten Sekte von Aerzten, die unter diesem Namen bekannt sind, gefunden habe. Vielleicht entstand er bloß von dem Methodischen, das sie in alle ihre Handlungen, und selbst in ihre Andachtsübungen gelegt hatten.

Wesley versagte sich alle entbehrliche, und selbst manche für unentbehrlich gehaltene Bedürfnisse, um seine wohlthätigen Absichten desto besser ausführen zu können, und da er seinen Plan, die Armen zu unterstützen, mehrern begüterten Personen mittheilte,

so stieg der dazu bestimmte Fond jährlich bis auf achtzig Pfund. Aber dieß alles, wozu noch die Beobachtung der in der alten Kirche gewöhnlichen Fasten, und die genaueste Befolgung jeder äußern Religionspflicht kam, setzte die Gesellschaft immer mehr der Kritik aus. Es blieb nicht blos bei dem Spott einiger junger Leute, sondern es fiengen selbst einige ältere Mitglieder der Universität an, sich dagegen zu erklären. Freilich hatte das Betragen dieser jungen Männer etwas befremdendes; es wich zu sehr von den herrschenden Sitten des Orts ab. Gleichwohl verdiente ein freiwilliger Lebensplan, in den sich so viel stilles und öffentliches Gute, so viel Frömmigkeit mit so viel Wohlthätigkeit vereinigte, eine ganz andere Aufnahme, und hätte die Akademie, statt zu lachen und zu verfolgen, das Gute darinn nachgeahmt, das Publikum und die Mitglieder würden dabei gewonnen haben.

Die Gesellschaft verlor aber allmählig den geraden Weg; die jungen Methodisten wurden von Schwärmerei angesteckt, und setzten einen zu großen Werth auf allerlei äußerliche Religionsübungen. Der alte Wesley wünschte sehnlich, daß sein Sohn ihn im Amte unterstützen, und sich Mühe geben möchte, zum Besten der armen Famlie, einst sein Nachfolger im Amte zu werden. Dazu konnte aber der Sohn auf keine Weise bewogen werden. Dagegen schiffte er sich mit seinem Bruder Karl und einigen andern Freun-

den im Jahre 1735 nach Amerika ein, um die Indianer und übrigen Einwohner von Georgien zu bekehren. In gewisser Rücksicht schickte er sich vortrefflich zu einem Mißionär in einem kalten und unwirthbaren Klima. Denn ob er gleich klein von Statur war, so hatte er doch viel Muskelkraft, eine gesunde und dauerhafte Konstitution, und einen feurigen und unermüdeten Geist. Er setzte sich mit der größten Gleichgültigkeit jeder wechselnden Jahrszeit und jedem rauhen Wetter aus. Schnee und Hagel, Sturm und Ungewitter hatten auf seinen Körper von Eisen keinen Einfluß. Er lag oft auf der bloßen Erde, und schlief die ganze Nacht, obwohl sein Haar beinahe an den Boden anfror. Er schwamm in Kleidern durch Flüsse, und setzte seine Reise fort bis sie trocken waren; und das alles ohne daß seine Gesundheit litt. Allein er richtete doch, ob er gleich mit seinen Gehülfen über zwei Jahre in Amerika blieb, in der Hauptsache wenig, und unter den Indianern nichts aus. Sein Betragen war bei mehrern Gelegenheiten eigensinnig und voll Phantasien; in einigen Fällen störrig und despotisch. Es war sehr anstößig, daß er bei der Kindertaufe auf dem Untertauchen bestund. Die harten Proben, denen er seine eigene Natur unterwarf. — Die Enthaltung von Fleisch und Wein, das unterlassene Abendessen, endlich gar der Entschluß, nichts als Brod zu essen, um zu sehen, ob denn zur Erhaltung des Lebens Mannigfaltigkeit der Speisen nothwendig

sey — dieß alles war gar nicht der Art, daß es seiner Gemeinde eine vortheilhafte Idee von seiner Beurtheilungskraft beibringen konnte. Es hatte wenigstens eine sonderbare Außenseite, und erweckte bei vielen, die ihn beobachteten, den Verdacht, daß er einen zu großen Werth auf äußere Dinge setze, die eben so wenig auf die Seligkeit als auf den wahrhaft christlichen Charakter eines Mannes Einfluß haben können. Als er daher fand, daß Amerika nicht länger ein schickliches Feld für seine Bearbeitung war, so wandte er mit einem mal „einen göttlichen Ruf, in sein Vaterland zurückzukehren," vor, und kam gegen das Ende des Jahrs 1737 in England an.

Während Wesley's Abwesenheit in Amerika hatte sein Freund Whitefield das große Werk der Reformation in England begonnen, indem er auf freiem Felde zu predigen anfieng, und Tausende an sich zog, die ihm auf die Haide bei Kennington und anders wohin nachliefen. Als Wesley von Amerika zurück in den Kanal einlief, lief Whitefield gerade aus demselben aus nach Amerika hin, diesem Lande Kanaan, wohin diese geistlichen irrenden Ritter sich berufen glaubten, um die festen Schlösser zu erstürmen, welche Satan unter den Indianern inne hatte, wie auch um ihre eigenen Seelen unter den gottseligen Nachkommen jener alten Heiligen, welche sich vor

den Verfolgungen der bischöflichen Kirche dahin geflüchtet hatten, zu erquicken.

Bald nach seiner Ankunft in England hatte Wesley verschiedene Unterhandlungen mit einigen der Mährischen Brüder, die einen so starken Eindruck auf ihn machten, daß er sich entschloß, ihr Etablissement zu Herrnhut zu besuchen, wo sie, unter ihrem Haupte, dem berühmten Grafen Zinzendorf, in aller Einfalt der Urzeiten des Christenthums lebten. Dieß that er denn im Junius 1738 und blieb in Deutschland über drei Monate, wo er reichliche Weide für seinen Mysticismus fand, in den seelerhebenden Reden des Grafen nicht nur, sondern auch des Christian David, eines herrnhutischen Lehrers, der aber ursprünglich ein Zimmermann war; des Augustin Neuster, eines Schmiedes, welcher ebenfalls seine Profession gegen die leichtere des Predigens vertauscht hatte; und anderer ehrlichen Schwärmer. Diese geistliche Reise bewirkte bei Wesley eine so warme Liebe für die Mitglieder, die Lehre und die Disciplin der Brüderunität, daß er, bei seiner Heimkunft, fast keinen für einen Christen gelten lassen wollte, der nicht zu dieser Gemeinde gehörte. Sobald er in London angekommen war, beschäftigte er sich sogleich mit Ermahnen und Predigen. Dieß geschah oft des Tages drei bis viermal. Seine Stelle als Mitglied des Collegiums in Oxford behielt er noch bei; reiste aber

oft auf das Land, machte in unglaublich kurzer Zeit eine Menge Bekehrter und errichtete in verschiedenen Theilen von England kleine Gesellschaften. Die Vorwürfe, die man ihm von verschiedenen Seiten machte, die Geschichten, die man sich fleißig von ihm erzählte, scheinen seinen Muth nur gestärkt und seinen Eifer nur mehr entflammt zu haben. Wohl oder übel aufgenommen, verfolgt oder bewundert — nie verlor er seinen Zweck aus dem Auge; keinen Augenblick hörte er auf, in dem Geiste eines Luther und mit dem Ernst und Ansehen eines Apostels zu arbeiten. Die Meinung, welche er selbst von seinem Unternehmen faßte, war eben so hoch, als die Urtheile seiner Gegner gering. Der Name, den er ihm beständig beilegte, war: das Werk Gottes. Er betrachtete sich mit seinen Gehülfen ganz eigentlich als von Gott erwählte Werkzeuge, und den Methodismus sah er als das Wiederaufleben der Religion an, als eine Vorbereitung zu der herannahenden Herrlichkeit der letzten Zeit und zur Bekehrung aller Nationen. Seine eigene Bekehrung datirte er vom 24sten May 1738, und von der Zeit an predigte er häufiger und mit lebhafterem Enthusiasmus. In jeder Versammlung geschahen jetzt plötzliche Bekehrungen, und Wesley machte dieselben in den Journalen, welche er herausgab, bekannt. In der Apocalypse fand er Weissagungen, welche auf ihn selbst giengen.

Solche Ideen zeigen uns, dünkt mich, die wahre Quelle des enthusiastischen Eifers, womit Wesley alles betrieb. Daraus erklärt sich seine erstaunenswürdige Thätigkeit. Da er sich nichts trefflichers, nichts gemeinnützigers zu denken wußte, als die Ausführung seines Plans, so verfolgte er ihn auch mit einem Eifer, dessen niemand als er selbst fähig gewesen wäre. Und da er dabei das Talent besaß, andere für eben die Sache zu begeistern, und ihnen gleichsam etwas des Geistes, welcher ihn selbst belebte, mitzutheilen, so war ihr Einfluß auf die Gemüther seiner Zuhörer fast unbegreiflich. Da man ihm die Kirchen verschloß, so wollte er nun lieber in Häusern und auf Feldern predigen, als verstummen. Da wenig Geistliche diese auffallende Weise nachahmen und sich mit Umherreisen befassen wollten, so wählte er seine Gehülfen unter den Layen, und erweiterte auf eine Art, die eben so unerwartet als ungewöhnlich, eben so anstößig für die Dissenters als für die hohe Kirche war, seinen Plan aufs äußerste. Indem sich nun dieser nach und nach von selbst entwickelte, und die Bedürfnisse seinem Geiste gegenwärtig wurden, so kam auch Ordnung und Zusammenhang in das Ganze. Irregulär blieb indeß noch vieles eine lange Zeit. Wohin er kam, da waren die Kirchen zu klein, um die Menge Volks zu fassen. Man wählte also große Plätze. Die Geistlichen entzogen sich. Andere, die nicht ordinirt waren, boten ihre Dienste an, Studierte und Unstu-

dierte, meist sehr junge Leute; manche herzlich schwach, andere von vorzüglichen Talenten. Einen Plan hatten sie, weiter nicht als — Gutes zu thun.

Der herzliche und warme Eifer, womit Wesley und seine ersten Freunde alles trieben, war auch die vornehmste Ursache des großen Eindrucks, welchen sie machten. Niemand zweifelte, daß es ihm ganzer Ernst sey, seinen Brüdern nützlich zu werden. In seiner strengen Lebensart, seiner Mäßigkeit in Nahrung und Schlaf, seinen langen und vielen Reisen, seinen mehr als herkulischen Arbeiten, seiner völligen Verachtung alles Reichthums und Wohllebens, sah, wer ihn kannte, sahn Tausende, die von ihm hörten, die augenscheinlichsten Wirkungen religiöser Gesinnungen. Das Volk staunte ihn als ein Phänomen an; wohin er kam, empfieng man ihn wie einen Apostel. Nächst Whitefield hat nie jemand vor zahlreicheren Versammlungen gepredigt. Menschen von allen Ständen drängten sich zu seinem Umgange. Seine Freunde pflegten ihn wohl einen zweiten Paulus zu nennen.

In weit kürzerer Zeit, als man glauben konnte, hatte Wesley persönlich die meisten Theile von England besucht, indeß seine Prediger eben so eifrig waren, umherzuziehen, und jeden Ort, wo sie eine Versammlung zusammen bringen konnten, mitzunehmen.

Auch schlug es ihnen nicht fehl, dergleichen in sehr verschiedenen Situationen zu Stande zu bringen, obwohl gemeiniglich in großer Entfernung von der Kirche und andern Plätzen des öffentlichen Gottesdienstes. Wie sich der Anhang vermehrte, so mehrten sich auch die wandernden Prediger, und sie errichteten in wenigen Jahren Gesellschaften und stifteten Versammlungshäuser in den vornehmsten Städten, wenn nur irgend die Gesellschaft zahlreich genug war.

Wesley suchte seiner Gesellschaft nach und nach eine förmliche Konstitution zu geben, hielt mit seinen Laienpredigern öftere Zusammenkünfte, und schickte sie in die verschiedenen Provinzen Englands aus. Er war unmerklich das Haupt der Gesellschaft geworden, ohne dafür merklich erkannt worden zu seyn; er erklärte seine Autorität für absolut und für ein Geschenk Gottes. Umsonst war es, daß ihnen die Kirchen verschlossen wurden, dieß beförderte viel mehr die Ausbreitung des Methodismus, denn jetzt predigte Wesley und seine Anhänger desto öfter auf freiem Felde und auf den öffentlichen Plätzen Londons und anderer Städte. Dieß hatte für das Volk einen großen Reiz der Neuheit, viel Feierliches, und man sah darinn eine Nachahmung der Bergpredigt Christi. Die Versammlungen waren gewöhnlich erstaunend zahlreich. Jeder Prediger erhielt sein bestimmtes Gebiet im Königreiche, das er aber von Zeit zu Zeit mit einem

andern verwechselte. Es bildeten sich immer mehr kleinere methodische Gesellschaften, und viele Versammlungshäuser wurden gebaut.

Wo eine neue Religion entsteht, oder wo irgend etwas Neues und Sonderbares bei dem Wiederaufleben der alten vorkommt, da entstehen allemal Bewegungen. Es sey nun, daß die Lehren der Methodisten der herrschenden Denkart zu streng vorkamen; oder daß man ihre Predigten als Satyren auf die übrigen Menschen ansah; oder daß auch wohl beides die natürliche Abneigung der Menschen, in hergebrachten Gebräuchen etwas zu ändern, nur noch verstärkte — genug, das Factum liegt in der Geschichte am Tage. Die Ursache mochte seyn, welche sie wollte; der Erfolg war abscheulich. Verfolgungsgeist zeigte sich in allen Gestalten, und gieng wenigstens so weit, als es in protestantischen Ländern möglich ist. Da Wesley das Haupt der Sekte war, so lenkte sich die Aufmerksamkeit natürlich am ersten auf ihn. Er kam in den Verdacht, ein geheimer Abgesandter der Jesuiten, ein Agent für den Prätendenten zu seyn, der diesem den Weg zu dem Throne bahnen und das Pabstthum wieder einführen wolle. Es gelang seinen Feinden, den englischen Pöbel gegen ihn aufzubringen. Die Methodisten wurden daher in vielen Gegenden Englands aufs grausamste mißhandelt, ohne daß die Magistratspersonen der Wuth des Pöbels Einhalt

thaten. Häufig kamen Wesleys Anhänger in Gefahr, ihr Leben zu verlieren. Männer, schwangere Weiber, selbst Kinder wurden mehrmals mit gleicher Wildheit zu Boden geworfen und mißhandelt. Man plünderte die Häuser, man raubte Güter, man zerriß Federbetten und schüttete sie auf den Straßen aus; und unter der Anführung eines wohlhabenden Aufwieglers wurde ein Versammlungshaus bis auf den Grund niedergerissen. Verschiedene angesehene Personen wurden zum Soldatenstande gezwungen. Einen besonders sehr würdigen und unschuldigen Mann, riß man aus dem Schooße seiner Familie, und schickte ihn nach Newcastle; harte Behandlung und die Strapazen zogen ihm ein Fieber zu. Im Hospitale ließ man ihm schlecht zur Ader, nahm ihm den Arm ab, und so starb er nach wenigen Tagen. Die Ausgelassenheit gieng so weit, daß, sobald man nur einen Fremden sah, der misfiel, er angefallen und beleidigt ward. Einst ritt ein Quaker durch Wednesbury: man schrie, er sey ein reisender Methodistenprediger, riß ihn vom Pferde, schleppte ihn zu einer Kohlengrube, und er ward mit Mühe gerettet. Aber diese Verfolgungen trugen mehr zur Befestigung als zur Unterdrückung des Methodismus bei. Der Hof sah sich endlich im Jahre 1742 gedrungen, die Verfolgten in Schutz zu nehmen, man erlaubte ihnen, Gott nach ihrer Weise zu dienen, und nach unendlichen Kämpfen bekamen sie überall Friede.

Wesleys unruhiger Geist und der Enthusiasmus für sein Werk verwickelte ihn aber sein ganzes Leben hindurch in mancherlei Streitigkeiten, die zum Theil mit einer unanständigen Heftigkeit geführt wurden. Gleich ältern Sektirern kämpfte er gegen die andern schwärmerischen Gesellschaften, welche andern Führern anhiengen. Die Mährischen Brüder, mit welchen er vorher so innig vereint gewesen war, und die er öffentlich, wo nicht für die einzigen, doch für die vorzüglichsten Christen erklärt hatte, waren nach einiger Zeit, seinem Urtheile zufolge, gefährliche Ketzer und verderbte Verführer: selbst der Graf Zinzendorf, dieser zweite Moses, dieser Kämpfer für die Sache des Herrn Zebaoth, war, Wesleys Meinung zufolge, ein blinder Leiter der Blinden. Alles dieß hatte vermuthlich keine andere Ursache, als die großen Fortschritte, mit welchem die Brüderunität sich in England zu verbreiten anfieng, und die pompöse Art, mit welcher der Graf und seine Anhänger von ihrer Sendung sprachen, welche die andern Sekten zu sehr herabzuwürdigen schien, als daß sie ihnen hätte sehr gefallen können. — Schwärmerei kann so wenig Nebenbuhler leiden, als irgend eine andere Art des menschlichen Stolzes: unser geistlicher Held beschloß daher, die Kämpfe des Herrn auf seinem eigenen Grund und Boden zu kämpfen, und keinen andern an seinen Lorbeern Theil nehmen zu lassen. Den Anfang machte er mit einem Versuch, die ihm vor-

mals so lieben Deutschen in ihren Quartieren anzugreifen, und er ließ es zu dem Ende an bittern Schmähungen und schweren Beschuldigungen nicht fehlen. Dann wurde er in einen ärgerlichen Streit mit seinem treuen Mitarbeiter Whitefield verwickelt. Whitefield vertheidigte die besondere, Wesley die allgemeine Erlösung; jener war ein steifer Prädestinatianer; dieser ein entschiedener Arminianer. Schrecklich war das Feuer, welches darüber in den Zelten des Methodismus ausbrach; zahllos und bitter waren die Predigten und Broschüren, welche die Kanzeln und Pressen von beiden Seiten abschossen. Indessen behielt Wesley doch immer eine hohe Meinung von Whitefields Charakter, und sprach immer von ihm in weit ehrerbietigern Ausdrücken, als von irgend *einem* seiner übrigen Gegner.

Im Jahre 1748 errichtete Wesley ein methodisches Erziehungsinstitut zu Kingswood. Er setzte die Gesetze für dasselbe selbst auf, er verfertigte selbst Auszüge aus vielen klassischen Autoren zum Gebrauche desselben, auch führte er die Schriften des Erasmus und Thomas a Kempis ein. Mit seiner größern Ausbreitung wurde der Methodismus selbst fanatischer, denn es stunden mehrere Methodisten auf, welche vorgaben, göttliche Offenbarungen zu haben und Wunder thun zu können. Wesley selbst glaubte, daß die Kraft, Wunder zu thun, noch jetzt blos vom

Maaße des Glaubens abhange, und hielt viele neue Wunder für ganz glaubwürdig. In Vorträgen und Schriften verbreitete er sich selbst über Gegenstände, die er besser unberührt gelassen hätte. Eine Rede über das Theetrinken, oder eine gelehrte Vorlesung über die Wichtigkeit und die Vorzüge des ehelosen Standes möchten schwerlich für eine christliche Versammlung passend seyn. Ueber den Thee sollte man den Arzt reden, über den ehelosen Stand jedem sein Urtheil frei lassen. Seine Empfehlung der Ehelosigkeit ward oft höchst lächerlich gemisbraucht. Mehrere junge Frauenzimmer aus seiner Schule fiengen an etwas darein zu setzen ehelos zu bleiben. Sie meinten, sie wären heilige, geweihte Geschöpfe, die eine Verbindung mit Männern entheiligen würde. Statt zu heirathen und ihren Häusern vorzustehen, wie der Apostel von den jungen Frauen verlangt: wollten sie Gott lieber in einer unbefleckten Einsamkeit dienen, sich von der Welt entfernen und das vestalische Feuer nähren. Dieß zog Wesley eine Menge beissender Satyren zu. Besonders fragte man ihn späterhin: wie er denn bei jenen Aeußerungen sich je habe entschließen können, selbst zu heirathen? worauf er nichts zur Antwort gab, als: das müsse er am besten wissen! Sein eigenes eheliches Leben, welches von 1751 bis 1781 dauerte, war höchst unglücklich. Er hätte ganz England durchsuchen können, und würde nie eine schlimmere Wahl getroffen haben. Seine Gattin war so

leidenschaftlich, daß sie sich oft bis zu groben Beleidigungen und Unanständigkeiten vergaß. Mehr als einmal legte sie Hand an ihn, und raufte jene ehrwürdigen Locken, die schon so viel von den Stürmen der Zeit gelitten hatten.

Häusliche Leiden waren indessen nicht im Stande, die rastlose Thätigkeit des unermüdeten Mannes zu hemmen. Sein ganzes langes Leben war eine fortwährende Wirksamkeit für den Flor seiner Gesellschaft, die er mit jedem Jahre nicht nur in England, sondern auch in Amerika immer mehr zunehmen sah *). Es würde unmöglich und ermüdend seyn, ihn auf allen seinen Reisen zu begleiten, und die mannigfaltigen Anstalten zu beschreiben, die er zur fortwährenden

*) Nach einer genauen Zählung belief sich die Zahl der Methodisten im Jahre 1790:

In Amerika und auf den Inseln = 48,302
In Europa und Amerika zusammen an 120,000

Unter letztern sind begriffen

Reisende Prediger = = = = 380
Ansässige Prediger an = = 1300 = 1400

Diese Berechnung kann dunkel scheinen, da auf die Art für sehr kleine Gemeinden ein Prediger unterhalten werden muß. Indeß hebt sich die Schwierigkeit, wenn man bedenkt, daß diese ansäßigen Prediger (local preachers) nicht blos Geistliche, wie die unsrigen sind, die blos von ihrem Amte sich nähren, sondern daß sie daneben andere Geschäfte treiben, weil bei den Methodisten auch Laien und ganz Unstudierte Vorträge halten dürfen.

Dauer seiner Gesellschaft traf. Aber das darf nicht verschwiegen werden, daß durch seine Bemühungen in manchen Gegenden viel Sittlichkeit und christliche Tugend gefördert worden ist. Vom Anfange an zeigte sich unter allen Klassen des Volks, aber besonders unter dem ungebildeteren und roheren Theile, eine recht sichtbare Sittenverbesserung. Die große Thätigkeit und der ungemeine Eifer der Methodistenprediger trug dazu das meiste bei. Denn sie schränkten sich nicht auf die öffentliche Verwaltung ihres Amts ein. Sie mischten sich viel unter das Volk, sie ließen sich in Gespräche und Unterhaltungen ein, die ihnen die Herzen gewannen und diese im Guten befestigten. Die Sitten dieser Prediger zeichnet eine gewisse Einfalt aus, die dem Volk ausnehmend gefiel; und da man sie allgemein für Männer von rechtschaffener Frömmigkeit hielt, so hatte ihr seltener Eifer im Predigen, Ermahnen, Besuchen der Kranken den Erfolg, daß ihre Parthey sich immer vermehrte und oft in einem Jahre um tausend Seelen stärker ward.

Nirgend hat sich dieser Einfluß aber stärker gezeigt, als unter den Arbeitern in den Zinnmienen von Cornwall und den Köhlern in andern Theilen des Reichs. Vorher hatte von diesen Leuten kaum einer am Gottesdienst Theil genommen, und sie waren in jedem Sinne so ganz roh, als es immer in einem kultivirten Lande möglich ist. Unaufhörliche Steitigkei-

ten und Zänkereien, welche mit thierischer Wildheit durch das Faustrecht entschieden wurden; die gröbste und niedrigste Unzucht; jede Art von Lasterhaftigkeit, die sich von einem Haufen ohne Erziehung, ohne Bildung, ohne alle Grundsätze erwarten läßt— das alles hatte Kingswood zum Sprüchwort gemacht. Man nannte Kingswood, wenn man den Sammelplatz des Abschaums von verworfenen Menschen bezeichnen wollte. Die Bemühungen der ersten Methodisten, schienen das einzige Mittel gegen dieses Uebel zu seyn. Die Veränderung, die sie bewirkten, war schnell und ausgebreitet. So wie die Menschen religiös wurden, verschwand ihre Brutalität. In wenig Jahren wurden viele Tausende dieser Köhler mit den Grundsätzen der Religion bekannt, und die daraus folgende Sittenverbesserung überstieg alles, was irgend jemand, die sie vorher kannte, hätte erwarten können.

Als Wesley älter ward, fieng er zuweilen an bange für die Fortdauer der Lehre, der Kirchenzucht und der ganzen Verfassung zu werden, an deren Gründung er so lange gearbeitet hatte. Mehrere seiner Freunde dachten, wie er, in die Zukunft; mancherlei Berathschlagungen wurden angestellt; mancherlei Plane wurden vorgeschlagen. So lange er lebte, war wohl zu erwarten, daß, da er — eine so lange Reihe von Jahren das Haupt der unter ihm bewundernswürdig ausgebreiteten Gesellschaft, — eine ausgezeich-

nete Verehrung genoß, auch bis an seinen Tod sein Ansehn behaupten, und als der Vereinigungspunkt aller angestellten und umherreisenden Prediger betrachtet werden würde. Man sah bewundernd an seinen Kenntnissen und an seinem Verstande hinan; man verehrte seine beispiellose Thätigkeit; man liebte ihn als einen andern Vater. Aber es ließ sich auch leicht absehen, daß alle diese Rücksichten, welche dieß Band zwischen ihm und seinen Gehülfen so fest knüpften, nur auf ihn allein anwendbar waren. Sie waren gewohnt gewesen, ihm einen Gehorsam zu leisten, den sie einem andern schwerlich zugestanden haben würden. Auch war es in der That sehr unwahrscheinlich, seine Stelle durch einen Nachfolger ersetzt zu sehen, der so ganz zum Haupte einer Parthey gemacht, und in so großem Grade geschickt gewesen wäre, sich menschliche Gemüther zu unterwerfen. Wenigstens zu der Art von Regierung, die er führte, hat er keinen, der ihm gleich wäre, hinterlassen.

Betrachtungen dieser Art bestimmten ihn, mancherlei Anstalten zum fortdauernden Wohlstande seiner Gesellschaft zu treffen. Er erreichte zwar seine Absichten nur zum Theil, aber dennoch konnte er ruhig den Abend seines Lebens herannahen sehen, und aus dem Kreise einer Wirksamkeit heraus treten, die in mancher Hinsicht so segensreich für seine Mitmenschen gewesen war. Noch im Anfange des Jahrs 1791 predigte er

zum öftern und an verschiedenen Orten, das letztemal zu Twidenham über die Worte: Suchet den Herrn, weil er zu finden ist; rufet ihn an, weil er nahe ist. Es war am 2ten März 1791 kurz vor zehen Uhr Vormittags, als er in der Mitte vieler um sein Lager knieender Freunde, ohne einen Seufzer, im acht und achtzigsten Lebensjahre seinen Geist aufgab. Nach so manchen schönen Auftritten eines frommen und unermüdeten Eifers, konnte auch der letzte nicht schöner seyn.

Wesley war kleiner Statur; in allen Perioden seines Lebens mehr hager als stark. Alles kündigte den Mann von einer strengen Diät und vieler körperlicher Kraft an. Dennoch war sein Gang fest und sein Ansehen — bis wenig Jahre vor seinem Tode — stark und muskulös. Eine heitere und glatte Stirn; eine gebogene Nase, das hellste und durchdringendste Auge, das sich denken läßt, eine in seinen Jahren ungewöhnliche frische Farbe, die vollkommene Gesundheit verrieth — das alles machte sein Aeußeres interessant und ehrwürdig. Es hat ihn nicht leicht jemand gesehen, ohne frappirt zu seyn. Viele, die voll Vorurtheile gegen ihn waren, haben eine andere Meinung von ihm gefaßt, nachdem sie ihn persönlich kennen gelernt. In seiner Stimme und seinem ganzen Betragen mischte sich Fröhlichkeit mit Ernst; er war lebhaft, man bemerkte die schnelle Beweglichkeit seiner Lebensgeister; und doch ward man auch der heitersten

Ruhe in seinem Innern gewahr. In seinem Anzuge war er ein Muster von Nettigkeit und Simplicität. Eine dicht gefaltete Binde, ein Kleid mit einem schmalen stehenden Kragen, keine Knieschnallen, weder Sammt noch Seide an seinem ganzen Körper, dabei ein schneeweißes Haar — dieß alles gab ihm ein gewisses apostolisches Ansehen. Dabei war Ordnung und Sauberkeit über seine ganze Person verbreitet. Im gesellschaftlichen Leben war er lebhaft, umgänglich, und mit den Regeln einer feinen Lebensart gar nicht unbekannt. Er erzählte gut, konnte fröhlich und angenehm seyn, und machte darinn einen schönen Kontrast gegen das finstere Betragen mancher von seinen Predigern, die das Lachen unter die Todsünden zu rechnen schienen: Seine Heiterkeit pflegte sich auch andern mitzutheilen, und sie litt so wenig unter der Schwäche des Alters, daß sie sich vielmehr bis ans Ende erhielt. Aber seine Mäßigkeit war auch außerordentlich. In frühern Jahren trieb er sie zu weit, und hielt beinahe die Enthaltsamkeit selbst nicht für enthaltsam genug. Besonders erwartete er sehr viel vom wenigen Schlafen. In den letzten Jahren aber ließ er von seiner großen Strenge ab. Er trank täglich etwas Wein und aß herzlich gern und mit gutem Appetit. Ein Maaß Wein hat er wohl nie in seinem Leben auf einmal getrunken. Aber diese genaue Lebensordnung belohnte sich auch durch eine so vortreffliche Konstitution, deren sich gewiß nur wenige rühmen können. Er ist

in 35 Jahren nicht einen Tag bettlägerig gewesen. Zahnweh in jüngern, Krämpfe in höhern Jahren abgerechnet, war er immer gesund.

Wohlthätiger konnte nicht leicht jemand seyn als Wesley. Seine Freigebigkeit gegen die Armen kannte keine Grenzen. Er gab nicht blos einen Theil seines Einkommens, er gab weg, was er hatte. Sobald nur seine eigenen wenigen Bedürfnisse befriedigt waren, so ward alles übrige den Bedürfnissen anderer gewidmet. Nach einer mäßigen Berechnung hat er in 50 Jahren an 20 bis 30000 Pfund zu wohlthätigen Zwecken verwendet. Bei aller seiner Wohlthätigkeit war er aber doch weder ein sanfter noch ein empfindsamer Mann. Seine Liebeserweisungen schienen nicht sowohl aus der Quelle eines gerührten Herzens, als aus der Ueberzeugung, daß es Pflicht sey, herzufließen. Ueberall war sein Herz keiner eigentlichen Anhänglichkeit fähig; es war nicht zur Freundschaft gestimmt. Wenn er einzelne Personen auszeichnete, so geschah dieß mehr in Beziehung auf ihre allgemeine Brauchbarkeit, als auf ihre persönlichen Eigenschaften. Sein einziges Ziel war die Förderung des Methodismus. Er behauptete unumschränkte Gewalt über seine Gesellschaft, unerachtet gleiche Freiheit als ein Grundgesetz derselben aufgestellt war, und sein Temperament war überhaupt despotisch. Sein Wille war Gesetz, und wenn er einen Beschluß auf-

gab, so war es weniger Wahl als Nothwendigkeit. Für gewisse Lieblingsmeinungen war er so hartnäckig eingenommen, daß er, wenn davon die Rede war, nie untersuchen, sondern immer nur Recht behalten wollte. Oft hörte er nicht einmal die Gründe dagegen. Sein Steckenpferd war die Lehre von der Vollkommenheit; wer ihm darinn beistimmte, war sein Mann; wer daran zweifelte, fand eine kalte Aufnahme. So gut als andere Regenten war auch er mit Schmeichlern umgeben, und gleich ihnen, nahm er oft den Weihrauch der Schmeichelei für reine Opfer der Wahrheit und Aufrichtigkeit an.

Gegen Ungläubige und Freidenker in der Religion war er sehr intolerant, und trieb die Verachtung derselben bis zur Härte. Auffallend aber war seine Versöhnlichkeit. Sein von Natur warmes und beinahe ungestümes Temperament war durch die Religion sehr verbessert. Gewöhnlich behielt er sein ruhiges und gesetztes Wesen, welches mit seiner Lebhaftigkeit im Handeln sehr kontrastirte. Verfolgung von außen trug er nicht nur ohne Zorn, sondern beinahe ohne merkliche innere Bewegung. Aber bei andern Arten des Widerspruchs war dieß der Fall nicht. Sobald er sein Ansehen gekränkt glaubte, konnte er in den lebhaftesten Unwillen auflodern. Uebrigens aber wurde ihm nichts leichter, als Beleidigungen zu vergeben.

Als Prediger besaß er vorzügliche Talente. Sein Anstand auf der Kanzel war natürlich und einnehmend, seine Action ruhig und ungezwungen, dabei gefällig und ausdrucksvoll. Seine Stimme nicht laut, aber sehr deutlich und männlich; sein Styl einfach und vertraulich, und den Bedürfnissen sehr angemessen. Die allgemeinste Regel, die er sich und allen Christen vorschrieb, war jene Paulinische: „Ihr esset oder trinket, oder was ihr thut, thut alles zu Gottes Ehre.“ Der größte Fehler in seinen religiösen Begriffen scheint der gewesen zu seyn, daß er die Religion theils zu sinnlich machte, theils die Sache des praktischen Christenthums durch eine ganz überflüssige Umständlichkeit erschwerte. Es fehlte seinem System an Simplicität. Auf der Kanzel sprach er oft mit großer Wärme und rührte tief; aber sehr oft trat er auch unvorbereitet auf, wurde dann sehr geschwätzig, und mischte geistliche und weltliche Dinge auf eine der Kanzel ganz unwürdige Art durcheinander. Wie konnte dieß aber auch anders seyn, da man ihm nachgerechnet hat, daß er leicht in seinem Leben an 40460 Vorträge gehalten haben kann — die Ermahnungen in den Societäten und Klassen, so oft er zugegen war, nicht mitgerechnet. Ueberhaupt war seine Thätigkeit grenzenlos. Schon seine Reisen brachen fast nie ab. Hätte er nicht die Kunst, seine Zeit einzutheilen, so vortrefflich verstanden,

so würde es ihm unmöglich gewesen seyn, so viel zu leisten. Er war ein Mann von der strengsten Regelmäßigkeit, und hätte er das Militär gewählt, so würde er sich gewiß durch die äußerste Pünktlichkeit ausgezeichnet haben. Eine genaue und selbst bis in die kleinsten Details gehende Oekonomie war ihm wie angebohren. Jedes Geschäft hatte seine bestimmte Stunde. Er gieng zwischen neun und zehen zu Bette, und stund um vier Uhr wieder auf. Keine Gesellschaft, kein noch so angenehmes Gespräch, nichts als Fälle der Nothwendigkeit konnten ihn bewegen, davon eine Ausnahme zu machen. Eben so schrieb er, reiste er, besuchte er die Kranken, genau auf die Stunden, die er sich gesetzt hatte. Diese Gesetze waren unwiderruflich. In jüngern Jahren machte er seine Reisen zu Pferde. Er war ein dreister, obwohl schlechter Reiter. Er saß weder gut noch bequem zu Pferde. Ein Buch in der Hand, das er vor die Augen hielt, den Zaum über den Nacken des Pferdes hängend — hat er mit seinem Klepper manches Abentheuer erlebt. Er mochte doch wohl im Jahre an 4000 englische Meilen machen. Das giebt für 52 Jahre eine Summe von zweimalhundert und achttausend. Nur ein Körper wie der seine konnte eine solche unaufhörliche Thätigkeit aushalten.

Wer sollte bei einem so geschäftsvollen Leben

vermuthen, daß Wesley zugleich einer der thätigsten Schriftsteller war, die England jemals erzeugt hat. Verse und Prosa, Geschichte, Theologie, Politik, Sprachkenntnisse, Philosophie, mit allem hat er sich abgegeben. Er machte sich freilich das Schreiben ziemlich leicht. Viele seiner Schriften sind blos Auszüge aus verschiedenen Autoren aller Art. Er übersah den Autor, durchstrich die Stellen, die ihm mißfielen, und das oft mit so wenig Genauigkeit, daß er manches stehen ließ, was seinen Grundsätzen geradezu entgegen war. Und so gieng es in Druck. Er hatte eine Druckerei unter seiner unmittelbaren Aufsicht, und sein Name verschaffte seinen Büchern einen schnellen Abgang. Die meisten seiner Schriften sind theologischen Inhalts. Sein grösstes Werk sind die Anmerkungen über das alte und neue Testament. Nächstdem gehört zu seinen wichtigsten Werken die Abhandlung von der Erbsünde. Es ist das einzige, worinn man eigentlich Ordnung und Methode findet. Die historischen Schriften haben weniger Werth. Die Geschichte von England und die Kirchengeschichte sind grösstentheils aus andern Büchern abgeschrieben. Eine Abhandlung über die Sklaverei macht seinem Herzen viel Ehre. Seit dem Jahre 1777 gab er eine periodische Schrift unter dem Titel: Arminianisches Magazin, heraus, die ein sonderbares Gemisch der heterogensten Aufsätze

ist. Auch acht Bände Predigten und eine aus 50 Bänden bestehende christliche Bibliothek hat man von ihm, welche meist Auszüge aus Schriftstellern des siebzehnten Jahrhunderts enthält. Der kleinen fliegenden Blätter und Broschüren giebt es über 260. Eine Sammlung derselben erschien 1772 zu Bristol in 32 Bänden.

Johann Friedrich Lobstein.

Professor der Anatomie, Physiologie und Chirurgie zu Strasburg.

Zu Lampertheim, ein paar Stunden von Strasburg, ward Lobstein im Jahre 1736 gebohren. Sein Vater war daselbst Wundarzt, zog aber nach Strasburg, wo der Sohn bald eine Neigung zur Anatomie verrieth. Ohne fremde Anleitung verfertigte er Präparate, und in allen Lehrstunden, die er besuchte, erntete er ungetheilten Beifall. Mit zunehmenden Jahren wuchs sein Eifer, er bildete sich auf der vaterländischen Universität zu einem trefflichen Zergliederer aus, und schon war er durch seine Abhandlung: de nervo spinali 1760 rühmlichst bekannt, als er eine gelehrte Reise nach Holland, Frankreich und Deutschland antrat. Albin theilte die Aufsicht über das anatomische Theater mit ihm, und gab ihm die Erlaubniß zu öffentlichen Vorlesungen. Mit vorzüglicher Achtung empfieng ihn sowohl die chirur-

gische Akademie zu Paris, als auch die königliche Gesellschaft der Aerzte daselbst. Haller zu Göttingen erkannte den großen Zergliederer in ihm; Zimmermann und der ältere Meckel wurden seine Freunde. Die ehrenvollen Anträge, die ihm von mehreren Seiten her gemacht wurden, lehnte er ab, kehrte 1764 nach Strasburg zurück, und bewies durch seine Praxis und durch seine Vorlesungen, daß er sich zum grossen Manne ausgebildet, und die Gelehrsamkeit des Professors, den Beobachtungsgeist des Arztes, die Geschicklichkeit des Chirurgs in einem sehr hohen Grade zu vereinigen gelernt hatte.

Spielmann, seit 1759 Professor der Chemie, Botanik und Materia medika, und Mitglied mehrer Akademieen; gefällig im Umgange, beredt im Vortrage, außerordentlich thätig als öffentlicher Lehrer, und mehr als keiner seiner Vorgänger vom Glücke begünstigt, hatte indeß den ihm anvertrauten Lehrstuhl mit allgemeinem Beifalle bekleidet, und den Ruhm seiner Vaterstadt von dieser Seite auch im Auslande verbreitet. Es war der Wunsch des Publikums, die Anatomie und Chirurgie mit ihren Schwestern gleich schnelle Fortschritte gehen zu lassen. Das Mittel dazu war einfach und unfehlbar; man durfte nur Lobstein zum Professor in diesen Wissenschaften ernennen. Dieß geschah im Jahre 1768.

Mit diesem Jahre fieng der Ruf an, in welchen

die medizinische Schule zu Strasburg durch die Talente dieser beiden Männer gesetzt wurde, und in welchem sie sich auch 16 Jahre lang, bis zu ihrem Absterben, erhielt. Die Zahl der angehenden Aerzte war diesen ganzen Zeitraum hindurch nie unter hundert; die der Wundärzte noch um die Hälfte stärker. Beinahe der sechste Theil derselben waren Russen, von welchen mehrere auf kaiserliche Unkosten daselbst studierten, und unter der besondern Aufsicht der beiden Professoren Lobstein und Koch standen. Eine ähnliche Verfügung traf auch der Markgraf von Baden mit den Studierenden seiner Lande.

An den sehr zahlreichen Dissertationen anatomischen und chirurgischen Inhalts, die um diese Zeit zu Strasburg erschienen, hatte Lobstein allemal so vielen Antheil, daß man ihn für den Verfasser ansehen konnte. Hier machte der jüngere Meckel seine Entdeckungen über den innern Gehörgang, und hier, unter Lobsteins Aufsicht, machte auch der große Zergliederer Neubauer seine meisterhafte Zergliederung der Herznerven, die sein Lehrer nur deswegen nicht für seine eigene Arbeit erkannt wissen wollte, weil er sie nicht für vollendet genug ansah. Eben diese unerbittliche Strenge, womit er seine eigenen Arbeiten beurtheilte, war auch Ursache, daß er kein gedrucktes Denkmal seines wissenschaftlichen Fleißes und Scharfsinns der Nachwelt hinterließ. Auch waren seine Fa-

kultätsgeschäfte zu sehr überhäuft, um eine solche Ausarbeitung möglich zu machen. Beinahe die ganze Last des theoretischen und praktischen Unterrichts von mehr als hundert Zöglingen ruhte allein auf ihm. Die ganze Winterhälfte des Jahrs hindurch war auch nicht eine Stunde des Tages sein eigen: der ganze Tag gieng mit Vorlesungen dahin. Auf dem anatomischen Theater mit unablässigen Fragen bestürmt, ließ er gewöhnlich keine unbeantwortet. Dafür aber forderte er auch von seinen Zuhörern einen Eifer, der dem seinigen entsprach. Nachlässigkeit in Besuchung seiner Vorlesungen bestrafte er auf der Stelle öffentlich und zum warnenden Beispiele; Ungeschicklichkeit im anatomischen und chirurgischen Handgriffe ahndete er mit etwas mehr Schonung; oft blieb es bei einer lachenden Satyre, oft gieng aber auch diese in wirklichen Unwillen über, wenn jene zu häufig kam und zu auffallend war.

In seinen öffentlichen, besonders lateinischen Vorlesungen, war Lobstein ein Muster akademischer Beredtsamkeit. In der Fülle seines Wissens boten sich ihm die Gedanken von selbst dar, und bei seiner klassischen Kenntniß der lateinischen Sprache hatte er nie nöthig, den angemessenen Ausdruck ängstlich zu suchen. Eigenthümlich war es ihm, so wie seinem Lehrer Albin, daß er, so lange der ganze Vortrag dauerte, die Augen fest geschlossen hielt. Sein äuße-

res Betragen, gesetzt und ernsthaft, war eines akademischen Lehrers würdig. Nie verzog sich der beredte Mund zum niedrigen Scherze; nie faltete sich die ernste Stirn, nie entstellte sich das große Auge, um unanständige Anwandlungen auffahrender Leidenschaft auszudrücken. Der Beifall, die Liebe seiner Zuhörer, war die einzige Belohnung seiner gelehrten Thätigkeit; in den Vergnügungen der Sinne, in den Freuden der Gesellschaft suchte er sie nie. Seine mässig besetzte Tafel theilte er mit Freunden und Zuhörern gern. Nach ihr war ein Spaziergang in den Garten seine gewöhnliche Erholung; hier suchten ihn die Zuhörer auf, die ihn besonders zu sprechen verlangten, und hier fanden sie ihn immer mit heiterer, unbewölkter Stirn und angenehmer Gefälligkeit. Seine kleine Bibliothek stand jedem offen, und gern gab er dem fleißigen Zuhörer die Bücher mit nach Hause, die er verlangte.

Die ehrenvollsten Anträge ins Ausland, als Professor auf hohe Schulen, als Leibarzt und Archiater an glänzende Fürstenhöfe, lehnte er gleichgültig von sich ab; entschlossen, seiner Vaterstadt bis in den Tod ganz zuzugehören. Die Früchte seines erworbenen Ansehens bei Ausländern genoß nicht er; sie wurden würdigern seiner Schüler zu Theil, denen er, im Verhältnisse ihres bewiesenen Fleißes, den Weg zu ihrem künftigen Glücke sehr gern bahnte. Und auf

diese Empfehlungen konnte man sich um so gewisser verlassen, da Lobstein sein ganzes Leben hindurch gegen die Stimme der Schmeichelei kalt blieb, und der einzige Weg, seine Gunst zu gewinnen, durch wissenschaftliche Verdienste führte.

Lobstein, seiner Wissenschaft und seiner Schule ganz allein lebend, gegen die sinnlichen Freuden des gesellschaftlichen Lebens gleichgültig, ohne alle Neigung gegen das andere Geschlecht, also nie Gatte, nie Vater; dagegen außerordentlich thätig in seinem praktischen und akademischen Berufe, unentbehrlich dem Publikum durch seine Kenntnisse, und sparsam dabei, erwarb sich in kurzer Zeit ein ansehnliches Vermögen, das mit jedem Jahre zunahm. Dieß weckte natürlich den Neid, besonders der deutschen Wundärzte in Strasburg. Sie fühlten die Ueberlegenheit eines Mannes über sie, der an chirurgischer Erfahrung und Geschicklichkeit keinem unter ihnen nachstund, und dabei einer der ersten Anatomen und Physiologen seines Jahrhunderts war, auch mehrere aus ihrem Mittel gebildet hatte. Vielleicht mochte auch Lobstein, in einzelnen Fällen und Konsultationen, die chirurgischen Fehler mehrerer unter ihnen mit der ihm eigenen Freimüthigkeit gerügt haben. Auch verhehlte Lobstein den großen Unterschied nicht, den er zwischen dem ausgebildeten französischen Wundarzte und dem rohen deutschen Barbier machte, der meist ohne

wissenschaftliche Grundsätze seine Kunst als Handwerk trieb, und den größten Theil seines Erwerbs im Bartscheeren suchte. Dieß alles brachte die chirurgische Galle der ehrwürdigen Gilde in Bewegung; sie sann auf Rache, und verbitterte durch Ränke und Kabalen dem verdienten Manne manches schöne Jahr seines Lebens.

Lobstein sollte aber auch noch andere Stürme erdulden, gegen die seine Standhaftigkeit so wenig als seine Wissenschaft etwas vermochte. Mehrere Jahre lang sah er seinen Tod und die martervolle Art desselben voraus. Er wußte aus pathologischen Gründen, daß seine sich immer mehr anhäufende Fettigkeit sich zuletzt in ein flüssiges Wesen auflösen, und daß nach einem langen und schmerzvollen Krankenlager eine allgemeine Wassersucht sein Leben endigen würde. Es war bei ihm feste Ueberzeugung, daß er in der vollen Blüthe seines männlichen Alters vom Schauplatze werde abtreten müssen. Noch arbeitete er mit der gewohnten Thätigkeit fort; noch ließ seine durchdringende männliche Stimme, seine blühende Gesichtsfarbe, sein, dem Ansehen nach nervigter Körperbau, auch nicht die entfernteste Gefahr bemerken, als Lobstein die warnenden Vorboten des ihn bedrohenden Schicksals schon so deutlich in seinem Innern fühlte, daß er, um es wo möglich abzuwenden, sich eine ganz andere Lebensordnung vorschrieb. Er blieb weniger

an sein Pult geheftet; er machte sich eine tägliche Leibesbewegung zur Pflicht; er brachte einen grössern Theil des Sommers auf seinem Landgute zu; er unternahm öfters gelehrte Reisen, und vergaß nie dabei, die Gesundbrunnen zu besuchen, die er für sich am zuträglichsten hielt. So sah ihn noch im Jahre 1781 Göttingen, wo er bei Weisberg den berühmten Zergliederer Peter Camper antraf; Aachen und Spaa, wo er die Bäder brauchte; Paris, wo er der königlichen Gesellschaft der Aerzte, deren Mitglied er war, verschiedene chirurgische Beobachtungen mittheilte. Auf seinem Landgute in Dorlisheim hatte er immer einige Schüler bei sich, deren vorzüglicher Fleiß sie seines vertrautern Umgangs würdig gemacht hatte, und die er hier als Freund und Vater behandelte.

Fruchtlos waren diese Vorkehrungen! Der große Arzt, der so vielen das Leben gerettet hatte, wurde durch die Erfüllung seiner schrecklichen Ahnungen belehrt, daß nur für ihn, in dem ganzen Umfange seiner Kunst, keine Hülfe sey. Und nun fieng sich die letzte unglückliche Periode an, wo er, unfähig, sein Schicksal mit der Gelassenheit eines Weisen zu ertragen, seinen Freunden durch unaufhörliche Klagen beschwerlich, über seine Schüler bei dem mindesten Anlasse ungehalten, und unvermögend zugleich, die Fehler seines Betragens durch die Thätigkeit seines Unterrichts wieder gut zu machen, von den erstern ver-

lassen würde, und die Liebe der andern immer mehr, und zuletzt unwiederbringlich verlor.

Lobstein war so unglücklich, daß keiner seiner Freunde, keiner seiner Schüler das Gefühl seiner innern Leiden mit ihm theilte. Die Gemäßigtern waren noch jene, die seine Krankheit für leere Einbildung hielten; indeß die Mehrheit seiner deutschen Zuhörer, von ihren Meistern längst irre geführt, sie für Verstellung hielten, und sich beredeten, daß er hierdurch seine Liebe zur Bequemlichkeit und die Vernachlässigung seiner Lehrerpflichten bemänteln wolle. Er eilte, nach dem Tode seines berühmten Mitarbeiters, Spielmann, im September 1783 nach Strasburg zurück, und nun sahen seine Zuhörer, bei Eröffnung der Vorlesungen, die für Einbildung erklärten Ahnungen ihres Lehrers in der That erfüllt. Kaum hörbar war seine Stimme, matt und erstorben das vorhin so lebhafte Auge; aufgedunsen das Gesicht, todtenbleich die Farbe, geschwollen Hände und Füße, seine ganze männliche Kraft war dahin, das Gedächtniß zerfallen, im Vortrage kein Zusammenhang mehr; und die auffallenden Fehler seines sittlichen Betragens, das alle beleidigte, konnte nur das wahre Mitleid und die warme Theilnahme an seinem Elende entschuldigen.

Noch ein Jahr war dem vormals so berühmten Lehrer zu leben bestimmt. Einsam, traurig, von

zahllosen körperlichen Leiden gequält, und mehr noch von den unangenehmen Empfindungen im Innersten der Seele gekränkt, die die Vergessenheit, in welche er gesunken war, der unverdiente Verlust der Achtung seiner Vaterstadt und der Liebe seiner Zuhörer in ihm rege machte, verlebte er dieses unglückliche Jahr. Noch nie hatte vielleicht ein akademischer Lehrer seinen ausgebreiteten Ruhm so vollkommen überlebt, als jetzt Lobstein. Endlich starb er am 11ten October 1784 im 48sten Jahre seines Alters. Mit ihm war auch der Ruhm der Akademie im Auslande dahin. Den wahren Werth des Mannes lernte das Vaterland erst alsdann richtig beurtheilen, da er nicht mehr war. In ihm hatte es durch einen äußerst glücklichen, seltenen Zufall, den Mann gefunden, der den verdientesten, im Auslande erworbenen Ruhm, der den Beifall der berühmtesten Lehrer seiner Zeit, die vereinten Fähigkeiten des Gelehrten, des Zergliederers und des praktischen Wundarztes bereits zum Lehrstuhle mitbrachte, der die größten Erwartungen von sich erregt, und der diese Erwartungen vollkommen erfüllt hatte.

Nathanael Gottfried Leske.

Professor der Naturgeschichte in Marburg.

Leske wurde am 22sten October 1752 zu Muskau in der Oberlausitz, wo sein Vater Prediger war, gebohren. In seiner frühen Jugend hatte er das Unglück, von einer Kindeswärterin vernachlässigt zu werden. Eine sehr merkbare Unförmlichkeit von Brust und Rücken, und was noch weit wichtiger ist, eine große Beklemmung der Lunge, und die aus dieser abstammenden Uebel waren die Folgen davon. Indessen pflegte der Vater mit Sorgfalt die aufkeimenden Talente des Knaben, und bereitete ihn bis zur Universität vor. Nur ein einziges Jahr war der damals zehnjährige Leske im Waisenhause in Halle, wo ihm seine Gesundheitsumstände nicht länger zu bleiben erlaubten.

Siebzehn Jahre alt bezog der junge Leske die Akademie Leipzig, und ließ sich unter die Zuhörer der Arzneiwissenschaft einschreiben. Schon damals war

seine Vorliebe für die Naturgeschichte überwiegend, und er war fest entschlossen, ihr sich vornehmlich zu weihen. Sein Vater hatte schon im Jugendunterrichte die ersten Keime des aufwachenden Talents klüglich genährt. Auf der Universität war ihm diese Vorliebe von einem vorzüglichen Nutzen. Christian Gottlieb Ludwig war einer von seinen Lehrern, und in Umständen, daß er das Vermögen hatte, talentvolle junge Leute thätig zu unterstützen. Dieses Vermögen benutzte er mit seltener Uneigennützigkeit, wenn er bei einem seiner Zuhörer Unvermögenheit, Fleiß und Rechtschaffenheit beisammen antraf. Leske hatte diese Eigenschaften, und mehr bedurfte es nicht, um von Ludwig zu seinem Gehülfen im Lehramte angenommen zu werden. Diese Stelle brachte mit sich, daß Leske seinem Lehrer gleichsam in die Hand arbeitete, indem er entweder diejenigen Dinge, welche in den Vorlesungen sollten vorgelegt werden, zubereitete, oder kleinere Versuche und Beobachtungen, die zu den wichtigern bloße Vorarbeiten sind, und für den vollendeten Gelehrten nichts Unterrichtendes haben, anstellte, oder, nachdem seine Redlichkeit hinlänglich geprüft war, den Auftrag erhielt, die Naturkörper in Ordnung zu bringen und für die Bibliothek Sorge zu tragen. Dieß öffnete ihn den freien Zutritt zu Ludwigs auserlesener Bibliothek, reicher Naturaliensammlung und gut eingerichtetem physikalischen Kabinete, und — was noch weit mehr als

dieß alles war — zu Ludwig selbst: denn es ist unglaublich, wie viel lehrreicher der Umgang eines großen Mannes im Schlafrocke, als der netteste Vortrag auf dem Lehrstuhle sey.

Leske ließ keine Gelegenheit unbenutzt, wo er seine Kenntnisse erweitern konnte. Vorzüglichen Fleiß verwendete er auf die Anatomie, wohnte den Zergliederungen, die von Andern vorgenommen wurden, mit Aufmerksamkeit bei, und zergliederte selbst; was ihm in der Folge von großem Nutzen gewesen ist. Auch die übrigen Theile der Arzneiwissenschaft studierte er mit vieler Anstrengung, machte aber in der Folge keinen Gebrauch davon, ausgenommen blos wissenschaftlich.

Im Jahre 1773 nahm er die Doktorwürde in der Philosophie an, und zwei Jahre darnach erhielt er die Stelle eines außerordentlichen Lehrers der Naturgeschichte mit einem Gehalte von zweihundert Reichsthalern. Von dieser Zeit an lebte er ganz für die Naturgeschichte. In der schönen Jahrszeit brachte er alle Stunden, die ihm von seinen übrigen Geschäften frei blieben, in den Gefilden um Leipzig zu, um Insekten zu haschen oder ihre Lebensart zu studieren.

Man kann sich unmöglich mit der Naturgeschichte ernstlich und wissenschaftlich beschäftigen, ohne der Natur das Benehmen abzulernen, welches von ihr

bei Hervorbringung ihrer Erzeugnisse beobachtet wird; und man kann unmöglich Naturkenner seyn, und die Beschäftigungen des Landmannes mit ansehen, ohne wahrzunehmen, daß die Landwirthschaft noch großer Verbesserungen fähig sey. Leske nahm daher allmählich Anlaß, seine naturhistorischen Kenntnisse für den Feldbau und die Viehzucht nützlich zu machen, welche Bemühungen ihm auch im Jahre 1778 eine Stelle in der ökonomischen Gesellschaft in Leipzig, und bald nachher die Stelle eines Sekretairs bei derselben erwarben, welche letztere er aber bald wieder niederlegte. Seine ökonomischen Kenntnisse verwickelten ihn nemlich in mancherlei Verdrießlichkeiten, während sie vom Hofe geschätzt wurden. Der Churfürst ernannte ihn noch im Jahre 1778 zum ordentlichen Professor der Oekonomie mit einer Zulage von 200 Reichsthalern.

Die Landwirthschaft Sachsens ist bei weitem so gut nicht bestellt, als man sie sich im südlichen Deutschlande vorzustellen pflegt. Nicht nur hält man dort Brache, wie in ganz Deutschland, und den Weidegang, wie in vielen andern Ländern, sondern unermeßliche Heerden von Schafen decken die Fluren; Schäfer führen sie an; die hergebrachte Rechte behaupten und eiserne Vorurtheile beherrschen den grossen Gutsbesitzer, wie den Bauer. Dieß hindert nicht, daß dieses Land, welches in andern Fächern so viele

gute Köpfe gezeugt hat, nicht auch einzelne einsichtsvolle Landwirthe haben sollte. Schubart von Kleefeld war einer davon. Dieser Mann, Besitzer ansehnlicher Landgüter, führte auf ihnen den Kleebau und die Stallfütterung ein, und schaffte die Brache ab. Mit dem eigenen Vortheile nicht zufrieden, empfahl er seinen Landsleuten ein gleiches Verfahren durch Schriften. Schubart hatte die Erfahrung für sich, und ließ allemal nur diese sprechen; aber er sah ein, daß es für die gute Sache vortheilhaft seyn müßte, wenn sie durch Gründe unterstützt würde, die aus dem Wesen der Dinge genommen wären, und verband sich mit Leske, den gleiche Gesinnungen, gleiche Anhänglichkeit für das, was er für Wahrheit hielt, und gleicher Eigensinn, wider die landwirthschaftlichen Vorurtheile mit offenem Helme zu Felde zu ziehen, für seine Freundschaft empfänglich machten. Schubart gieng auf nichts Geringeres aus, als auf eine gänzliche Umwälzung der sächsischen Landwirthschaft. Aber alle Umwälzungen erregen Erbitterungen! —

Leske war jung; und in seinem Alter konnte wohl von einem guten Kopfe und vielem Fleiße eine nicht gemeine Gelehrsamkeit erwartet werden: aber Klugheit, diese Tochter der Erfahrung, pflegt nur eine Gefährtin des reifern Alters zu seyn. Sey es, daß Leske einige Landwirthe zu übereilten Verände-

rungen ihrer Wirthschaftsplane beredet habe, die zu ihrem Nachtheile ausgefallen sind; oder sey es, daß er sich, vielleicht durch Schubarts Hitze verleitet, unbescheidene Ausfälle wider die Andersdenkenden erlaubt habe: so viel ist gewiß, daß ihm seine wirklich gesunden Grundsätze über die Landwirthschaft von seinen Landsleuten Verdruß zugezogen haben, die ihn vermochten, auswärtige Dienste zu suchen.

Gerade um diese Zeit suchte der Landgraf von Hessenkassel der Universität zu Marburg einen neuen Glanz zu geben, berief allenthalben berühmte Lehrer dahin, und erhöhte die Gehalte sehr ansehnlich. Leske, der mit Baldinger im Briefwechsel stund, benutzte diese Gelegenheit, und erhielt einen Ruf als Professor der Kameralwissenschaften und der Oekonomie, dem er folgte. Dieser Ruf war ein Todesruf. Er reiste am 7ten November 1786 mit seiner ganzen Familie von Leipzig ab; die Witterung war rauh und windig, und ein Zufall, der ihm unweit Leipzig begegnete, setzte ihn eine beträchtliche Zeit lang ihrer nachtheiligen Wirkung aus. Er war noch nicht zwei Meilen von dieser Stadt entfernt, als er umgeworfen wurde. Niemand hatte einigen Schaden genommen, auch er nicht, wie es schien, obgleich einige Stunden lang der kalten Luft ausgesetzt, bis der Wagen gehoben und das Gepäcke wieder in Ordnung gebracht war, fühlte er sich an diesem und am folgenden Tage wohl, scherzte

über den Zufall, der ihm begegnet war, und feierte mit Munterkeit den Geburtstag seiner Gattin.

Aber schon war der Tod in seinen Eingeweiden. Er hatte an diesem Tage etwas mehr gegessen, als er sonst gewohnt war. Dieser Ueberladung des Magens folgte ein Ekel, vorübergehendes Bauchgrimmen und eine außerordentliche Beschwerde im Athemholen. Er war aber weit entfernt, seine Krankheit für gefährlich zu halten; er gab sie bloß der Ueberladung des Magens Schuld, vernachlässigte sie daher, und reiste nach Cassel fort. Als hier durch einige Heilmittel die Zufälle des Unterleibes gehoben waren, hielt sich Leske für geheilt, obgleich die Brustbeschwerden noch anhielten, stattete überall seine Besuche ab, und reiste weiter nach Marburg. Er war aber noch nicht in dieser Stadt angelangt, als das Uebel, welches im Innern an seinem Lebensfaden nagte, so heftig ward, daß er irre redete. Endlich kam er in Marburg an, um sich sogleich in Baldingers Hände zu werfen, der den berühmten Michaelis zu Hülfe nahm. Diese großen Aerzte sahen bald die Gefahr, stellten ihn gleichwohl so weit wieder her, daß er der völligen Genesung entgegen zu gehen schien, als am 25sten November Abends auf einmal alle Zufälle schlimmer wurden, die Arzneimittel nur vorübergehende Erleichterungen verschafften, bis er endlich entkräftet in einen Schlummer verfiel, aus welchem ihn nur diejenigen Zuckun-

gen weckten, welche die unmittelbaren Gefährtinnen des Todes sind.

Leske war ein fleißiger und scharfsinniger Forscher der Natur, und bereicherte ihre Kenntniß und Geschichte durch manche schöne Beobachtungen: zwar wurde die auffallendste Entdeckung, die ihm glückte — der Blasenbandwurm der Schafe, als Ursache ihrer Drehkrankheit — von Götze zu Quedlinburg, welcher sie zu gleicher Zeit bekannt machte, in Anspruch genommen: sie scheint jedoch, als gleichzeitig, Leske so gut als Götzen anzugehören. Aber auch ohne sie sind eine Menge einzelner, die Naturgeschichte, vorzüglich Geognosie und Geologie, und hiernächst die Oekonomie und Gewerbkunde betreffenden Bemerkungen, vorzüglich in der von Leske unternommenen und mit vieler Pracht ausgestatteten, aber aus Mangel an Unterstützung unvollendet gebliebenen Reise durch Sachsen (2 Hefte 1785. 4. die das, was die Lausitz angeht, enthalten,) gesammelt. Diese Reise — ein in seiner Anordnung viele Vorzüge habendes Handbuch der Naturgeschichte, wovon aber auch nur der erste Theil 1779 erschien — das von Leske errichtete Leipziger Magazin für Naturkunde u. s. w. — und die unter seiner Direktion fortgesetzten Comment. de rebus inscientia medica et naturali gestis — endlich mehrere, aus andern Sprachen entworfene schätzbare Werke geben sei-

nem Namen in der Geschichte der Naturwissenschaften einen bleibenden Werth. Viele gelehrte Gesellschaften in und außer Deutschland rechneten es sich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen.

Er hatte sich im Jahre 1780 mit der einzigen Tochter des Leipziger Buchhändler Müllers verheirathet, führte nach dessen Tode die Handlung im Namen seiner Gattin fort, und verlegte verschiedene für die Naturgeschichte wichtige Werke.

Johann Christoph Gatterer.

Hofrath und Professor der Geschichte in Göttingen.

Gatterer war einer der ersten Historiker des achtzehnten Jahrhunderts. Sein ganzes langes Leben widmete er, neben dem öffentlichen Unterrichte, der Abfassung von Schriften, die ihn, als Denkmale eines scharfsinnigen Forschungsgeistes, noch lange überleben werden. Auch er arbeitete sich, wie so viele andere vorzügliche Köpfe, aus der niedrigsten Sphäre, zu Ruhm und Ansehen empor. Er wurde am 23sten Julius 1727 in der Reichsstadt nürnbergischen Festung Lichtenau gebohren. Sein Vater, Melchior, war daselbst gemeiner Dragoner, und seine Mutter war eine gebohrne Meyerin.

Es liegt also in der Natur der Sache, daß Gatterer auf keine besondere Erziehung rechnen durfte. Seine Aeltern waren arm, so daß sie ihm keinen andern, als den gewöhnlichen Schulunterricht geben

lassen konnten. Indessen wie sein Vater älter und also zum Dienste unfähig wurde, zog er mit seiner Frau und Kindern nach Nürnberg. Von dieser Zeit an beginnt also Gatterers Geistesbildung. Sein Vater schickte ihn in die Sebalder-Schule; zwar nicht in der Absicht, ihn studieren zu lassen, weil er selbst keine Mittel dazu hatte, und weil er dagegen war, daß sein Sohn sich den Wissenschaften widmen sollte. Dieß verursachte dem aufkeimenden Genie Gatterers manche Unannehmlichkeiten. So z. B. wollte sein Vater nicht haben, daß er zu Hause immer lesen und über den Büchern sitzen sollte. Er mußte auf dem Boden des Hauses schlafen, und hatte nicht so viel Tageslicht, daß er früh, wenn seine Aeltern noch schliefen, hätte lesen können; er suchte aber diese Schwierigkeit dadurch, daß er einige Dachziegel aufhob, zu heben, und legte in dieser traurigen Situation den Grund zur Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache. Sein mit so vieler Mühe und Verdruß kämpfender Eifer zu den Wissenschaften, und seine Fortschritte, die er darinn fast ganz allein machte, zogen indessen die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich, und hatten ihre Unterstützung zur Folge.

Nachdem er sechs Jahre auf der Sebalder-Schule zugebracht hatte, wurde sein Lehrer, Jungendres, als Schulrector nach Laurenzen versetzt. Dieser nahm den jungen Gatterer als seinen fleißigen,

hoffnungsvollen Schüler mit, und machte ihn zum Calfactor der Schule. So mühsam und lästig dieß gleich für Gatterer war, so hatte es doch für ihn die angenehmsten Folgen. Als Calfactor mußte er dafür sorgen, daß im Winter früh um 4 Uhr die Schulstuben geheizt wurden. Er mußte also gleich nach 3 Uhr aufstehen und sein Amt verrichten. Dadurch aber hatte er den Vortheil, daß er täglich, nachdem die Zimmer geheizt waren, fast zwei Stunden Muse hatte, ehe die Lehrstunden anfiengen. Diese Zeit benutzte er vorzüglich dazu, um sich in der griechischen Sprache zu bilden; er lernte dadurch den Herodot, der sein Lieblingsschriftsteller war, fast auswendig, und bildete sich so schnell, daß er nach zwei Jahren die Schule verlassen, und die Vorlesungen der Professoren am Gymnasium besuchen konnte.

Ein Jahr darauf, nehmlich um Ostern 1747, bezog er die vaterländische Universität Altdorf, wo er damals vorzüglich den berühmten Schwarz, den großen Philologen Nagel, Spiesen, Adelbulner und Dietelmaier benutzte. Seines guten Betragens und seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit wegen wurde er 1749 bei den Söhnen des Doktor Dresenreuters, deren Mutter Gemahlin des berühmten Doktor Heumanns war, Lehrer, wodurch er abermals sehr vielen Vortheil zur Erweiterung und Ausbildung seiner Kenntnisse hatte. Denn einmal

konnte er die Bibliothek dieses großen Mannes wie seine eigene benutzen, und dann hatte er den großen Vortheil, Heumanns Umgang täglich zu genießen. Wie viele in Gatterers Genie schlafende Ideen durch den Umgang mit dem großen Heumann erweckt wurden, das konnte der dankbare Mann seinen Vertrauten und Freunden nicht genug rühmen.

Im Jahre 1751 erhielt er, nach öffentlicher Vertheidigung einiger Sätze aus der gesammten Philosophie, die höchste Würde in der Philosophie, und im folgenden Jahre fieng er an als Privatdocent Vorlesungen zu halten. Allein schon im October dieses Jahres wurde er als Lehrer der vierten Klasse an das Nürnbergische Gymnasium berufen, und nach drei Jahren wurde er Konrektor und Professor der Reichshistorie und Diplomatik am Auditorium des Gymnasii. Während dieser Zeit arbeitete der um die historischen Wissenschaften unsterbliche, verdiente Mann mit allem Eifer und Anstrengnung, so viel ihm seine Lehrstunden nur immer Zeit übrig lassen konnten, mit bewundernswürdigem Fleiße und mit dem größten Glücke. Unter den Schriften, die er in dieser Periode herausgab, und die bereits Aufsehen zu machen anfiengen, zeichnete sich besonders seine genealogische Geschichte der Herren Holzschuher von Aspach aus, die im Jahre 1755, mit einem diplomatischen Codex begleitet, erschien.

Der große und gütige Pflegevater der Georgia-Augusta, Münchhausen — ein Mann, dessen große Verdienste um Göttingen ganz Deutschland und ein großer Theil von Europa dankbar zu verehren Ursache hat, indem der große, helldenkende Mann in jedem Fache der Wissenschaften solche Lehrer der Universität zu verschaffen wußte, die ihr nachher zu der größten Ehre gereichten, ihren Ruf ausbreiten und vergrößern halfen. — Unter diese in so mancher Rücksicht würdigen und um den Ruhm der Georgia-Augusta verdienten und großen Männer, gehörte gewiß auch Gatterer, den Münchhausen, als er ihn durch den Ruf kennen lernte, auch sogleich zu einem Lehrer in Göttingen bestimmte. Gatterer wollte Anfangs sein Vaterland nicht verlassen, weil er ein zu guter Patriot war, welches er bei tausend Gelegenheiten thätig bewies. Dennoch aber beredete ihn Münchhausen, und er gieng im September 1759, nach Kölers Tode, mit seiner schwangern Gattin und drei Töchtern als ordentlicher Lehrer der Geschichte nach Göttingen.

So groß Gatterers Genie, und so selten seine Kunst war, ein Chaos von Sätzen und Ideen in ein System zu bringen, und so gewiß es ist, daß er z. B. die Geographie zuerst in ein System zwang, daß er die Diplomatik und allgemeine Weltgeschichte mit ganz neuen Ideen bereicherte, und auf eine weit zweckmäs-

figere Art vortrug, als Niemand vor ihm gethan hat: so würde er doch wahrscheinlich dieß alles nicht in der Vollkommenheit haben leisten können, wenn er nicht Lehrer in Göttingen geworden wäre. Gatterer, der vorher in einem kleinen Kreise seiner Freunde lebte, kam jetzt gleichsam in die große Welt. Die vielen großen Männer, die er in Göttingen antraf und nach und nach kennen lernte, die treffliche und für seine Fächer so reichhaltige Bibliothek, die Freiheit des Geistes, mit der er seine Untersuchungen beginnen konnte, die verminderte Sorge für das Wohl seiner Familie, dieß alles mußte auf ihn einen sehr vortheilhaften Einfluß haben. Vorzüglich aber mußte ihn der Beifall seiner Schüler anfeuern, seine Geisteskräfte ganz dem Studium seiner Wissenschaft, mit sorgfältigster Bearbeitung aller ihrer Nebenzweige, zu widmen. Dieser Beifall war ganz ungewöhnlich, fortdauernd und in hohem Grade ehrenvoll. Als z. B. sein Hörsaal zu klein wurde, schrieben die Studenten auf Leitern vor den Fenstern seine Vorlesungen nach. Im Jahre 1783 las er, der großen Menge der Zuhörer wegen, die allgemeine Geographie unmittelbar zweimal hinter einander, und dennoch war sein Hof und der Eingang vor dem Hörsaale, so wie alle Fenster auf der Straße, voll von lehrbegierigen Zuhörern.

Im Jahre 1764 stiftete Gatterer ein historisches Institut, wovon er im Jahre 1767 Direktor

wurde, welches in Rücksicht des von ihm zum Grunde gelegten Plans für die historischen Wissenschaften von unendlich vielem Nutzen hätte seyn können; aber es hat in der Folge nicht ganz seinen Wünschen entsprochen, wenigstens waren in den letzten zwanzig Jahren wenig oder gar keine Versammlungen. Seine allgemeine historische Bibliothek (16 Bände 1767—1771) und sein historisches Journal (16 Theile 1773—1781) sind indessen bleibende Denkmale dieser Stiftung.

Im Jahre 1770 wurde Gatterer königlich Großbritannischer Hofrath mit einer ansehnlichen Zulage seines Gehalts, und 1776 ein Mitglied der Societät der Wissenschaften. In den Kommentarien derselben befinden sich von ihm viele vorzügliche Abhandlungen, eine derselben: de anno meteorologico fundamentali 1780, ist vielleicht für die Menschheit eine der wichtigsten. Gatterer kam nemlich bei seinen Forschungen der Chronologie auf ganz eigene Entdeckungen in der Lehre von der Meteorologie. Bei diesen Untersuchungen mußte er nothwendig auch die Natur und Eigenschaft der Magnetnadel näher untersuchen, und diese Untersuchungen leiteten ihn auf zur Zeit noch unbekannte große und wichtige Eigenschaften derselben, wodurch er in den Stand gesetzt zu seyn glaubte, die Witterung vorher zu sagen, und die Länge eines jeden Punktes auf der Erde bestimmen zu können.

So viel sagte er öffentlich in seinen Vorlesungen über die allgemeine Geographie, und in einer Anmerkung in seinem Abriß der Geographie giebt er Winke, welche auf diese große Entdeckung hinzielen. So viel ist gewiß, daß Gatterer die Witterung vorher berechnen konnte, aber die dazu nöthigen Hülfstafeln hat er aus Mangel an Zeit nicht vollenden können. Wäre die Entdeckung richtig, so hat Gatterer dadurch der Menschheit einen unendlich wichtigen Vortheil verschafft.

Er war in seiner Jugend ein langer, hagerer, blonder Mann, der höchst wahrscheinlich durch zu vieles Studiren seine Verdauungskräfte beträchtlich geschwächt hatte. Seine zärtliche Gattin war immer wegen seiner Gesundheit in großen Sorgen. Dennoch blieb er bis zum Jahre 1778 fast von allen Krankheiten verschont. Aber in diesem Jahre litt er an einer fürchterlichen Brustkrankheit länger als neun Monate; alle seine Aerzte hatten die Hoffnung aufgegeben, ihn zu retten, und sein Körper und sein Geist litten so sehr, daß alle seine Lieben und Freunde ihm ein sanftes Ende wünschen mußten. Dennoch erholte er sich gegen alle Erwartung, und genoß nachher einer viel bessern Gesundheit, nahm an körperlichen Kräften beträchtlich zu, und lebte, leichte Anfälle von arthritischer oder rhevmatischer Art, welche die Luftröhre und die Lungen öfters befielen, ausgenommen, bis

1798 ganz gesund. Um diese Zeit bekam er lästige Urinbeschwerden, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß sich diese alte Schärfe auf die Urinwerkzeuge geworfen hat. Von dieser Zeit an hatte er öftere Anfälle von Blasenentzündungen, wodurch die Blase nach und nach das Vermögen, sich zusammen zu ziehen, verlor, weswegen der Urin jedesmal mit dem Katheder befördert werden mußte. Im Anfange des Aprils 1799 nahmen seine beschwerlichen Zufälle so sehr zu, daß der Katheder auf keine Weise eingebracht werden konnte. Die Blase wurde brandig, wodurch der Urin in den Unterleib sich ergießen mußte, und so starb Gatterer vom 4ten auf den 5ten April nach Mitternacht sanft und ruhig. Mit seinem Tode verloren die Wissenschaften einen ihrer gelehrtesten Pfleger, und die Universität ein lebendiges Orakel der Wissenschaften.

Gatterer beherrschte das ganze weite Gebiet der historischen Wissenschaften nebst der Geographie, Genealogie, Heraldik, Diplomatik, Numismatik und Chronologie, hellte theils das Ganze, theils einzelne Theile derselben durch Inhaltsschwere Werke und Abhandlungen auf, und führte in das Studium der allgemeinen Weltgeschichte und in die akademischen Vorträge derselben eine bessere Methode ein. Er bereicherte sie mit neuen Ideen und Nachrichten, erweiterte ihre Grenzen, riß sie zuerst aus dem eingeschränkten

Umfange einer trockenen Regenten- und Völkergeschichte heraus, und verwandelte sie in eine Menschengeschichte. Auch setzte ihn seine lange Bekanntschaft mit der Weltgeschichte in den Stand, die bekanntesten Begebenheiten und Verfassungen alter Völker durch eine wohlgewählte Vergleichung oder neue Benennung in einen unerwarteten neuen Gesichtspunkt zu stellen. Um so mehr mußte man eine gewisse Veränderlichkeit in seinen Planen und Arbeiten beklagen, die ihn verleitete, mehrere wichtige Werke unvollendet zu lassen.

Im Jahre 1761 gab er sein Handbuch der Universalhistorie nach ihrem gesammten Umfange, von Erschaffung der Welt bis zum Ursprung der meisten heutigen Reiche und Staaten heraus. Es zeichnete sich hauptsächlich durch eine weitläuftige Einleitung in die Universalhistorie überhaupt, und ein sehr bücherreiches und deswegen eben nicht gewähltes Verzeichniß aller Quellen und Hülfsmittel aus, welche auch vor jedem Abschnitte besonders angegeben wurden. Bald aber änderte er seinen Plan und entschloß sich, dieses Handbuch nicht nur auf die noch übrigen europaischen Staaten, sondern auch auf die asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Reiche fortzusetzen. Davon erschien 1764 des zweiten Theils erster Band, dem noch zwei andere folgen sollten. Allein die Fortsetzung unterblieb. Inzwischen war 1765 zum Ge-

brauch der Vorlesungen ein Abriß der Universalhistorie erschienen. Im folgenden Jahre und 1769 gab er in eben dieser Absicht die Synopsis historiae universalis sex tabulis comprehensa, heraus. Da aber bei deren Gebrauch zu Vorlesungen die Zuhörer das rechte Maaß zwischen Zuviel und Zuwenig beim Nachschreiben nicht zu treffen wußten, so schrieb Gatterer 1771 in mehr als drei Alphabeten die Einleitung in die synchronistische Universalhistorie, die er als Kommentar über seine synchronistischen Tabellen angesehen wissen wollte. Im Jahre 1785 erschien der Anfang eines ganz neuen historischen Werks: Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange; allein schon bei des zweiten Theils erstem Stücke brach er ab, und gab dafür 1792 sein gelehrtestes und vollendetstes Werk in dieser Gattung; Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte bis zur Entdeckung von Amerika, heraus.

Ueber die einzelnen historischen Hülfswissenschaften, Diplomatik, Chronologie, Genealogie, Erdbeschreibung und Heraldik gab er eigene Handbücher heraus. Auch hier äußerte sich manchmal seine Veränderlichkeit. Im Jahre 1775 erschien sein Abriß der Geographie, ein Buch, wodurch dieses Studium mit unendlich vielen neuen Ideen, Grenzbestim-

mungen, Eintheilungen und neuen Aussichten bereichert worden ist, so daß jeder Besitzer der Fortsetzung und Beendigung desselben mit Verlangen entgegen sah. Nach langem vergeblichem Warten aber erhielten sie 1789 statt des zweiten Theils ein ganz neues, nach Plan und Ausführung von dem ersten völlig unterschiedenes, aber eben so selbst überdachtes und originelles Werk, unter dem Titel: Kurzer Begriff der Geographie, und der vortreffliche Abriß ist unvollendet geblieben. — In der Kultur des diplomatischen Studiums hat er Epoche gemacht. Noch in seinem 71sten Jahre schrieb er ein neues Buch über die theoretische Diplomatik, und im 72sten zum erstenmal ein Buch über die praktische Diplomatik, von dem er selbst sehr wahr sagte, daß es den Beschluß aller seiner diplomatischen Arbeiten machen werde.

So große Vorzüge Gatterer als Gelehrter, Lehrer und Schriftsteller hatte, so hatte er dennoch weit größere als Mensch, Bürger, Freund, Vater und Gatte. Er war einer der besten Menschen, die je lebten. Als Staatsbürger war er mit ganzer Seele getreuer Unterthan seines Königs; als Freund konnte er kaum übertroffen werden. Er war der zärtlichste Vater, und hat er je gefehlt, so hat er nur aus zu grosser Liebe und Zärtlichkeit gegen seine Kinder gefehlt.

Er kannte keine größere Freude, als seine Gattin und Kinder fröhlich zu sehen. Seine Ehe war eine der glücklichsten, in der Menschen leben können. Der Umgang mit seiner zärtlichen Gattin war fast seine einzige Erholung.

Eduard Gibbon.

Mitglied des Londner Parlements.

Die Gibbon besitzen schon seit dem vierzehnten Jahrhunderte Ländereien in der Grafschaft Kent, und Eduards Vater war zuletzt Parlamentsglied und Aldermann in London. Jener, der Erstling seiner Aeltern, wurde 1737 zu Putney, dem gewöhnlichen Aufenthalte seines mütterlichen Großvaters, des Kaufmanns Porten, gebohren. Er war in seiner Kindheit äußerst schwächlich und elend, so daß man ihn für verloren und die Sorge für sein Leben unnütz achtete: nur durch die unermüdete Pflege seiner ledigen Tante, Katharina Porten, ward er seiner Familie, England und der ganzen literarischen Welt gerettet. Ehe man ihn auf Schulen schickte, hatte er, in seinem siebenten und achten Jahre, einen Hauslehrer, der vielleicht in der Folge Gutes bei ihm hätte wirken können; man verabschiedete ihn aber, weil er einst in einem Gebet auf der Kanzel die Nennung des königlichen Na-

mens Georg vergessen hatte. Bei der damaligen argwöhnischen Stimmung des Hofes und seiner Parthei mußte man nemlich befürchten, selbst wegen der kleinsten Unachtsamkeit für einen Anhänger des Prätendenten gehalten zu werden.

Eduard kam wegen seiner steten Kränklichkeit selten in die Schule, und das ward ihm durch die Gewohnheit zuletzt auch ganz behaglich; doch studierte er zu Hause, und las schon sehr früh Popens Homer und Drydens Virgil. In seinem zwölften Jahre kam er in die Westmünsterschule, und schon hier faßte er einen überwiegenden Hang zum Studium der Geschichte. Einige Jahre darauf wurde er aufs Magdalenen-Kollegium nach Oxford versetzt, wo er aber wenig lernte. Seine Lehrer und Aufseher ließen ihn machen was er wollte, er reiste oft nach London, und während der langen und öftern Ferien, hielt er sich bei den Seinigen auf, wo er mehr für sein Studieren gewann, als in Oxford. Ueberhaupt können die Kollegien daselbst ziemlich mit den mehr oder minder reichen Benediktinerklöstern verglichen werden. Die Oxforder Mönche theilen ihre Zeit unter Gebet und Kirchengehen, Essen und Trinken, Politisiren und Schlafen. Ob sie studieren wollen, steht bei ihnen. Bei dieser schlaffen Aufsicht überließ sich auch Gibbon seinen Launen und Schwärmereien, und trat im Sommer 1753, nach einer ihn hinreißenden Leserei einiger je-

suitischen Schriften von Parson und Bossuet, zum Katholicismus über.

Der Vater war über diesen Schritt seines Sohnes höchst entrüstet, und unverzüglich mußte derselbe nach Lausanne wandern, wo er dem reformirten Prediger Pavillard zu strenger Aufsicht empfohlen wurde. In Oxford hatte der junge Gibbon ein prächtiges Zimmer bewohnt und war als Edelmann mit vieler Auszeichnung behandelt worden; jetzt mußte er ein kleines Stübchen in einer dunkeln Gasse bewohnen, genoß weniger Freiheit — kein Wunder, daß ihm die Veränderung anfangs empfindlich fiel. Doch bald genug gewöhnte er sich an seinen neuen Aufenthalt, schöpfte Liebe und Vertrauen zu seinem Aufseher, der ihn geschickt behandelte, und unter der Leitung desselben erwarb er sich viele nützliche Kenntnisse. Eine kritische Lektüre der lateinischen und französischen Klassiker füllte den größten Theil der Zeit aus. Im Jahre 1754 kehrte Gibbon, nicht ohne Mitwirkung seines Aufsehers, aber auch nicht ohne Kampf und Ueberlegung, zur protestantischen Kirche zurück, und kommunizirte in Lausanne. Seine Meditationen über Religionslehre dauerten indeß noch fort, und er beschloß, sich meist an diejenigen Sätze zu halten, die beiden Kirchen gemein sind.

Die Lektüre der alten Klassiker und neuen historischen Werke beschäftigte ihn noch mehrere Jahre in

Lausanne, wo er unter andern mit Voltair'n bekannt wurde, der daselbst ums Jahr 1757 ein Liebhabertheater errichtete. In dieser Zeit faßte er eine feurige Liebe zu der an Geist und Herz außerordentlich gebildeten Demoiselle Churchod, Tochter eines Pfarrers zu Crassy, auf dem Berge Jura. Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg, er ward ein begünstigter Liebhaber — aber sein Vater wollte nichts von einer Verbindung mit der reizenden Schöne wissen. Bald nachher starb der Vater des Mädchens, und sie lebte still und dürftig vom Unterrichtgeben, bis ein reicher Banquier von Paris und Bürger von Genf den Schatz entdeckte und hob. Kurz, aus Demoiselle Churchod ward — Madame Necker.

Gibbon wurde im Jahre 1758 von seinem Vater aus dem Exil zurück berufen, das er zu segnen Ursache hatte, und wo er zu seinem Besten in eine neue Form gegossen ward. Sein sparsamer Gehalt hatte ihn von einem verderblichen Umgange mit seinen reichen Landsleuten entfernt, und den Wissenschaften treu erhalten. Er verließ die Schweiz, der seine Jugend so viel verdankte, mit dem Entschlusse, sie einst als Mann wieder zu sehen. Zu Hause wurde er liebevoll aufgenommen. Sein Vater wünschte ihm jetzt ein ordentliches öffentliches Geschäft, entweder die praktische Rechtsgelehrsamkeit, oder die Stelle eines Gesandschaftssekretairs bei einem damals bevorstehenden

Friedenskongresse. Der Sohn hatte damals eine kleine Schrift in französischer Sprache über das Studium der Literatur, abgefaßt, und nun dünkte es dem Vater, der Druck derselben dürfte ihn nicht undienlich seyn, um ihn den diplomatischen Ministern zu empfehlen. Allein dieser Zweck ward nicht erreicht; die Schrift, als Erstling eines aufkeimenden Genies sehr schätzbar, ward kalt aufgenommen, und fand wenig Beifall. Da der junge Gibbon sich zur praktischen Rechtsgelehrsamkeit nicht beredt genug fühlte, so suchten ihn seine Aeltern, die eine Länderey in der Gegend von Portsmouth bewohnten, in den Geschmack des Landbaues hineinzuziehen; aber seine Lieblingsneigung blieb das Studieren; er schoß nie ein Gewehr ab, bestieg selten ein Pferd u. s. w. Die angenehmste Unterhaltung gewährte ihm die Hausbibliothek, die er förmlich in Besitz nahm, sonderte, und von seinem vierteljährigen Handgelde ergänzte und vermehrte. Nur beklagte er, daß die Diät der Familie und ihre Besuche ihm zu viel Zeit raubten, die er durch Frühaufstehen wieder gewinnen mußte; denn vom nächtlichen Studieren war Gibbon, zum Glücke seiner Gesundheit, kein Freund. Wenn er ein neues Buch kaufte, so kam es nicht eher in die Reihe des Schranks, bis es durchgelesen war, und er hatte den Grundsatz des jüngern Plinius: kein Buch sey so schlecht, aus dem nicht etwas zu lernen wäre. Schlug es in sein Hauptthema ein, so hatte er die Gewohnheit,

sich dessen Inhalt und Plan durchblätternd, summarisch bekannt zu machen, und auf seinen einsamen Spaziergängen beides zu überdenken, und sich selbst zu fragen, was davon gesagt zu werden am würdigsten wäre? Bei wörtlicher Durchlesung nur fand er, in wie weit der Autor seine Erwartung erfüllt, und seinen Dank verdient hatte, oder nicht.

In den Jahren 1760 und 1761 war Gibbon Soldat — versteht sich, aus Pflicht; denn als, aus Vorsicht gegen eine feindliche Invasion, eine Nationalarmee ausgehoben wurde, ward sein Vater als Major, und er selbst als Hauptmann unter dem Regimente Hampshire angestellt. Anfangs wallte ein wirklich kriegerischer Enthusiasmus in ihm auf; dann aber beklagte er oft den Verlust seiner Zeit und den Mangel an guter Gesellschaft; doch nachdem die Friedenspräliminarien unterzeichnet waren, und die Truppen auseinander giengen, zürnte er dieser Periode seines Schicksals dennoch nicht. Er machte nachher seine Rechnung und fand, daß er an Gesundheit, Erfahrung, Entschlossenheit, ja selbst an Kenntnissen, die er als Geschichtschreiber bedurfte, gewonnen, und jene Lebensweise durch Veränderung der Auftritte oft seine Heiterkeit befördert hatte.

Gegen das Jahr 1762 nahm Gibbon das Griechische und den Homer wieder vor, den er in

den Zwischenräumen seines Soldatenstandes zu lesen angefangen hatte, und endigte ihn in 21 Wochen. Um diese Zeit entstand in ihm zuerst der Gedanke, eine Geschichte zu schreiben, und ihm schwebten wechselsweise dreierlei Gegenstände vor. Die Biographie des äußerst merkwürdigen Walter Raleighs war einer davon; aber er konnte sich von dem partheivollen Britannien nur halben Dank versprechen, wenn er aus ihm seinen Helden nahm, und das übrige Europa blieb bei seiner Begeisterung und bei seinem Fleiße kalt. Die Schweizerische Geschichte zog ihn gleichfals an; aber hier gieng ihm die Kenntniß der deutschen Sprache, um die alten gedruckten und geschriebenen Urkunden studieren zu können, ab; und der dritte für ihn reizvolle Gegenstand war die Geschichte von Florenz unter den Medicis, nebst der Wiederauflebung der Wissenschaften, der sicher unter Gibbons Händen eines unsrer größten historischen Wunder geworden wäre.

Noch hatte er keine Wahl getroffen, als ihn die Sitte der jungen Engländer von Stande, der Wunsch seines Vaters und sein eigener Hang an eine Reise ins Ausland mahnten. Er kam im Januar 1763 nach Paris, verlebte vierzehn Wochen im Umgange gelehrter Männer, und gieng darauf nach Lausanne, wo er bis im April 1764 verweilte. Nach einigen vorbereitenden antiquarischen Studien, trat er jetzt die

Reise nach Italien an, und seine Liebe zum gelehrten Alterthum trieb ihn zuerst nach Rom. Ob er sich gleich nicht eines schwärmerischen Charakters bewußt war, so begeisterte ihn dennoch die Ansicht der vornehmsten römischen Ruinen, des Forums, wo Romulus einst stund, Tullius sprach, und Cäsar fiel. Auf den Trümmern des Kapitols war es, wo er am 15. Oktober 1764 sitzend und nachdenkend, indeß die Mönche im Tempel Jupiters die Vesper sangen, den Gedanken faßte, die Geschichte des sinkenden römischen Reichs zu schreiben. — Dreizehn Monate hatte er in Italien zugebracht, als er im Junius 1765 wieder in England eintraf. Er wurde zum kommandirenden Obristlieutenant der Nationalmiliz befördert; aber bald gab er, der Beschwerlichkeiten des Soldatenstandes müde, die Stelle wieder auf. Ein ihn besuchender Freund aus der Schweiz weckte in ihm die Idee, eine Schweizergeschichte zu schreiben, wieder auf, verschaffte ihm dazu Materialien, und Gibbon endete wirklich das erste Buch. Die Arbeit fand in einer Gesellschaft literarischer Freunde keinen Beifall, und der Autor — warf den Versuch ins Feuer, und gab die Idee auf. Jetzt fiel er mit neuem Enthusiasmus auf die römische Geschichte, studierte, sammelte und verglich. Er hatte schon längst durch die Lesung der frühern und spätern Klassiker einen guten Grund gelegt, und auf dieses Fundament ward eifrig fortgebaut.

Im November 1770 starb sein Vater; und nachdem er dessen seit mehrern Jahren verfallene Finanzen auf bessern Fuß gestellt, sich der Sorgen für die Landwirthschaft entwunden, London wegen der Hülfe der Buchläden zum Wohnort gewählt, und seine Bibliothek geordnet hatte, begann er sein Werk, die unsterbliche Geschichte der Abnahme und des Falls des römischen Reichs (History of the Decline and Fall of the Roman Empire). Achtzehn volle Jahre widmete Gibbon fast ausschließend der Ausarbeitung und Vollendung dieses Meisterwerks, das ihm die Hochachtung aller kultivirten Nationen erwarb, und das seinem Namen den bleibendsten Nachruhm sichert. Die Wahl seines historischen Stoffes war ungemein glücklich; aber eben die große Fruchtbarkeit desselben foderte, auch einen vielbefassenden, mit ungewönlichen Gaben und Kenntnissen ausgerüsteten Geist. Und so, wie der seinige alle Eigenschaften des Geschichtschreibers zur Sammlung, Prüfung und Verbindung der Materialien in sich vereinte, so besaß er zugleich Geschmack, Gefühl und Reichthum der Sprache in einem vorzüglichen Grade, um seiner Schreibart Würde, Klarheit, Reiz und Lebhaftigkeit mitzutheilen, und seine Leser eben so sehr durch den Vortrag, als durch den Inhalt zu fesseln und zu gewinnen. Die Anordnung seines mit großer Sorgfalt und Genauigkeit gewählten Stoffs, ist leicht und übersehbar; seine eingewebten Betrach-

tungen sind neu, treffend und gründlich; und seine ganze Behandlungsart verräth einen Mann von edlem, freimüthigem Sinne, gleich entfernt von entscheidender Anmaaßlichkeit und von scheuer, engherziger Zurückhaltung. Gibbon selbst macht über sein Werk die Bemerkung: „der Styl im ersten Bande ist noch etwas roh, und verräth Mühe; im zweiten und dritten ist er fließender, wohlklingender und korrekter; in den drei letzten vielleicht zu fließend und französirend, weil ich in und außer dem Hause stets französisch sprach, indeß ich englisch schrieb.“

Während dem wichtigen Kampfe zwischen Großbritannien und Amerika, ums Jahr 1776 wurde Gibbon ins Parlament aufgenommen, und er sammelte bei diesen Debatten politische und psychologische Kenntnisse, die dem Historiker unschätzbar seyn mußten. Um diese Zeit wurde er von dem damals in der Fülle des Ansehens und der Macht bei Hofe und der Nation stehenden Necker und seiner Gattin nach Paris eingeladen. Er reiste hin, und fand in ihrem Hause die trefflichste Aufnahme, nebst der ersten Gesellschaft der Hauptstadt. Hier hatte er einst bei einer Mahlzeit einen heftigen Zwist mit Mably, dem Publicisten, der für die Republiken, so wie Gibbon für die gemäßigten Monarchien stritt; überhaupt war letzterer stets ein kühler Aristokrat.

Nach seiner Rückkunft nach London wurde er

Lord Commissioner of Trade, und gewann dadurch eine Vermehrung seiner Einkünfte von sieben bis achthundert Pfund; allein schon nach drei Jahren, da das Handelskollegium aufgehoben wurde, verlor er die Stelle wieder. Da in der Folge seine Aussicht, ein Amt bei der Regierung zu erhalten, das seine Einkünfte verbesserte, ohne seinen literarischen Beschäftigungen und seinem philosophischen Gleichmuthe, Eintrag zu thun, trüber, und sein Aufenthalt in London kostspieliger wurde, als sein Vermögen zuließ: veräußerte er seine Effecten, mit Ausnahme der Bibliothek, und zog zu seinem Freunde Dryverdun nach Lausanne. Hier lebte er unabhängig, von politischen Stürmen der Partheisucht sicherer, wohlfeiler und doch bequemer, als in London, ja mit einem Glanze der Wohlhabenheit. In dieser glücklichen Abgezogenheit endigte er sein historisches Meisterwerk am 27sten Junius 1787 im Sommerhause seines Gartens, Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr. Es war eine feierliche rührende Scene, durch die Betrachtungen, die Gibbon machte, als er von seiner langen Arbeit; aber auch von der täglich sie belohnenden Wonne, Abschied nahm, und mit einem Selbstgefühl, das den Weisen nicht entehrt, bei hellem Mondscheine auf der Terrasse nach dem Genfersee zu, auf und abgieng.

Bald darauf machte er eine Reise nach England, um seine Freunde, besonders den Lord Sheffield,

zu besuchen, und die letzten Bände seines Werks selbst dem Drucke zu übergeben. Dann kehrte er wieder in seine Lausannen Einsamkeit zurück, deren mannichfaltige Reize ihn über alles fesselten. Seine Bibliothek war bis auf sechs tausend mit Geschmack gesammelter und schön gebundener Bände angewachsen. Auch jetzt noch genoß er, einige podagrische Anfälle ausgenommen, einer guten Gesundheit, und nur der Tod seines lieben Dryverdun störte die Heiterkeit seines Geistes. Dieser hatte ihm sein Haus und Garten unter der Bedingung, einer seinen Erben zu leistenden Schadloshaltung vermacht; aber um Verdruß und Processe zu vermeiden, wählte Gibbon einen Vergleich mit den Erben auf den lebenslänglichen Besitz jener Grundstücke, mit dem Vorbehalte, sie seiner Bequemlichkeit und seinem Geschmacke gemäß verändern zu dürfen.

Bis zum Ausbruche der französischen Revolution genoß Gibbon einer ungestörten Ruhe; dann erwachte auch in der Schweiz der Sektengeist, und zog dem friedlichen Gelehrten einige Unannehmlichkeiten zu. Ueber die Angelegenheiten der Zeit dachte er als vernünftiger Aristokrat. So schrieb er z. B. an seinen Freund Sheffield: „Staunen Sie nicht über die französische Revolution? — An Kraft fehlt es dem Volke nicht, sich eine gute Verfassung zu geben: aber, ob es ihm nicht an Mäßigung fehlen wird?

Die Mißbräuche des Hofes und der Konstitution machten eine Verbesserung durchaus nothwendig, und es ist geschehen, was mehrmals geschah, daß ein unschuldiger, gutmüthiger Fürst für die Sünden seiner Vorgänger büßen mußte.“

Im Frühlinge 1793 machte Gibbon eine Reise nach England, zur Erheiterung des Lord Sheffield, dem der Tod seine Gemahlin geraubt hatte. Er wollte anfänglich über Paris reisen, die Debatten im Pandämonion mit anhören, und zugleich einige der vornehmsten — Teufel kennen lernen; aber jene Straße war zu unsicher, und er wählte den Weg durch Schafhausen, Frankfurt, beim Kanonendonner des durch die Alliirten belagerten Mainzes vorbei, nach Cölln, Brüssel, bis an die Seeküste bei Ostende, und langte zu Anfange des Junius in Lord Sheffields Hause in London an. Er hatte stets seine Gesundheit etwas übertrieben gelobt, und das Gebrechen, das er seit 1761 an sich trug, und das durch die letzte Reise wahrscheinlich schlimmer geworden war, bis jetzt auch gegen seinen besten Freund verhehlt. Es war ein Hodenbruch. Im folgenden Jahre mußte er sich dreimal abzapfen lassen, und fand sich einst so erleichtert und muthvoll, daß er noch zehen bis zwanzig Jahre zu leben hoffte; aber zwanzig Stunden nach dieser geäußerten Hoffnung, den 16ten Januar 1794, verschied er.

Gibbon hielt den größten Theil seines Lebens ein Tagebuch über sein moralisches, literarisches und schriftstellerisches Fortschreiten, wo er sich oft nach diesem dreifachen Verhältnisse ohne Schonung prüfte, und als gewissenhafter Selbstrichter zur Rechenschaft zog. Sein Leben, von ihm selbst beschrieben, und von Lord Sheffield mit Anmerkungen herausgegeben, ist zweimal ins Deutsche übersetzt worden. Mündlicher Redner war er nicht; er wagte es nie im Parlament zu sprechen, ob er gleich einigemal seinen Vortrag aufs Beste entworfen hatte; aber ein angenehmer belehrender Gesellschafter für Leute von Geschmack beiderlei Geschlechts. Als Freund war er standhaft und edel, von allem Egoismus fern, und wenn ihn eine kleine Eitelkeit überraschte, so war sie gewiß von der bescheidensten Art.

Elisabeth Christine.

Königin von Preußen.

Beispiele guter Menschen sind unstreitig eines der kräftigsten und wirksamsten Mittel, jungen Gemüthern ein lebhaftes Gefühl für alles Gute und eine feurige Liebe zur Tugend einzuflößen, die Erwachsenen im Glauben an Tugend und Rechtschaffenheit zu stärken und zu einer edlen Nacheiferung zu erwecken. Jeder Gutdenkende sollte sichs daher zur Pflicht machen, das Andenken an gute Menschen zur Erhaltung der Tugend und Sittlichkeit unter seinen Zeitgenossen so lange als möglich im Segen zu erhalten, und auf die Nachwelt fortzupflanzen, weil durch ein solch dankbares Andenken ihres unsträflichen Lebens noch bei entfernten Nachkommen sehr viel Gutes bewirkt und befördert werden kann. Zu einer solchen Erhaltung eines dankbaren Andenkens an vorzüglich tugendhafte Menschen verpflichtet uns aber auch der Dank, welchen wir Gott schuldig sind, daß immer noch in jedem

Lande sich ausgezeichnet gute Menschen bilden, und uns dadurch einen überzeugenden Beweis geben, welcher Vollkommenheit die sittliche Natur des Menschen bei allen ihren Schwächen fähig sey, und welchen Grad der Vollkommenheit der Mensch auch schon hier auf dieser niedrigen Stufe seines Daseyns durch eine redliche Anwendung seiner Kräfte und unter dem Einflusse seines guten Geistes erlangen könne. „Gute oder talentvolle Menschen, sagt einer unserer geschätztesten Schriftsteller, sind gleichsam die Repräsentanten der Menschheit. Das Andenken an die Guten, welche in der Welt gewesen, und nicht mehr sind, ist eine Art von Dank, welchen wir ihrem Schöpfer darbringen. In das Innere der Natur oder der Geschichte eines vorzüglichen Mannes einzudringen, ist eine Freude für jeden, der an der menschlichen Natur überhaupt Gefallen findet, und gewährt dem, welcher durch den Tod dieses Mannes seinen Freund verlor, etwas von dem ehemaligen Vergnügen seines Umgangs. Auch die Entwickelung der in der jungen Welt wieder aufblühenden Talente und Tugenden wird dadurch befördert, wenn man die gereiften und vollendeten in einem einzelnen Beispiele darstellt.“

Mit Vergnügen entwerfe ich daher zu Nutz und Frommen meiner Leser das Bild einiger vorzüglich edler Menschen, die das jüngst verflossene Zeitalter verherrlicht haben. Unter ihnen behauptet, nicht nach

Stand und Würden, sondern nach wahrer sittlicher Größe und Vollendung, die Gemahlin Friedrichs des Einzigen eine der ersten Stellen. Noch einst nach späten Jahren, wenn mit stolzem Blicke auf sein Vaterland der Enkel dem Urenkel die Geschichte Friedrichs erzählen, und durch seine Erzählung das Herz des Jünglings zu hohen Thaten entflammen wird, wird er mit heiligem Ernste hinzufügen: „und dessen Gemahlin war Elisabeth Christine, seiner Größe würdig, die Krone ihres Geschlechts, und der bewunderte und verehrte Gegenstand ihres Volks.“ —

Elisabeth Christine, gebohren den 8ten November 1715, war eine Tochter Herzog Ferdinand Albrechts zu Braunschweig-Wolfenbüttel. Das Schicksal bestimmte sie frühe für den preußischen Thron; in ihrem siebzehnten Jahre ward sie mit dem damaligen Kronprinzen Friedrich feierlich verlobt, und das Jahr darauf ward die Vermählung zu Salzdahlen mit königlicher Pracht vollzogen. Mosheim segnete das Brautpaar ein, und wählte Psalm 112, Vers 1 und 2 zum Text seiner Einsegnungsrede, die in der Sammlung seiner heiligen Reden abgedruckt ist. Das königliche Brautpaar hielt, da die Lustbarkeiten in Salzdahlen geendigt waren, unter einem feierlichen Gefolge von 60 sechsspännigen Kutschen und 15 Regimentern, theils Infanterie, theils Reiterei, seinen Einzug in Berlin. König Friedrich Wil-

helm sah durch diese Vermählung seine Wünsche erfüllt, und bezeigte deshalb dem Kronprinzen und dessen Gemahlin seine ganze Theilnahme. Er schenkte dem erstern die Grafschaft Ruppin, wohin sich nun das junge Ehepaar begab, und sich theils in dem Städtchen Ruppin, theils auf dem Schlosse Rheinsberg aufhielt. Das letztere ward zu einem der reizendsten Lustorte umgeschaffen.

Die Verbindungen der Großen sind nur in seltenen Fällen eine Frucht der Zärtlichkeit und wahren Zuneigung; politische Rücksichten bestimmen gewöhnlich die Wahl. Auch Friedrich hatte seine Gemahlin nicht aus freiem Entschluß, sondern auf väterlichen Befehl geheirathet. Aber Elisabeths edles Herz und ihr heller Verstand zwangen ihn, sie hochzuachten und zu verehren. Er entfernte sich auch in den ersten Jahren nur dann von ihr, wenn höhere Pflichten ihn abriefen. Und kaum war im Jahre 1740 sein Vater verblichen, so berichtete er seiner Gemahlin eigenhändig nach Rheinsberg die Besitznahme des Reichs in einem Briefe, wo es unter andern heißt: „Das ganze Königreich weiß es, Madame, auf welche Art ich Sie zum Altare geführt. Sie selbst wissen, wie ich seit diesem Augenblicke mit Ihnen gelebt habe. Diese Betrachtungen machen Sie vielleicht besorgt, daß ich jetzt, da meine Handlungen blos von mir abhängen, der Verbindlichkeit entsagen werde,

die ich nur gezwungen übernommen habe, und die von mir nie erfüllt worden ist; aber wissen Sie, Madame, daß Ihre Geduld, Ihre Zärtlichkeit, Ihre liebenswürdigen Eigenschaften und Tugenden mir längst die Augen geöffnet haben, obgleich in meinem Naturell etwas ist, nennen Sie es, wie Sie wollen, welches mir nicht gestattete, dieses Geständniß früher zu thun, als bis es auf eine Art geschehen konnte, die Sie und die große Welt überzeugt, daß es die Wirkung meines freien Willens ist. Die Zeit ist nun gekommen, und ich lade Sie ein, einen Thron mit mir zu theilen, den Sie zu bekleiden so würdig sind."

Friedrich lud die neue Königin zugleich nach Berlin ein, und hier führte er sie an der Hand vor die Versammlung des Hofes, mit den Worten: „Dieß ist Ihre Königin." Bald darauf schenkte er ihr das Lustschloß Schönhausen mit allen dazu gehörigen Gebäuden und Gärten, wo es ihr auch so gut gefiel, daß sie sich seit der Zeit die Sommermonate hindurch beständig hier aufhielt. Die Achtung ihres königlichen Gemahls erhielt sie ihr ganzes Leben hindurch, und noch in seinem Testamente empfahl er sie seinem Nachfolger mit den Worten: „Ich ersuche Sie, mein lieber Neffe, Friedrich Wilhelm, daß Sie der Königin, meiner Gemahlin, dasjenige lassen, was sie bisher gehabt hat, nemlich ein und vierzig tau-

send Reichsthaler, und daß Sie jedes Jahr noch zehen tausend Reichsthaler dazu thun. Während meiner ganzen Regierung hat sie mir nie einigen Verdruß gemacht, und ihre unerschütterlichen Tugenden verdienen Achtung, Ergebenheit und Verehrung.“

Kein Dichter kann ein erhabeneres Bild durch seine Phantasie herbeirufen, oder einen vortrefflichern Charakter darstellen, als den Charakter Elisabeths, da dieser in der That bei den strengsten moralischen Foderungen Genüge gewährt, und man sich selbst bei der Betrachtung desselben, kein schöneres Muster zu seiner eigenen Richtschnur wählen kann. Bei allen ihren Handlungen lagen nur die reinsten und edelsten Motive zum Grunde, und nur die Vorstellung der Pflicht erzeugte in ihrer Seele das moralisch Große und Edle.

Man ist nicht abgeneigt, einen Menschen nach seinen häuslichen Verhältnissen, nach seinem Umgange mit seinen Untergebenen und seiner Behandlungsart gegen seine Diener zu beurtheilen; und in der That wirft es auf ihn ein vortheilhaftes Licht, wenn er sich hier gerecht, gütig und liebevoll zeigt, und dem ohnedieß schon gedrückten Erdensohne seine Last möglichst erleichtert. Niemand konnte hier mehr thun als Elisabeth. Nach ihren Grundsätzen mußte ein humaner Sinn vornehmlich das Eigenthum der Gros-

sen dieser Welt seyn, denn sie wußte, daß er besonders uns die Liebe und Achtung der Menschen sichere, und hielt daher seine Aeußerung nicht für Gnade, sondern für eine angenehme Pflicht, die man sich schon selbst schuldig sey. Diesen edlen Gesinnungen gemäs, verstand sie die große Kunst, den Abstand, welchen der Unterschied der Stände im bürgerlichen Leben hervorbringt, in ihren Gesprächen und in ihrem ganzen Umgange unmerklich zu machen. Der Ton an ihrem Hofe war der vorzüglichste, welcher an den gebildetsten Höfen herrschen kann. Dieser Hof hatte vielfältige Personen, welche die Erfahrung und reife Weisheit des Alters mit den liebenswürdigsten Vorzügen der Jugend vereinigten, er hatte junge und geistreiche Personen, welche willig dem Alter die ihm gebührende Ehrfurcht zollten, ohne daß die liebenswürdige Heiterkeit ihres Kreises darunter gelitten hätte. Eintracht, Feinheit, Herzensgüte und gefällige Aufnahme charakterisirten den Hof der Königin. Wenn aber das Herz Elisabeths des Hasses fähig seyn konnte, so hegte sie ihn gegen alles, was auf das entfernteste einer Kabale oder heimlichen Verläumdung ähnlich sah. Wer es gewagt hätte, sich durch heimliche Verkleinerung irgend einer Person des Hofes, oder durch ähnliche kleine Ränke dieser Art, in die Gunst der Königin zu schleichen, würde seines Zweckes sehr verfehlt haben, und mit verdienter Verachtung und Ungnade von ihr bestraft worden seyn. Aber dieser

Fall war nie. Nichts von dieser Art unterbrach die glückliche Ruhe eines jeden, und von dem Hofe Elisabeths ließ sich mit Recht sagen, was einer der glänzendsten Schriftsteller aus den Zeiten des August sagt: „an diesem liebenswürdigen Hofe kannte man nicht die unwürdigen Empfindungen des Neides und der Eifersucht; man bemerkte in denen, welche die Gunst des Herrschers theilten, ein vorzügliches Verdienst oder Ansehen, ohne darüber mißgünstig zu seyn.“

So sanft aber die angenehme Eintracht am Hofe der Königin war, so wußte sich doch ein jeder nach seinem Verhältnisse in den ihm gebührenden Grenzen zu halten; Anstand und Würde blieben mit aller Annehmlichkeit des Hofes verbunden. Der Anblick der niedern Bedienten war für den Beobachter rührend und ehrwürdig; unter ihnen befanden sich Greise, welche im Dienste ihrer Königin und mit ihr dieses Alter erreicht hatten, und vielleicht andere Versorgungen nie wünschten, obwohl sie bei jeder vorkommenden Gelegenheit auf schickliche Versorgung derer, welche so treu und anhänglich ihr dienten, bedacht war. Man diente ihr nicht aus Eigennutz, sondern aus Zuneigung; die Achtung und Hochschätzung war nicht gleisnerisch und erkünstelt, sondern Ausdruck wahrer Empfindung.

Die größte Ordnungsliebe zeigte sich in allem,

was die Königin that und vornahm. Sie band sich, ohne Aengstlichkeit, aber doch mit vorzüglichster Genauigkeit, an eine gewisse äußere Ordnung, welche so oft das unverkennbare Abbild einer sanften harmonischen Seele ist. Sie sah es gern, wenn Personen, welche sie umgaben, diese Neigung gleichfalls hatten, und pflegte oft zu sagen, indem sie ihnen dieselbe liebreich empfahl: Ordnung erhält die Welt. Ihre Stunden waren daher regelmäßig abgetheilt, und verflossen in einer unermüdeten Thätigkeit, in der sie einen großen Theil ihrer Glückseligkeit fand. Keinen Tag konnte sie ohne nützliche Beschäftigung zubringen. Bald benutzte sie ihre zahlreiche und auserlesene Büchersammlung zu ihrer Belehrung, bald verfertigte sie sich zu ihrem Vergnügen irgend eine nützliche Arbeit, bei deren Anblick sie noch lange nachher auf ihre wohlangewandte Zeit mit Ruhe zurückblickte. Diese selbst erworbenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten mußten ihr um so werther seyn, da sich sehr natürlich in ihrem reifern Alter der Sinn für so manche Freuden des Lebens verlor, und sie also eben darum dem peinlichen Zustande der langen Weile ausgesetzt gewesen seyn würde. Daher äußerte sie oft zu den Umstehenden, daß sie es für ein unschätzbares Glück halte, daß sie sich früh gewöhnt habe, thätig zu seyn, und sich gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten zu verschaffen, die sie in den Stand setzten, sich mit sich selbst beschäftigen zu können.

Elisabeth liebte den Umgang mit guten und froh gestimmten Menschen. Gern widmete sie einen Theil der Zeit stillen, gesellschaftlichen Vergnügungen, und nahm besonders Theil an unterhaltenden und geistreichen Gesprächen, welche ihr Gelegenheit gaben, sich mitzutheilen, und über diesen und jenen Gegenstand Meinungen einzusammeln. Bei der frohen und ruhigen Stimmung, die ihr das Bewußtseyn, jeden Tag des Lebens mit irgend einer guten Handlung bezeichnet zu haben, verschaffte, konnte sie auch an denen, welche zunächst mit ihr umgiengen, keinen mürrischen Ernst, keine Aeußerung der Unzufriedenheit, durch Mienen und Gebehrden, ertragen. Sobald sie dergleichen bemerkte, forschte sie nach der Ursache, und munterte durch ihr Zureden und den traulichen Ton, mit welchem sie sprach, zur Freude und zum Frohsinn auf. Sie wollte, man sollte dankbar die Gaben des Schöpfers genießen; man sollte die Zeit, welche uns von unsern Mühen und Arbeiten übrig bleibt, reinen und unschuldigen Vergnügungen widmen, und die Stunden der Muse in Gesellschaft guter Menschen oder der Natur verleben. Daher machte es ihr ausnehmend viel Freude, wenn sie bei ihrem Aufenthalte in Schönhausen aus dem Fenster ihren Garten recht belebt, und die Gänge mit Menschen, welche Vergnügen suchten, angefüllt sah. Bemerkte sie das Gegentheil, so glaubte sie wohl gar bisweilen, daß man den Fremden den Zugang verwehre, da-

her sie öfters in solchen Fällen dem Thürsteher sagen ließ, jeden Menschen in ihren Garten einzulassen. Wenn sie ihr Zimmer verließ und das Freie suchte, unterhielt sie sich häufig mit denen, welchen sie begegnete.

Ihr Umgang war nicht nur unterhaltend, sondern auch belehrend. Sie wußte, ohne die Miene einer Lehrerin anzunehmen, die fruchtbarsten Bemerkungen zu machen, Rath zu ertheilen und zum Guten aufzumuntern, so, daß alle, die sie hörten, an ihrem Gespräche den größten Antheil nahmen. Sie bezeigte sich bei ihren Unterredungen mit andern jederzeit so theilnehmend, daß man sehen konnte, sie empfinde das mit, was andere an sich selbst empfinden, und daß man eben darum auch volles Zutrauen zu ihr fassen konnte. Die Natur hatte ihr die schätzbare und seltene Gabe verliehen, auch durch ihr Gespräch mit jüngern Personen Interesse zu erregen, und sich zu der Denk- und Handlungsweise derselben herabzulassen, so, daß der Abstand ihres Alters im Gespräch unmerklich war, und sie also darum bei Alt und Jung gleich stark und aufrichtig geschätzt, und in deren Gesellschaft gern gesehen wurde.

Die Wissenschaften und die Gelehrten wurden von ihr aufrichtig geschätzt. Sie wußte, daß das Glück eines Volks und jedes einzelnen Menschen mit

seiner innern Ausbildung in der genauesten Verbindung stehe, aber auch, daß diese Kultur wieder größtentheils von der äußern Lage der Gelehrten und von der Behandlungsart, die man ihnen erzeige, abhängig sey. Daher schätzte sie diejenigen, welche sich den Wissenschaften mit Eifer widmeten, zog sie bei manchen Gelegenheiten hervor, achtete ihre Kenntnisse, von welcher Art sie auch seyn mochten, und foderte selbst über gewisse Gegenstände Belehrung. Junge Studierende, wenn sie Talente und Fleiß gezeigt hatten, konnten auf ihre Hülfe sicher rechnen, sobald es ihr selbst möglich war. Wenn sie nichts anders thun konnte, so verwandte sie sich wenigstens für sie bei andern, oder unterstützte ihr Gesuch um Stipendien. Ihre Bibliothek, welche sie zur eigenen Ausbildung so gut benutzte, war nicht nur reichhaltig an Bänden, sondern enthielt auch, besonders in der deutschen und französischen Sprache, die ausgesuchtesten Werke der größten und verdientesten Gelehrten.

Die edelsten Menschen waren zu allen Zeiten auch Freunde der Natur, denn das Gefühl für die Schönheiten derselben steht mit dem Gefühle für das Gute überhaupt in der engsten Verbindung. Die Königin Elisabeth liebte nichts mehr, als den Genuß der Natur. Der Aufenthalt auf ihrem Lustschlosse Schönhausen war ihr schon aus dem Grunde viel werth, weil er ihr Gelegenheit gab, sich von den geräuschvollen

Zerstreuungen der großen Welt in die ruhige Stille des Landlebens zurück zu ziehen, und hier in der weiten Schöpfung Gottes ihren Lieblingsideen besser nachzuhängen. Sie richtete daher auch ihren Garten, der zunächst diesem reinen Vergnügen gewidmet war, nach ihrem Geschmacke ein. In einer weitläuftigen Plantage von vielen Maulbeerbäumen, welche im Jahre 1743 gepflanzt waren, ließ sie nach ihrer eigenen Angabe ein sehr anmuthiges Lustwäldchen von allerlei wilden und zum Theil ausländischen Bäumen anlegen, welches auch in der Folge ihr Lieblingsaufenthalt wurde, und zu welchem sie auch sehr gern allen anständig gekleideten Personen den Zutritt verstattete. Ueberhaupt wurde unter ihrer Aufsicht der Garten in allen seinen Theilen verschönert, und so geschmackvoll eingerichtet, daß jeder Fremde mit wahrem Vergnügen und mit Dank gegen die weise Hand, die alles ordnete, hier verweilte. Es war aber nicht dieser Garten allein, durch dessen verbesserte Einrichtung sie sich ein Denkmal als Freundin der Natur stiftete, sondern sie machte sich auch um den Holzbau in den Schönhausener Gegend verdient, und die jetzt heranwachsenden vielversprechenden Anlagen sind blos als ein Werk ihrer huldreichen Vermittlung zu betrachten.

Für die Leiden der Menschheit konnte niemand ein lebhafteres, thätigeres Mitgefühl haben, als

Elisabeth, und man sucht vielleicht in der Geschichte der Vorzeit und der Gegenwart vergebens ein Beispiel, das dem ihrigen gleich zu stellen wäre. Zwar gab es viele der Menschen, und giebt es noch, welche reichliche Gaben an Unglückliche spenden, und sie aus dem jammervollen Zustande des Elends und der Dürftigkeit herausreißen; aber fast eben so viele entledigen sich blos ihres Ueberflusses, den sie selbst nicht brauchen können, und den sie eben darum nicht vermissen; oder sie können den Anblick des Elends nicht ertragen, weil die ärmliche Gestalt desselben ihrem Auge zuwider ist. Nicht so Elisabeth Christine. Sie hielt es für reine Pflicht, jedem Bedrängten und Nothleidenden beizustehen, sobald er sich dessen würdig zeigte, und glaubte, daß dieß für eine Fürstin eine um so größere Verbindlichkeit sey, da sie dem Ausspruche Gellerts gemäs: „ein Prinz hat darum viel in Händen, damit er vielen dienen kann," ihre glückliche Lage nur für einen Wink der Vorsehung hielt, den Tausenden ihrer Mitbürger, welche in Armuth schmachteten, damit kräftiger dienen zu können. Indessen konnte sie bei den Einkünften, die sie hatte, ihrem wohlwollenden Herzen, das so gern alle Menschen glücklich gemacht hätte, bei weitem nicht genügen. Die strengen Foderungen, welche sie in diesem Stücke an sich selbst machte, können wohl Bewunderer in Menge, aber wenig Nachahmer erzeugen. Sie hatte schon fast aufs genaueste berechnet, wie viel sie mo-

natlich von ihren Einkünften abgeben könnte, um auch ihre eigenen nothwendigen Ausgaben damit bestreiten zu können. Die ansehnliche Summe, welche sie jährlich zur Unterstützung hülfsbedürftiger Personen aus allen Klassen und Ständen verwandte, überstieg die Hälfte ihrer Einnahme, indem sie jährlich vier und zwanzig tausend Thaler dazu bestimmt ausgesetzt hatte. Diese Ausgabe mußte sich indessen durch die sich so häufig darbietenden Gelegenheiten und unvorhergesehenen Umstände beträchtlich vermehren, da sie durch die zarten Gefühle ihres Herzens bei jedem vorkommenden Falle dieser Art zu neuen außerordentlichen Geschenken aufgefodert wurde. Um nun auch hier Befriedigung zu gewähren, ersparte sie selbst noch in den schon genau berechneten Ausgaben für ihre Bedürfnisse, und entzog sich lieber selbst etwas, um dem, der nichts hatte, wenigstens einigermaßen helfen zu können. So war sie also nicht blos wohlthätig aus Ueberfluß, sondern aus reinem Mitgefühl, und so möchte die Summe ihrer jährlichen Wohlthaten sich leicht auf dreißig tausend Thaler erstreckt haben.

Es giebt eine Menge von schönen Beispielen, welche alle gleich stark für jenen edlen Charakterzug sprechen, und die Stärke ihres thätigen Mitgefühls hinreichend beweisen.

Unter andern unschuldigen Lieblingsneigungen hatte die Königin ein großes Wohlgefallen an vorzüg-

lichen Perlen. Man bot ihr einst einen Halsschmuck davon zum Verkauf an, von welchem sie selbst gestand, daß sie desgleichen selten so vorzüglich gesehen habe. Sie entschied indessen nichts, und ließ den Schmuck bei sich liegen. In einer einsamen Stunde, in welcher nur einige ihrer Kammerfrauen sie umgaben, fiel das Gespräch auf die Perlen. Die Königin besah sie nochmals mit vielem Vergnügen, und gütig lächelnd sprach sie zu den Umstehenden: ob ich sie wohl kaufe? „Ihro Majestät könnten es ja, sprachen diese. Sie geben andern so viel, warum sollten Sie nicht diese Summe an Ihr eigenes Vergnügen wenden? — Nehmet sie hinweg, sprach die vortreffliche Königin, daß ich sie nicht mehr sehe! Sie gefallen mir, aber für das Geld, was sie kosten würden, kann ich noch vielen Armen Gutes thun.“

Eine Frau, die von Zeit zu Zeit sich selbst eine Gabe von ihrer großmüthigen Wohlthäterin holte, fand sich auch in ihrer letzten Krankheit ein. Es war gerade am Schlusse des Monats, wo die Königin selbst gewöhnlich nichts übrig hatte. Die Kammerfrau trat vor ihr Bette, und benachrichtigte sie von dem Daseyn der alten Frau. „Aber, ich habe ja nichts, erwiederte sie, wie soll ich geben?“ Indem aber besann sie sich, und ließ sich ihre Tasche reichen. Hier holte sie ihre Börse hervor, hob sie mit ruhigem Lächeln empor, und sagte zu ihrem neben ihr stehenden Wundarzte: „sehe

er einmal, wie leer!“ Sie öffnete sie, und reichte der Kammerfrau die ganze Baarschaft, welche ungefähr aus einem Thaler bestehen mochte, mit der Versicherung, daß das ihr letztes Geld sey. — Dennoch beobachtete sie in ihren Ausgaben und Einnahmen ihr ganzes Leben hindurch eine so große Ordnung, daß sie, den einzigen Fall ausgenommen, wo sie als Kronprinzessin sechzig tausend Thaler zur Meublirung der Zimmer ihres Schlosses in Rheinsberg anwandte, nie Schulden machte. Und auch jene Summe hat sie in der Folge nach und nach bis auf den letzten Heller beinahe ganz von ihren Einkünften abgetragen. Sie war in Bezahlung dessen, was sie brauchte, so pünktlich und gewissenhaft, daß mit dem Anfange eines jeden Monats kein Rest von dem vorigen mehr seyn durfte und äusserte sehr oft, daß sie nicht ruhig würde sterben können, wenn sie auch eine nur ganz unbedeutende Schuld hinterlassen sollte.

Sehr schmerzlich war es ihr immer, wenn sie Bittschriften, deren gewöhnlich eine große Menge einlief, ankommen sah, und sie sich doch außer Stand gesetzt fand, gleich helfen zu können. Denn sie wußte es sehr gut, daß späte Hülfe oft gar keine sey, und daß die meisten Leiden der Menschen einer schnellen und augenblicklichen Abhelfung bedürften. Daher drang sie bei allen Gelegenheiten dieser Art auf Beschleunigung, und war nicht eher zufrieden, als bis

sie vom Ausgang der Sache benachrichtiget war. Einst sahe sie einen Soldaten, welcher auf der Gallerie des Schlosses die Wache hatte, auf der Erde liegen. Da sie vermuthete, daß ihm nicht wohl sey, ertheilte sie sogleich den Befehl, ihm Erfrischungen zu reichen, und war so lange unruhig, bis sie die Nachricht erhielt, daß alles besorgt sey, worauf sie dem Menschen noch einen Dukaten zu seiner Pflege reichen ließ.

Der Werth wohlthätiger Handlungen steigt, wenn sie ohne Geräusch und mit einem gewissen Anstande ausgeübt werden. Jenes zeigt von der Reinheit unsrer Absicht, dieses von der Feinheit unsrer Empfindung und der Achtung für die Würde des Menschen. Die Königin Elisabeth Christine sah es nie gern, wenn man von ihren Wohlthaten sprach, oder eine besondere Aufmerksamkeit darauf richtete. Alles, was sie in dieser Hinsicht that, wurde möglichst in der Stille abgemacht, so daß nur die, durch welche sie ihre Gaben ertheilte, aus ihrem Munde etwas davon erfuhren. Besonders reichte sie ihre Geschenke, welche sie unaufgefodert machte, mit einer Art dar, die um so mehr Nachahmung verdient, da sie damit eine ausnehmende Freundlichkeit verband, und alles dabei so einrichtete, daß der Empfänger zwar Freude empfinden, aber doch nie in Verlegenheit gesetzt werden mußte. Einst besah sie goldne Uhren, und fand unter diesen auch eine mit einem Datumzeiger. „Die

ist gut für Imeinen Collignon, sagte sie, da kann er, wenn er ein Recept schreibt, sehen, welchen Datum wir haben.“ Sie behielt sie deshalb, und als ihr Wundarzt, Collignon, eines Tages zu ihr kam, und schon wieder fortgehen wollte, ließ sie ihn geschwind zurück rufen, gieng ihm, indem sie ihre beiden Hände hinter sich zusammen geschlagen hielt, recht freundlich entgegen, und legte sie dann in die seinigen mit den Worten; „Das ist zum Andenken an mich, lieber Collignon.“

Ueberhaupt bezweckte sie bei allem, was sie andern that, Freude und Vergnügen. Sie studierte ordentlich darauf, wie sie besonders die Personen, welche bei ihr vorzüglich in Gunst stunden, überraschen, und ihnen angenehme und frohe Augenblicke machen wollte. Zu eben dem Zwecke hatte sie einmal befohlen, dem schon genannten Herrn Collignon seinen Gehalt ganz früh, wenn er noch schlafen würde, ins Haus zu schicken. Seine Frau, hatte sie dabei geäussert, würde, dann, wenn jemand klopfte, aufstehen, das Geld in Empfang nehmen, und es ihrem Manne aufs Bette legen, der sich darüber freuen würde. Diese Vermuthung traf auch ein, und so hatte sie ihre gute Absicht erreicht. — Eben diesen Mann fragte sie öfters, ob er auch viel Kranke habe, und fügte jedesmal hinzu, daß er ihretwegen ja keinen versäumen möchte.

Eitle Pracht und unnützer Aufwand konnte unmöglich an dem Hofe einer Königin herrschen, die keinen andern Wunsch hatte, als Wohlthaten auszustreuen, Glück und Freude um sich her zu verbreiten. Sie war in ihrer ganzen Lebensweise einfacher, als sich von einer Königin und selbst bei den strengsten Grundsätzen erwarten läßt. Zwar hatte sie eine Neigung zu dem, was mit Geldaufwand verknüpft ist. Sie sprach von kostbaren Meubeln, Schmuck und glänzenden Kleidern als von sehr gleichgültigen Dingen, auf die sie keinen Werth legte, und die sie für sich wenigstens nicht vermehren wollte. Vorzüglich aber verwandte sie doch darum nichts dafür, damit sie desto weniger Gelegenheiten, ihre thätige Hülfe zu zeigen, vorüber gehen lassen dürfte. Selbst das Geld, was sie im Spiele gewann, durfte nicht zu ihren Spielgeldern gelegt werden, sondern wurde den Armen zu Theil. Sie betrachtete daher die zehen tausend Thaler, welche ihr durch das Testament ihres erhabenen Gemahls als jährliche Zulage zu Theil wurden, nicht als Mittel, ihren Hofstaat zu vergrößern, sondern sie schränkte ihn vielmehr noch ein, und benutzte diese Vermehrung der Einkünfte zur Erweiterung des Wirkungskreises ihrer Wohlthätigkeit. Ihre Wohlthaten erzeigte sie nicht allein mit der innigsten Güte, sondern auch mit der weisesten Auswahl. Sie gab Pensionen von allen möglichen Verhältnissen, jederzeit nach der Lage des Bedürftigen. Sie unterschied äußeres

Verhältniß, Alter, Gesundheitsumstände, mit der größten Menschenliebe und Weisheit. Ihre festgesetzten Pensionen waren sehr reichlich, aber mehr noch nahmen zufällige gute Werke hin, und Almosen, welche so gut als festgesetzt waren. Sie war auch außerdem großmüthig und erregte gern Freude durch Geschenke, welche von einer solchen Hand unaussprechlichen Werth erhielten. Konnte irgend ein Leiden durch ihre wohlthätige Hand gemildert werden, so war der Leidende seines Trostes gewiß, aber tiefer als er selbst, litt sie, wenn Umstände die Erfüllung irgend einer an sie gethanen Bitte, unmöglich machten; dieses war das einzige, welches in ihrer sanften Seele eine lebhafte Unruhe erregen konnte, die in einer minder sanften, vielleicht an Unwillen hätte grenzen können; nur dann zeigte sie unverkennbare Spuren der Bekümmerniß.

Schön war der Ausdruck jenes Fürsten, welchen man die Wonne des menschlichen Geschlechts nannte, indem er einem ohne Wohlthun zugebrachten Tage nachseufzte: ich habe einen Tag verloren! Schöner konnte Elisabeths Herz am letzten Tage ihres Lebens sich sagen, ich habe keinen Tag verlohren — keiner ihrer Tage vergieng, ohne daß ihn nicht eine gute Handlung bezeichnet hätte; Elisabeth war die geborne Freundin der Menschheit. Oft — denn ihr Hof war ganz ihrer werth, folglich auch vor seiner

großen Beherrscherin nicht einer künstlichen Verbeugung fähig — oft machten Personen ihres Hofes ihr die liebevolle Vorstellung, daß sie ungleich weniger für sich selbst, als für andere thäte. Dann antwortete sie ihnen mit reiner Freude, ganz mit der Empfindung, mit welcher diese göttlichen Worte gedacht und gesprochen seyn wollen: Geben ist seliger, denn nehmen! Und daß sie die Wahrheit dieser Worte empfand, zeigte ihre immer sich gleiche Ruhe, die selige Stimmung ihrer Seele, welche so unverändert nur bei solchen Seelen statt finden kann, die der ihrigen ähnlich sind.

Eine wärmere Verehrerin der Religion konnte es nicht geben, als Elisabeth ihr ganzes Leben hindurch war. Aber ihre Religion war nicht Wortgetön, nicht Ceremonie, nicht blinder, die Vernunft tödtender Glaube, sondern reine durch vorangegangenes Nachdenken entstandene Ueberzeugung von der Erhabenheit des moralischen Gesetzes. Sie war, was sie bei jedem Menschen seyn sollte, so ganz in ihre Denk- und Gesinnungsart übergegangen, daß alle ihre Aeußerungen und Handlungen nur das Gepräge einer großen und edlen Seele an sich trugen. Nicht jene mürrische Religion liebte sie, welche diesen Namen entheiligt, indem sie dem Menschen das unschätzbarste Geschenk seines liebenden Schöpfers, die unschuldige Freude rauben will. Elisabeths Auge

sah das Licht des Tages nicht lieber, als es die Freude der Menschheit sah. Sie liebte es, wenn die Personen, welche sie umgaben, heiter waren, und haßte das ungegründete Mißvergnügen. Sie liebte Ergötzungen, auch in einem Alter noch, in welchem sie nur entferntern Antheil daran nehmen konnte; selbst das Spiel, welches zu verdammen so viele Menschen für Religionspflicht halten, und welchem doch nur immer die Seele des Spielenden den Gesichtspunkt leiht, aus dem es zu betrachten ist, war ihr angenehm. Oft pflegte sie zu sagen, daß sie die Fröhlichkeit liebe, daß sie keine mißvergnügten Gesichter leiden könne. Sie bewies durch ihr Beispiel, wie sehr wahre Frömmigkeit und wahre Freude verschwistert sind; sie fand Geschmack an Musik, an Lektüre, die nicht blos geistliche war, und an vielen Sachen, welche die Tugend selbst durch den Namen unschuldiger Ergötzlichkeiten geheiligt hat. So gieng der wohlthätige Geist des Christenthums in ihr ganzes vortreffliches Leben über; streng und gewissenhaft übte sie seine Pflichten; heiter und beseligt genoß sie seine belohnenden Freuden, duldend und nachsichtig war sie gegen das ganze menschliche Geschlecht.

In gesunden Tagen wohnte sie der öffentlichen Gottesverehrung bei, und gab jederzeit das Beispiel einer herzlichen Theilnahme an allem, was Liebe und Ehrfurcht gegen das höchste Wesen zu befördern im

Stande ist. In der Folge, als ihre körperliche Hinfälligkeit den Besuch der Kirche nicht mehr erlauben wollte, veranstaltete sie im Beiseyn ihres ganzen Hofes religiöse Uebungen in ihrem Kabinette, und diese waren ihr so werth, daß weder ihr ländlicher Aufenthalt in Schönhausen, noch Anfälle von Kränklichkeit sie davon zurückhielten.

Zur Lektüre wählte die Königin gern solche Schriften, in welchen sie irgend eine religiöse Wahrheit erläutert, überzeugender dargestellt, oder einen moralischen Gegenstand mit Wärme abgehandelt fand. Schriften dieser Art pflegte sie wiederholt zu lesen, um desto tiefer in den Geist derselben einzudringen, und den Inhalt sich ganz zu eigen zu machen. Um dieß mit desto besserem Erfolge thun zu können, und auch zugleich die Stunden der Muße auszufüllen, übersetzte sie mehrere moralische und religiöse Schriften ins Französische, welche ohne ihren Namen gedruckt wurden *).

*) Das vollständige Verzeichniß ihrer Schriften ist: 1) Sage Resolution. Berlin, 1776. 2) L'amour pour Dieu. Berlin, 1776. 3) Le Chretien dans la Solitude. Berlin, 1776. Dieß ist die Uebersetzung von Erugots Christ in der Einsamkeit. Die Zueignungsschrift ist an den Herzog Ferdinand von Braunschweig. 4) De la destination de l'homme. Berlin, 1776. Diese allgemein bekannte Schrift des Oberkonsistorialrath Spalding hat sie zum zweiten male nach der neuen Ausgabe übersetzt, und diese Arbeit auch noch kurz vor ihrem Tode beendigt, aber nur wenige Exemplare davon drucken lassen,

Es zeigte gewiß von vieler Thätigkeit, den Geist einer Sprache so genau inne zu haben, wie die Königin den Geist der französischen Sprache inne hatte. Sie übersetzte fast wörtlich und dennoch schön, ohne dabei einer andern Hülfe zu bedürfen, als der Hülfe des Abschreibens, und vielleicht einiger Verbesserun-

welche an ihrem Hofe vertheilt sind. Die erstere Uebersetzung eignete sie dem Herzog Ludwig von Braunschweig zu. 5) Réflexion et meditation a l'occasion du renouvellement de l'année, sur les soins, que la providence a pour les humains et de ses voyes remplies de bonté, par les quelles elle les méne. à Berlin, 1777. Ist eine von ihr selbst ausgearbeitete Schrift. 6) Considérations sur les oeuvres de Dieu. A la Haye, 1777. 3 Voll. Ist die Uebersetzung von Sturms Betrachtungen, welche sie der Königin Juliane Maria von Dänemark zueignete, und sich unter der Vorrede Constance unterzeichnete. 7) Reflexions pour tous les jours de la semaine. Berlin, 1778. Zugeeignet der Prinzessin Friederike, jetzigen Herzogin von York. 8) Six sermons de Mr. Sack. Sind die Reden des verstorbenen Oberkonsistorialrath Sack; zugeeignet der verwitweten Prinzessin von Preußen. 9) L'homme ami de Dieu. Berlin, 1780. Dieses Werk ist von dem Engländer Richard Jones, welches sie nach der freien deutschen Uebersetzung ins Französische übertrug, und es der Prinzessin von Oranien zueignete. 10) Manuel de la Religion Berlin, 1789. 2 Voll. Die Uebersetzung von Hermes Handbuch der Religion. 11) Hymnes et Odes sacrées. Berlin, 1789. Sind Gellerts geistliche Lieder. 12) Leçons de morale. Berlin, 1790. 2 Voll. Gellerts moralische Vorlesungen. Alle diese Schriften sind in gr. 8. gedruckt. Außerdem schreibt man ihr noch zu: Reflexions sur l'état des affaires publiques en 1778; addressées aux personnes craintives.

gen in der Rechtschreibung, welche wohl in ihrer ganzen Strenge selten von jemand gefodert wird, der in einer fremden Sprache schreibt.— Unter allen Schriftstellern war ihr Gellert der liebste, und wenn sie von ihm sprach, pflegte sie öfters mit Vergnügen zu bemerken, daß sie mit ihm in einem Jahre gebohren sey.

Wenn die wärmsten Wünsche, die innigsten Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit, die segensvollsten Gebete edler Menschen und einer ganzen Nation das Ziel ihrer Tage hätten verlängern können, so würde man noch viele Jahre hindurch der Tugend dieser Fürstin gehuldiget haben. Zwar erreichte sie ein seltenes Alter, aber die Wünsche der Menschen treten dann gewöhnlich aus ihren Schranken, wenn sie einen Gegenstand betreffen, für den wir selbst die stärksten Empfindungen noch zu schwach halten. Am 12ten Junius 1783 erlebte sie ein seltenes Glück, das vielleicht unter allen Fürsten der neuern Zeit einzig ist — die funfzigjährige Dauer ihrer Ehe. Bald nach dieser Zeit aber, besonders nach dem Tode ihres Gemahls im Jahre 1786, fanden sich auch mehrere Schwächen des Körpers bei ihr ein, welche eine natürliche Folge ihres zunehmenden Alters waren, und häufige Anfälle von Krankheiten veranlaßten.

Getrost, mit heiterer Seele sah Elisabeth ihrer Auflösung entgegen. „Ich habe lange genug ge-

lebt, sagte sie zu denen, die ihr Hoffnung zur Wiederherstellung machten, denn nun kann ich mir selbst und andern durch ein längeres Leben wenig mehr nützen. Jenseit wird mir wohler seyn!“ — Ihren Gefährtinnen und allen, die um ihr Bette standen, ertheilte sie noch in der Sterbestunde ihren Segen; viel Worte vermochte ihre schwache Zunge nicht mehr, aber sie streckte ihren Arm aus, und legte noch mit mütterlicher Zärtlichkeit die Hände ihrer Diener in die ihrigen. So entschlummerte sie den 13ten Januar 1797, Abends nach acht Uhr, in einem Alter von 82 Jahren, zwei Monaten und fünf Tagen.

Ich habe genug gelebt, sprach jener sterbende Held von Theben, denn ich habe stets gesiegt. — „Ich habe genug gelebt, konnte die sterbende Königin sagen, denn ich habe stets Menschen beglückt.“ — Ihr Leichnam wurde am 20sten Januar, ganz nach ihrem letzten Willen in der Stille beigesetzt.

Juliane Franciska von Buchwald.

Oberhofmeisterin zu Gotha.

Die Frau von Buchwald war eines der merkwürdigsten Frauenzimmer, die Deutschland im achtzehnten Jahrhundert gesehen hat; allein nicht durch große auffallende Thaten zeichnete sie sich aus, sondern durch Geist, Herz und Charakter.

Juliane Franciska Freyin von Neuenstein war die älteste Tochter von Philipp Jakob Freiherrn von Neuenstein — ein im Kanton Ortenau im Elsasse einheimisches Geschlecht — und Jeanne Marguerite de Moysen de la Rochelogerie, wie der Name anzeigt, französischer Abkunft. Sie wurde den 7ten October 1707 zu Paris gebohren, wo ihr Vater damals in Diensten des Duc de Boullon bei der Jägerei stand, ihre Mutter aber die Stelle einer Hofdame bei der Herzogin von Orleans bekleidete. Schon in ihrem vierten Jahre

zog sie mit ihren Aeltern nach Stutgard, wo ihr Vater Oberjägermeister der Parforcejagd wurde. Ihre Mutter übernahm allein ihre Bildung, und unterzog sich sogar dem Unterrichte in der Religion, Moral, Historie, Geographie und Heraldik. Nur für Sprachen, Schreiben, Zeichnen, Tanzen, Musik ꝛc. bediente sie sich fremder Beihülfe. Diese Probe ihrer nicht gemeinen Eigenschaften machte sie des Postens einer Oberhofmeisterin der Prinzessin Luise Friedrike von Würtenberg, letzt verstorbenen Herzogin von Meklenburg, den sie in der Folge erhielt, überaus würdig. — Vor den Verführungen des Hofes zum Leichtsinn, zur Eitelkeit und Falschheit, denen die Freyin von Neuenstein, da sie in der Residenz und als Spielgenossin der fürstlichen Kinder erzogen wurde, so sehr ausgesetzt war, bewahrte sie, außer der vortrefflichen Anleitung, welche sie erhielt, theils ihr heller Verstand, theils das natürliche Wohlwollen ihres Herzens. Alles, was sie vom Hofe entlehnte, war jenes Talent, Mienen und Worte in der Gewalt zu haben, Neigungen und Geschmack den Umständen unterzuordnen, und sich unerschrocken aus Verlegenheiten zu ziehen, wo den Neuling die Fassung verläßt; jener schärfere Sinn für Schicklichkeit, der den Umgang mit der großen Welt so anziehend macht; jene beneidenswürdige Gabe, überall die Langweile wegzuzaubern, das Vergnügen im Fluge zu haschen, und aus Nichts einen Stoff zur Unterhaltung zu weben.

Im Jahre 1724 kam sie als Hofdame nach Coburg zur verwitweten Herzogin Elisabeth Sophie von Meinungen. Hier entstand die Bekanntschaft mit der Prinzessin Luise Dorothee, Stieftochter der Herzogin, und bald unter beiden eine Freundschaft, deren Lebhaftigkeit an Schwärmerei grenzte, ohne in Uebertreibung zu fallen. Als die junge Fürstin bald darauf nach Gotha verheirathet wurde, hielt sie so sehnlich bei ihrer Mutter an, daß diese es ihr nicht abschlagen konnte, sie ihre Freundin mit sich nehmen zu lassen. Unter beiden herrschte fortdauernd ein beständiger Streit von Edelmuth und Delikatesse. Ihre Vertraulichkeit fand eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung in ihrer gemeinschaftlichen Neigung zu den Wissenschaften. Sie wagten sich sogar unter Wolfs Anführung, über dessen Schriften sich die junge Fürstin Vorlesungen halten ließ, ins Feld der spekulativen Philosophie. Hamberger mußte sich eine Zeit lang am dortigen Hofe aufhalten, um der Herzogin die wichtigsten physikalischen Experimente zu zeigen. Unter einer so aufgeklärten Fürstin und einer so geistvollen Hofdame ward bald der Gothaische Hof zur höchsten Eleganz und zum vertrauten Wohnsitze freier Künste, dem auch Auswärtige ihre Hochachtung nicht versagen konnten, umgewandelt.

Im Jahre 1739 verheirathete sie sich mit dem Oberhofmeister Schack Hermann von Buch-

wald, und hatte zugleich das Vergnügen, ihren Platz am Hofe einer geliebten Schwester, die bereits seit einigen Jahren in ihrer Nähe lebte, abzutreten. Aber die Herzogin konnte sich nicht von ihrer angenehmsten Gesellschafterin trennen. Sie behielt die Wohnung im Schlosse, und nicht lange nachher wurde sie zur Würde einer wirklichen Oberhofmeisterin, ihr Gemahl aber ins herzogliche Ministerium erhoben. Die reinste Hochschätzung und Liebe hatten dieses Ehebündniß gestiftet, und erhielten die Glückseligkeit desselben ununterbrochen. Die einzige Frucht desselben war eine Tochter, Namens Luise. Mit diesem Geschenke des Himmels erreichte die Glückseligkeit der Verstorbenen ihren höchsten Gipfel. Aufs neue verband sie sich mit ihrer fürstlichen Freundin, der seit einigen Jahren auch diese große Angelegenheit oblag, sich das schwere Geschäft der Erziehung durch Mittheilung ihrer gegenseitigen Beobachtungen und Erfahrungen zu erleichtern.

Im Jahre 1749 verlor die Frau von Buchwald ihre ehrwürdige Mutter, die zu Schwerin, wohin sie ihrer Herzogin gefolgt war, ihre hoch angestiegenen Tage beschloß. Aber so wehe auch jene Nachricht ihrem kindlichen Herzen that, so viel Gründe der Beruhigung und des Dankes gegen die Vorsehung fand sie in ihrer gegenwärtigen Lage. Den ersten empfindlichen Stoß erlitt ihre Zufriedenheit durch

den im Jahre 1761 erfolgten Tod ihres Gemahls. Diese Begebenheit war gleichsam das Vorspiel der harten Prüfungen, die sich ihr näherten. Ihre geliebte Tochter, welche durch ihren Verstand und ihr Herz der sorgfältigen mütterlichen Erziehung so viel Ehre machte, stand damals in der Blüthe ihres Lebens. Im sechzehnten Jahre war sie schon Hofdame, und nicht lange darauf 1762 führte die Liebe sie in die Arme eines eben so edlen als geistreichen Mannes, des Reichsgrafen von Werthern, damals Oberhofmeisters zu Gotha, nachmaligen königlich Preußischen Staatsministers. Aber kaum hatte die junge Gattin ein Jahr lang die Freuden ihres neuen Standes geschmeckt, als sie den 3ten Januar 1764 starb. Die Ursache ihres Todes war ein verschluckter Knochen, den sie am 19ten Tage unter heftigem Erbrechen wieder von sich gab. Die Frau von Buchwald war eben unpaß, und man hatte ihr nicht erlauben wollen, ihre Tochter zu besuchen. Gegen die Nacht aber vermochte kein Zureden mehr die Unruhe ihres Herzens zu überwältigen. Sie verlangt eine Sänfte und läßt sich hintragen. Auf der Treppe begegnet sie einem Bedienten; sie fragt nach dem Zustande der Kranken; der Mensch erschrickt und verstummt. „Sie ist todt! mein Herz sagt es mir, sie ist todt!“ Mit diesen Worten eilt sie ins Zimmer. Die Anwesenden wollen sie zurückhalten; sie dringt zum Bette der Verschiedenen, ergreift ihre kalte Hand, drückt sie an ihr

Herz, sinkt auf ihre Knie, und ruft im feierlichsten Tone: „Der Herr hat dich gegeben; der Herr hat dich genommen: der Name des Herrn sey gelobt!“ Dann erhebt sie sich, geht ins Nebenzimmer, wirft sich auf das Sopha, und betet leise. Niemand hat den Muth, sich ihr zu nähern. Endlich beschwört man sie, an ihre Erholung zu denken, und sich in das Schloß zurück bringen zu lassen. Sie giebt nach, ohne eine Thräne zu vergießen, ohne eine Silbe zu reden. Die Nacht war schrecklich. Am andern Morgen erscheint die Herzogin: Thränen ersticken ihre Worte: sie setzt sich an ihr Bette und schluchzt laut. Dieser Anblick erleichtert das beklemmte Mutterherz; sie weinen gemeinschaftlich. Ein gleiches geschieht beim zweiten Besuch. Erst am folgenden Tage versucht es die weise Menschenkennerin — nicht der Leidenden Trostgründe aufzudringen — sondern nur ihre Phantasie unmerklich auf andere Gegenstände zu lenken.

Vor wenigen Jahren hatte die Frau von Buchwald die Mutterthränen ihrer hohen Freundin getrocknet — beim Ableben des Erbprinzen Friedrich im Jahre 1756, der, nach seiner Zurückkunft von Reisen, im achtzehnten Jahre seines Alters starb. Jetzt erwiederte ihr die theilnehmende Fürstin mit der rührendsten Sorgfalt diesen traurigen Dienst. Ihr erschöpfter Körper schien ihr eine nahe Wiedervereinigung mit der Verlohrnen anzukündigen; und gern

nährte sie einen Gedanken, der allein vermögend war, ihren nagenden Kummer in sanfte Schwermuth einzuwiegen. Hätte sie es sich damals sagen sollen, daß sie aufbehalten wäre, auch ihre großmüthige Trösterin zu beweinen! Ach, sie verschloß die Augen gegen die langsamen Vorboten dieses neuen Unfalls! Sie allein hoffte noch, als schon alle verzweifelten. Den 22sten October 1767 wurde Luise Dorothee der Welt entrissen. Grenzenlos war die Wehmuth der Frau von Buchwald.

Ereignisse dieser Art sind es, die an Höfen oft den Fall der Lebenden nach sich ziehen. Um so herrlicher aber ist bei einem solchen Wechsel der unbestrittene Triumph des wahren Verdienstes. Der trauernde Herzog ehrte in ihr ein theures Vermächtniß, schloß sich fester an sie, deren Sinnesähnlichkeit mit der Verewigten seinen Schmerz täuschte, und wußte der jungen Erbprinzessin keine bewährtere Führerin zuzugesellen, als die treue Freundin seiner unvergeßlichen Gemahlin. — Unter der neuen Regierung (seit 1772) nicht weniger geschätzt, genoß sie länger als ein halbes Jahrhundert, in dem Hause, dem sie von ganzer Seele ergeben war, den unveränderlichsten Beifall, die lebhafteste Erkenntlichkeit und eine so entschiedene Achtung, daß man sich ihres Rathes, selbst bei wichtigen Angelegenheiten, mit der herzlichsten Zuversicht bediente. Sie hieß und war die Mutter

des Hofes. Nach dem Beispiele der Herrschaft, baten es sich ihre Freunde, und selbst durchreisende Fremde von Stande, zur Gunst von ihr aus, sie Mutter nennen zu dürfen.

Große Verdienste erwarb sie sich um den Hof und die Stadt während des siebenjährigen Krieges an der Seite ihrer Herzogin, durch Fertigkeit, Klugheit, Weltkenntniß und Besonnenheit im Betragen gegen die Befehlshaber der verschiedenen Truppen, die Gotha abwechselnd besetzt hielten, von denen manche noch lange nach dem Kriege mit ihr Briefe wechselten. Friedrich der Große hatte schon seit seinen jüngern Jahren, da er sie verschiedentlich sahe, eine vortheilhafte Meinung von ihr gehegt; bei Gelegenheit der zwei Besuche aber, die er am Gothaischen Hofe abstattete, befestigte sich diese Meinung in seinem Herzen, und stieg zum ausgezeichnetsten Wohlwollen. Noch das Jahr vor seinem Tode war sie so glücklich, die letzte Versicherung seines Andenkens aus dem Munde seines königlichen Bruders zu erhalten. Es läßt sich aber auch keine enthusiastischere Verehrung denken, als die ihre für Friedrich den Großen. Sein Bild erfüllte ihre ganze Seele; seine Thaten schwebten unaufhörlich auf ihren Lippen: wenn sie auf sein Herz zu sprechen kam, so wurde ihre Rede Begeisterung. Wie viel herrliche Züge der Gerechtigkeit und Großmuth wußte sie nicht von ihm!

und wie glücklich machte sie jeder neue Beitrag! Als er aufhörte zu seyn, vergoß sie zum letztenmale heiße Thränen, und seine nachgelassenen Werke waren das letzte Labsal, das ihr Geist mit vollem Bewußtseyn in sich sog. Auch die vertrauteste Freundin Friedrichs, die verewigte Landgräfin Karoline von Darmstadt, war ihre erklärte Gönnerin.

Im Jahre 1770 hatte sie die Freude, die menschenfreundliche Mutter des Königs der Britten, der sie 34 Jahre zuvor, auf der Reise zu ihrer Bestimmung, bis an den Ort ihrer Einschiffung, das Familiengeleit geben half, auf einem Besuche derselben bei ihren Geschwistern wieder zu sehen. Niemand von den ehemaligen Bekannten der Prinzessin von Wallis war damals am Hofe zu Gotha mehr übrig, als sie und der 1788 verstorbene Obermarschall von Studnitz. — Ein Fest einer andern Art war für sie die Vermählung einer Prinzessin vom Hause, der jetzt regierenden Herzogin von Mecklenburg, die 1775 zu Gotha gefeiert wurde, an welcher sie durch die Schilderung, die ihre Feder, von Wahrheit und mütterlicher Empfindung geleitet, dem Hofe zu Schwerin von den trefflichen Eigenschaften dieser liebenswürdigen Prinzessin machte, keinen geringen Antheil zu haben sich schmeicheln durfte.

Im Jahre 1785 widmete der Prinz Heinrich,

als er das erstemal nach Paris gieng, auf seiner Durchreise durch Gotha, der Frau von Buchwald ein paar Stunden, und erhöhte noch diesen Beweis von Achtung durch die Voraussendung eines ungemein schmeichelhaften Billets. Diese gerechte Freude äusserte einen sehr wohlthätigen Einfluß auf ihr Befinden, der noch durch das Wiedersehen des Helden bei seiner Zurückkunft erneuert wurde. Als aber nach drei Jahren dieser Prinz, auf seiner zweiten Reise nach Paris, abermals beim Hofe in Gotha einsprach, entschloß sich die Verstorbene, alles Kampfes ohnerachtet, welche diese Selbstverläugnung ihr kostete, ihrem großmüthigen Beschützer den unangenehmen Anblick der großen Veränderung zu ersparen, welche dieser Zwischenraum ihrem achtzigjährigen Körper zugezogen hatte. Der Prinz lohnte ihr dafür durch die zärtlichste Theilnahme an ihrem Zustande. Er warf beim Abschiede einen wehmüthigen Blick nach der Gallerie, wo sie wohnte. „Es ist doch grausam, sagte er, hier vorbeizugehen, ohne meine alte Freundin zu umarmen.“

Die Frau von Buchwald war nie müßig. Den Morgen bestimmte sie ihren Berufsgeschäften, der Korrespondenz, der Lektüre und — der Toilette. So sehr es in ihrer Lage Pflicht für sie war, sich der Mode gewissermaßen aufzuopfern, bewahrte doch die Grösse ihres Geistes und Herzens sie auch darinn vor

Eitelkeit und Sonderbarkeit. Oft genöthigt, die Stunden ihres geistigen Genusses ihren übrigen Verrichtungen nur abzustehlen, hatte sie sich durch nächtliches Lesen ihr Gesicht sehr geschwächt. Die Furcht vor dem Staare brachte sie dahin, sich von einem durchreisenden Augenarzte eine mit vieler Gefahr verknüpfte Operation machen zu lassen. Kaum sind ihr die Augen verbunden, als ein Brief an sie ankömmt. Man sagt ihr, nach dem Siegel zu urtheilen, sey er von fürstlicher Hand. Sie befiehlt, ihn zu erbrechen und ihr vorzulesen. Es war ein Brief des Landgrafen von Hessen-Cassel, worinn die Frau von Buchwald, so wie der ganze Hof, vor eben dem Augenoperateur, als vor dem ausgemachtesten Charletan, dessen Kuren wenigstens in Cassel alle unglücklich ausgefallen wären, auf das nachdrücklichste gewarnt wurde. Die Umstehenden erblaßten bei dieser Nachricht. Sie selbst verlor die Fassung nicht. „Ich war bestimmt, sagte sie, mein Gesicht einzubüßen; sonst wäre dieser Brief eine Viertelstunde früher gekommen; man bringe ihn der Herzogin.“ Die Kur hatte keine schlimme Folgen; aber bei einer weniger entschlossenen Frau hätte ein solches Schrecken die schlimmsten Folgen haben können. So viel Mühe ihr bei ihrem schwachen Gesichte das Schreiben verursachte, blieb sie dennoch selten eine Antwort schuldig. Ihr Stil war leicht, ungesucht, verbindlich, und viele ihrer Briefe würden um so mehr die Probe des Drucks aushalten, je

weniger Spuren frostiger Korrektheit und abgezirkelter Zierlichkeit darinn anzutreffen sind. Als sie nach und nach das Selbstlesen aufgeben mußte, ließ sie sich desto häufiger vorlesen. Ehemals gab sie sich sogar die Mühe, Stellen von hervorragender Schönheit auszuziehen; und noch in spätern Jahren setzte sie eine empfehlungswürdige Gewohnheit ihrer Kindheit fort, dann und wann eine dieser Stellen auswendig zu lernen. Mit unglaublicher Treue bewahrte aber auch ihr Gedächtniß, was sie ihm nur anvertraute. Namen, Jahrszahlen, Verwandtschaften, Anekdoten, nichts vergaß sie. Ihr Nachmittag gehörte der ganzen Welt; ihr Abend dem Hofe, wo sie sich, ohne im geringsten damit sich viel zu wissen, höchst angenehm zu machen verstund.

Schon wie sie sich lange von der öffentlichen Erscheinung losgemacht hatte, litt sie doch noch den freundschaftlichen Zirkel um sich her, in dessen Mitte sie ihre Schwächen und Beschwerden zu vergessen schien. Jede Verstimmung ihrer Organe gieng unter den Tröstungen der Freundschaft in Harmonie über. Welche Lehre für Leidende, die entweder aus finsterer Grille die lindernde Wirkung des Umgangs verkennen, oder durch mürrische Ungeduld das Mitgefühl Anderer ermüden und von sich scheuchen. Steifheit, Kälte, Aberwitz, Verleumdung, und was sonst zuweilen glänzende Zirkel für den denkenden Mann so peinlich macht, war

aus den Gesellschaften der Frau von Buchwald verbannt. Gegenstände aus der politischen und gelehrten Welt wechselten mit einander ab, und wurden im freimüthigsten Tone, oft bis zur Gründlichkeit, und doch ohne den mindesten Anstrich von Pedanterie, abgehandelt. Zur Erholung für die würdige Frau von diesen anstrengenden Unterhaltungen, brachte man in der Folge auch wohl einige Stunden bei ihr mit den Karten zu. Eine vertraute Zahl blieb beim Abendessen. Nicht lange, so fürchteten ihre Freunde, durch dieß längere Verweilen ihrem ohnedieß sparsamen Schlafe Abbruch zu thun, und stellten es wieder ein. Dennoch vermochten sie es nicht zu hindern, daß das Vorlesen, wie ehemals, tief in die Nacht fortdauerte.

Von jeher entbehrte die Frau von Buchwald, — obgleich ihr das Schicksal fast alles verliehen hatte, was den Wünschen der Sterblichen schmeichelt, — doch das erste der irdischen Güter, Gesundheit. Sie legte sich harte Entbehrungen auf; sie kam nicht aus der Pflege der Aerzte. Aber, läßt sich Hofleben und Diät vereinigen? Können Vorsichtsregeln und künstliche Mittel helfen, wenn das Feuer des Geistes ihre Wirkungen unaufhörlich verhindert? Dessen ungeachtet gelangte sie, bei wenig älternden Kräften, ungefähr bis in ihr achtzigstes Jahr, als eine von schmerzhaften Zufällen und Phantasieen begleitete Krankheit sie langsam aufzureiben anfieng. Nach kleinen Zwi-

schenräumen, während deren sie sich dann und wann erholte, kehrten jedesmal die Leiden mit neuer Heftigkeit zurück, und ihren trostlosen Freunden blieb nichts übrig, als die grausame Nothwendigkeit, den Schlag als eine Wohlthat zu wünschen, vor dessen Möglichkeit sie einst gezittert hatten. Sie kam, die erflehte Befreiung, und sanft war die Annäherung des letzten Schlummers, der den 19ten December 1789 die Bande ihrer Sterblichkeit auflösete. Ihrem Willen zufolge wurde sie in der bescheidenen Gruft beigesetzt, die sie sich selbst auf ihrem Gute zu Siebleben in einem Garten erbauet hatte.

Die Frau von Buchwald verband die Lebhaftigkeit des Geistes, die Wärme des Gefühls, die Energie des Charakters, mit Leidenschaft für Tugend und Wahrheit. Ihr Geist war nie jung und alterte nicht, weil bei ihr das Feuer des Genies die Erfahrung ersetzte, und das Eis des Alters es nicht zu dämpfen vermochte. Sie sann blos darauf, Glückliche zu machen. Ihre Seele kannte in den Tugenden nur ihre natürliche Art zu seyn, und Verführung hatte nie Reiz für sie. Nachsichtig gegen Andere, streng gegen sich selbst, war sie die Trösterin derer, die sie kannten. Sie hatte ihr Leben an Höfen verlebt, und behauptete die schlichte Geradheit ihres Charakters. Sie war voll witziger Einfälle, aber nie entschlüpfte ein beißender Zug oder eine Unbedachtsamkeit ihrer so

großen Lebhaftigkeit. Sie war empfindlich gegen kleine Aufmerksamkeiten, und bezahlte sie durch feine und wohl kombinirte Behandlungen. Den Leiden, welche oft schwer auf ihr lagen, setzte sie eine seltene Standhaftigkeit entgegen. Mit dem ersten Augenblicke ihres Erwachens beschäftigte sie sich mit Wohlthun; nichts übertraf ihren Eifer darinn, als die Sorge, es zu verhehlen. Sie war die Bewahrerin der Geheimnisse von gar vielen Personen; allein bei aller ihrer natürlichen Offenherzigkeit, und bei allem Feuer ihrer Gespräche, entwischte nichts, was jemand hätte kompromittiren können. Man fand bei ihr in der Traurigkeit eine Trösterin, in der Verlegenheit einen Rath und eine Stütze, in müßigen Stunden eine treffliche Gesellschafterin, und in jeder Lage eine zuverlässige Freundin. Man bewunderte an ihr, was die schönen Geister an den Aspasien, und Ninon's gerühmt haben; allein ihre Fehler hatte sie sich nicht vorzuwerfen.

Sie erzählte mit Feuer, und wußte ein lebhaftes Interesse über alles zu verbreiten, was sie sagte. Selbst der Eintritt in das Zimmer, das sie bewohnte, war interessant. Es war mit Bildnissen, Souvenirs, mit Dingen geschmückt, die ihr werth waren; man erblickte die Frau von Buchwald in einem Kreise von Personen, die sie wie eine Mutter liebten. Man traf bei ihr jenen Geschmack an Sauberkeit, jene un-

gesuchte Eleganz an, die gewissermaßen das Bild der Reinigkeit ihrer Seele war. Man fühlte sich glücklich in ihrer Gesellschaft; ihre Tugenden waren liebenswürdig; lachende und mannigfaltige Ideen folgten sich hier einander; man glaubte bloße Ausbrüche des Witzes zu hören, und es war Vernunft und Empfindung, was aus ihr sprach. Sie schien den Schlüssel zum Herzen zu haben, und man dachte laut mit ihr. Sie wußte das Talent eines jeden ins Licht zu setzen, und jeder fand sich witzig in ihrer Unterhaltung. Es war eine von den Süssigkeiten der Freundschaft, sein Herz bei ihr auszuschütten. Man wähnte sich einem andern Ich anzuvertrauen, das aber von einem weit sicherern Rathe war, als das eigene Ich. — Durch sie blühten manche Talente auf; durch sie keimten gar viele Tugenden: in der Krisis der Leidenschaften, welche, gleich so vielen verderblichen Abgründen, die Pfade des Lebens umringen, war sie der Schutzgeist, der sie mit hülfreicher Hand leitete. Beide Geschlechter, und die allerverschiedensten Alter, Stände und Menschen, befanden sich in ihrer Gegenwart nach Wunsch. Sie spielte mit den Kindern, tändelte mit der Jugend, war vertraulich mit den Damen, prüfte mit dem Staatsmanne und Denker, und glänzte mit dem schönen Geiste, ohne die mindeste Prätension dabei zu verrathen. Ihre Tugenden, ihr Charakter wußten alles zu veredeln, alles zu läutern, denn sie drückte

das Gepräge der Güte, der Wahrheit Allem auf, was sie sagte, was sie that. Sie war mittheilend, liebevoll, und diese so sanfte, liebevolle Stimmung war eine Art von Atmosphäre, die man in ihrem Umgange athmete. Wahrhaftig, jener große Mann hatte Recht, der die Frau von Buchwald die Oberhofmeisterin der Herzen nannte.

Christian Fürchtegott Gellert.

Professor der Philosophie zu Leipzig.

Man preißt die Eroberer, und vergißt oft die liebenswürdigen Tugenden, die das Glück der Personen, die sie besitzen, so wie das Glück derer sind, die in ihrem Umgange leben. Ein schöner Diamant ist deswegen nicht minder ein Meisterstück der Natur, wenn er gleich nicht in eine Krone gefaßt ist, und was verdient wohl mehr Anspruch auf die Huldigung der Sterblichen zu machen, als eine unverrückte Folge von Tugenden, und ein Leben, das der Wohlthätigkeit nie müde wurde! Wir würden in hohem Grade undankbar seyn, wenn wir jemals vergessen könnten, was Gellert uns war, und wie wohlthätig er durch Lehren und Beispiel auf Tausende gewirkt hat. Wenn wird einmal wieder ein Deutscher auftreten, der, so wie er, die Verehrung und Liebe seiner Zeitgenossen in einem so hohen Grade, der solchen Einfluß auf die Bildung eines reinen, einfachen Geschmacks und auf die ganze religiöse und sitt-

liche Denkungs- und Sinnesart derselben gewinnt, und dessen Schriften so allgemein, so lange gelesen und geschätzt, und in alle Sprachen übertragen werden? Gellert sey und bleibe uns daher ein achtungswürdiger Name.

Er wurde am 4ten Julius 1715 zu Haynichen, einem Städtchen in Churſachsen, gebohren, wo sein frommer Vater zweiter Prediger war, der sein Amt funfzig Jahre mit einer vorzüglichen Treue verwaltete, und als Oberprediger in seinem 75sten Jahre starb, nachdem er von mittelmäßigen Einkünften dreizehn Kinder mit einer klugen Sparsamkeit erzogen hatte. Seine Mutter erwarb sich durch ihr gutes und sanftes Herz, als eine dienstfertige, mitleidige und wohlthätige Menschenfreundin an ihrem Orte ein unvergeßliches Andenken. Sie war immer bemüht, ihren Kindern die Grundsätze und Empfindungen einer ungeheuchelten Gottseligkeit gleich in ihrer Kindheit einzuflößen, und sie ihnen durch ihr Beispiel liebenswürdig zu machen. Sie lebte bis in ihr achtzigstes Jahr, durch die Wohlthaten eines edlen Freundes dieses ihres zweiten Sohnes von bekümmernden Sorgen befreit.

Gellert empfieng in einer öffentlichen Schule seiner Vaterstadt den ersten Unterricht, wo freilich den unterscheidenden natürlichen Eigenschaften seines Verstandes und Herzens ihre Entwicklung nicht sehr er-

leichtert wurde. Was bei der so sehr einförmigen und verdrießlichen Art des Unterrichts, und bei der Strenge, die ihn zu begleiten pflegt, fast alle Knaben lernen müssen, das lernte auch er, und zugleich, wiewohl nicht ohne den Verlust vieler unschuldigen Freuden, Geduld und Unterwerfung. Bei dieser seiner ersten Erziehung konnte freilich der Funke von Genie, der in ihm lag, nicht so schnell zur Flamme werden. Dennoch erinnerte er sich des Unterrichts seiner ersten Lehrer stets mit einer rührenden Dankbarkeit. Er erinnerte sich mit Vergnügen, in seinem achten Jahre von seinem Lehrer zu mancherlei kleinen häuslichen Verrichtungen, die man sonst Bedienten zu überlassen pflegt, angehalten worden zu seyn. Hierdurch lernte er gehorchen, und ward frühzeitig an eine nützliche Geschäftigkeit gewöhnt. Ungefähr in seinem eilften Jahre schrieb er, zu Bestreitung seiner kleinen Ausgaben, Rügen, Kaufbriefe, Dokumente und gerichtliche Acten ab. Deswegen pflegte er bisweilen im Scherz zu sagen, daß seine Vaterstadt in ihren Kaufbüchern und Kontracten mehr Werke seiner Hand aus seiner Jugend aufzuweisen hätte, als die Welt von seinem Geiste aus seinem ganzen übrigen Leben aufzuweisen haben würde. Dieses half mir, sagte er, soviel, daß ich die Briefe, die ich aus der Fürstenschule an meinen Vater schrieb, gar artig im Kanzleystile abfaßte, und Ansuchung um ein Stück Kleidung in einer Sprache that, worinnen Kläger an einen, und

der Beklagte am andern Theile höhern Orts um ihr Recht anhalten.

Angenehm würde es seyn, wenn man die natürliche Anlage, die Gellert zur Dichtkunst hatte, bis zu ihrem ersten Ursprunge verfolgen könnte. Allein, man weiß nur so viel, daß er den Trieb, ein Dichter zu werden, schon in seinem dreizehnten Jahre empfunden, ehe er noch auf die Schule gieng, die ihn zur Akademie vorbereiten sollte. Sein erster Versuch war ein Gedicht auf den Geburtstag seines Vaters. Die Wohnung desselben war ein baufälliges Haus, von vierzehn oder funfzehn Stützen, um seinen völligen Einsturz zu verhindern, unterstützt; und so viele waren damals der Gellertschen Kinder und Kindeskinder. Dieser Umstand veranlaßte den Gedanken, jedes derselben zu einer Stütze des Vaters und seines Namens zu machen; und jede Stütze wünschte ihm Glück. Auf den ersten Versuch folgten bald andere; er wünschte selbst, daß er sie nicht alle den Flammen aufgeopfert hätte, um mit einigen Exempeln beweisen zu können, wie leicht ein Genie, ohne gute Muster und Regeln zu haben, auf viele Jahre und nicht selten auf immer verlohren seyn kann. Jedoch hatten seine ersten poetischen Arbeiten schon zuweilen eine gewisse ihm eigene Schönheit; zum Exempel, der Anfang eines Liedes auf den Abschied einer Freundin:

Als ich von ihr Abschied nahm,
Immer gieng und wieder kam:

ein Anfang, der wegen des schönen mahlerischen Zuges in dem zweiten Verse bemerkenswürdig ist.

Im vierzehnten Jahre seines Alters wurde Gellert in die Fürstenschule zu Meissen als Schüler aufgenommen. Nothwendig hätte er hier eine ziemliche Fertigkeit in den gelehrten Sprachen und in der schönen Literatur erlangen müssen, wenn nicht in den damaligen Zeiten auch in dieser Schule eine so verkehrte Art, die Alten auszulegen und die Sprachen zu lernen, geherrscht hätte. Eben darum ist es nicht zu verwundern, daß Gellert, ob ihm gleich Horaz, Virgil, Homer und andere Schriftsteller des Alterthums erklärt wurden, damals doch an einem Günther, und zugleich an Neukirchen und Hanken Geschmack gewinnen und sie zu seinen Mustern wählen konnte. Man findet in der eigenhändigen Nachricht von seinem Leben eine Anmerkung, die seinem Herzen Ehre macht. „Auf der Fürstenschule, sagt er, hat das Lesen der Güntherischen Gedichte aus meinem Geiste einen feuerspeienden Aetna gemacht, der alle um sich herumliegenden gesunden Gegenden verheerte, und die in meiner Seele aufkeimenden Pflanzen von Vernunft in Asche verwandelte. Ich habe daher in den Jahren meines gereinigten Geschmacks Günthern nie ohne Ekel in die Hände nehmen können.

Neukirch mit seinen Satyren, die Hanke mit seinen eigenen Werken herausgegeben, hätte mir auf die höchste Staffel der Vollkommenheit helfen können; so allgemein war der Beifall, womit er zu seiner Zeit gelesen wurde. Ich war in der Gefahr, in einem Gedichte Kopie von Günthern, Neukirchen und Hanken zugleich zu werden; allein ihr Ruhm war zum Glück für mich von keiner langen Dauer. Möchten doch junge Leute, setzt er hinzu, welche Lust zu schreiben haben, nie Versuche wagen, ohne Kenner zu Rathe zu ziehen, nie mit sich selbst zufrieden seyn, sondern demüthig um ihr Urtheil bitten, und ihrem Urtheile eben so demüthig folgen. Wie viele Zeit, die sonst verderbt wird, und wie viele Kräfte, die sie in Gefahr sind, zu verschwenden, würden sie durch einen solchen Gehorsam erkaufen!“

Fünf Jahre hatte Gellert in der Fürstenschule studiert, als er in das Haus seines Vaters zurückkehrte, und sich da noch einige Zeit zum akademischen Leben vorbereitete. Im Jahre 1734 gieng er nach Leipzig, und widmete sich den theologischen Wissenschaften mit ununterbrochenem Fleiße. Nach vier Jahren ließ ihn sein Vater nach Hause zurück kommen, weil es ihm schwer fiel, ihn noch länger aus seinen Mitteln auf der Universität zu erhalten. Nach seiner Zurückkunft fieng er an, sich auf die Kanzel zu wagen, wiewohl mit Schüchternheit; denn der erste Versuch, den

er als Schüler gewagt hatte, war nicht der glücklichste gewesen. Diesen Vorfall, der nicht unwerth ist, bemerkt zu werden, erzählt er selbst. „Die erste Probe meiner Beredsamkeit, schreibt er, legte ich an meinem Geburtsorte in meinem funfzehnten Jahre ab. Ein Bürger bat mich, Taufzeuge bei seinem Kinde zu seyn, das wenig Tage nachher starb. Ich wollte ihm eine Leichenrede halten, wiewohl mein Vater mir die Erlaubniß dazu ungern gab. Das Kind sollte zu Mittage begraben werden; früh um acht Uhr fieng ich an, meine Parentation auszuarbeiten, wurde spät fertig, verschwendete die übrige Zeit mit seiner Grabschrift, und behielt keine ganze Stunde zum Auswendiglernen. Ich gieng indeß beherzt in die Kirche, fieng meine Rede sehr feierlich an, und kam ungefähr bis auf den dritten Perioden. Auf einmal verließ mich mein Gedächtniß, und der vermeßne Redner stand in einer Betäubung da, von der er sich kaum erholen konnte. Endlich griff ich nach meinem Manuscripte, das Aktenmäßig auf einen ganzen Bogen geschrieben war, wickelte es vor meinen eben so erschrockenen Zuhörern langsam aus einander, las einige Zeit, legte es dann in den Hut, und fuhr endlich noch ziemlich dreist wieder fort. Man glaubte, ich wäre vor Betrübniß von meinem Gedächtnisse verlassen worden. Viel Gelindigkeit! Indeß hat mich diese jugendliche Uebereilung viel gekostet. Der Gedanke davon verfolgte mich zu jeder Predigt, die ich nachher gehalten

habe, und brachte mich zu einer Schüchternheit, die mich niemals verlassen hat. Lerne aus meinem Beispiele vorsichtiger handeln, hitziger Jüngling! ich war dreist, wurde bestraft, und ärgerte mich hernach oft über meine Thorheit; werde du klüger!“

Gellert wurde indeß an seinem Geburtsorte mit Beifall gehört. Wäre es ihm gelungen, sich von seiner Aengstlichkeit wieder zu befreien, hätte er zugleich eine bessere Gesundheit, eine stärkere Brust, ein festeres und getreueres Gedächtniß gehabt, so würde er, nach den noch vorhandenen Proben zu urtheilen, unter den geistlichen Rednern einen vorzüglichen Rang behauptet haben. Seine Umstände erlaubten ihm nicht, sich bloß mit der Ausbildung und Bereicherung seines eigenen Geistes zu beschäftigen. Er übernahm im Jahre 1739 auf ein Jahr die Aufsicht über zween junge Herren von Adel. Nachher unterwies er ein Jahr lang seiner Schwester Sohn, ihn zur Universität vorzubereiten. Dieses Jahr zählte er unter die gesundesten, glücklichsten und heitersten seines Lebens, und erinnerte sich immer mit lebhafter Dankbarkeit an die Munterkeit und Freudigkeit, womit er darinn seine Pflichten zu erfüllen sich bestrebt hatte. Er unterrichtete die Seinigen mit einem vorzüglichen Eifer, betete fleißig und mit Lust, war genau in seiner Selbstprüfung, voll Sehnsucht nach der Tugend, und lebhaft in seinem Hasse gegen das Laster; strenge in seinen

Vergnügungen, und voll freudiger Dankbarkeit gegen die Vorsehung.

Im Jahre 1741 begleitete er seinen Vetter nach Leipzig, sowohl um die Aufsicht über ihn fortzusetzen, als auch um sich selbst zum Dienste der Welt noch geschickter zu machen, ohne andere Aussichten zu haben, als die ihm sein Vertrauen zur Vorsehung, und seine Begierde nützlich zu werden, zeigte. Ich hatte wenig, sagt er selbst, als ich Leipzig zum zweitenmal besuchte; aber Gott hat mich auch nicht einen Tag des Nothwendigen mangeln lassen. Wegen seiner schwächlichen Gesundheit beschloß er sich dem Unterrichte der akademischen Jugend zu widmen, und erwarb sich demnach in den Jahren 1744 und 1745 die Freiheit auf der Akademie öffentlich zu lehren.

Er war ohngefähr wieder ein Jahr in Leipzig gewesen, als die Belustigungen des Verstandes und Witzes erschienen; damals eine unerwartete und sehr nützliche Erscheinung, Deutschland in Bewegung zu setzen, und die Lust zum Lesen angenehmer und nützlicher Schriften auszubreiten. Gellert ließ sich bewegen, Theil daran zu nehmen, und gab einige Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichte und prosaische Abhandlungen in diese Monatsschrift. Diese ersten öffentlichen Versuche seines Geistes wurden, so streng sie Gellert selbst in der Folge behandelt hat,

wegen der vielen sichtbaren Schönheiten, die sie bei allen ihren Flecken hatten, mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen, gelesen und auswendig gelernt. Der Dichter zog Deutschlands allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Das Natürliche und Leichte der Erzählung, in der nichts gesucht, nichts studiert war, der sanfte, unschuldige, menschenfreundliche Ton des jungen Dichters, hatte so viel Anziehendes, daß der Beifall, den man ihm gab, von einem Monate zum andern immer ausgebreiteter ward. Und dieser Beifall war die Haupttriebfeder seiner nachher auf die Fabel und Erzählung bestimmt gerichteten Bemühungen; da er hoffen durfte, daß ihm diese Dichtungsart glücken, und zugleich ihn seinem Vaterlande werth machen würde. Gellert suchte den Beifall der Vernünftigen, und strebte nicht zunächst darnach, den eigentlichen sogenannten Gelehrten zu gefallen. Er bemühte sich in leicht zu behaltenden Ausdrücken gute Wahrheiten zu sagen, und edle Empfindungen in der Seele rege zu machen. Er konnte sich also mit Recht freuen, als ein Bauer in Sachsen im Anfange des Winters, aus Dankbarkeit für das Vergnügen, das ihm seine Fabeln gemacht hatten, mit einem Wagen voll Brennholz vor seine Wohnung fuhr, ihn fragte, ob er der Herr wäre, der so schöne Fabeln machte, und ihn mit einem Auge voll Freuden, und mit vielen Entschuldigungen seiner Freiheit ersuchte, seine Ladung

Brennholz zum Merkmale seiner Erkenntlichkeit anzunehmen.

Im Jahre 1746 schrieb er die schwedische Gräfin, den ersten Originalversuch eines moralischen Romans. Gellert wollte diesen so anziehenden Werken des Geschmacks mehr Ernst, mehr Würde, und zugleich mehr Nützlichkeit zu geben sich bemühen, als sie gewöhnlich haben. Die Begebenheiten des Romans haben außer dem Wunderbaren viel Finsteres und Trauriges; aber eben dadurch wird der Roman selbst so rührend, so eindringend, und zugleich so anziehend, daß das Herz des Lesers für alles das Gute, das der wohlthätige Dichter ihm einflößen will, empfänglich ist. Man hat nicht zu besorgen, daß einige neuere (ebenfalls vortreffliche) Werke dieser Gattung die schwedische Gräfin ganz verdunkeln werden. Diese wird immer, wo anders der Geschmack nicht ganz verdorben ist, auch in Absicht der reinen und schönen Schreibart ein Lieblingsroman zärtlicher und empfindender Leser bleiben.

Schon um diese Zeit erduldete Gellert manche heftige Anfälle von der Hypochondrie, von der er in seinem ganzen Leben so viel erlitten hat. Viele Tage seines nützlichen Lebens waren schon leidenvolle Tage für ihn. Tugend und Frömmigkeit gaben ihm die nöthige Stärke, die ersten schmerzlichen Empfin-

dungen seines Uebels gelassen zu ertragen, und sich von der Furcht eines ihm bevorstehenden siechen Lebens nicht niederschlagen zu lassen. Um sich und andere zu trösten, nahm er seine Zuflucht zur Religion, und schrieb 1747 Trostgründe wider ein sieches Leben. Auch dieses Werk erhielt gleichen Beifall, wie seine übrigen Arbeiten. Im Jahre 1748 gab er der Welt den zweiten Theil seiner Fabeln und Erzählungen, die eben so vortrefflich sind, als die ersten. In der Folge kamen seine Briefe heraus, wozu ihn hauptsächlich Rabener veranlaßt hatte. Sie sind keine allgemeinen Muster, sollen es auch nicht seyn. Sie sollen nur die Nothwendigkeit eines natürlichen und gefälligen Ausdrucks empfehlen, und in dieser Absicht werden sie immer schätzbar bleiben. Seinen Briefen folgten 1754 seine Lehrgedichte und einige Erzählungen. Seine Absicht dabei war, den darinn empfohlnen Lehren nicht eben mehr Reiz und Schmuck zu geben; sondern sie nur deutlich und mit Empfindung zu sagen. Er wollte den Leser aufmerksamer auf die Wahrheiten, als auf den Schmuck der Poesie machen. Diese Wirkungen werden sie immer haben. Es ist unmöglich, seinen Christen zu lesen, ohne sich in dem Wunsche und Entschlusse, ein Christ zu seyn, gestärkt zu fühlen. Er schrieb besonders den Christen mit vieler Empfindung der Wohlthaten des Christenthums. Er wünschte bei Vollendung desselben: „Möchte ich dieses Gedicht doch zu

meiner eigenen Ruhe verfertigt haben! Möchte mich der Gedanke davon in traurigen Stunden aufrichten! O Gott, laß es nur meiner Seele zum Vortheile dienen!“

Mit gleich edlen und frommen Wünschen arbeitete er schon seit einiger Zeit an geistlichen Liedern. Diese Arbeit war ihm die wichtigste, welche er in seinem Leben unternommen hatte. Niemals beschäftigte er sich mit derselben, ohne sich sorgfältig darauf vorzubereiten, und mit allem Eifer sich zu bestreben, die Wahrheit der Empfindungen, welche darinn sprechen sollten, an seinem eigenen Herzen zu erfahren. Es ist unnöthig, über ihren vorzüglichen Werth weitläuftig zu seyn. Der allgemeine Nutzen, den sie gestiftet haben und noch stiften werden, ist Bürge dafür. Sie machten allen wahren Freunden der Religion Freude, und Gellert hat das Vergnügen gehabt, zu erfahren, daß mancher dadurch von der Bahn des Lasters zurück gebracht, oder auf dem Wege der Tugend gestärkt worden. Diese Lieder wurden in die meisten protestantischen Gesangbücher aufgenommen, und sie fanden sogar unter der Römischkatholischen Geistlichkeit Liebhaber und Verehrer. Ein katholischer Landgeistlicher in Böhmen war so davon gerührt worden, daß er dem Verfasser dieses schriftlich bezeugte.

Im Jahre 1751 ward er ausserordentlicher Pro-

fessor der Philosophie, und bemühte sich mit allem Eifer, nicht nur den Verstand seiner Zuhörer aufzuklären, sondern auch ihr Herz und ihre Sitten zu bilden. Alle Jünglinge, die ihn hörten und kannten, liebten ihn wegen seines sichtbaren und standhaften Eifers, sie nicht allein weiser, sondern auch liebenswürdiger zu machen. Sie wünschten seine Achtung zu gewinnen, und schon dieser Wunsch konnte sie von Ausschweifungen und Unordnungen zurück halten. Jedermann hatte einen freien Zutritt zu ihm. Er war stets bemüht nützlich zu seyn, und er war es auf die edelste und uneigennützigste Art. Aber eben dieses Leben, das auf eine so edle Art zum Besten der Welt angewandt wurde, ward auch zugleich durch das schreckliche Uebel der Hypochondrie beständig gefoltert. So sorgfältig er auch alles beobachtete, um dieses Uebel zu mildern, so waren dennoch seine Tage ängstlich und trübe, seine Nächte aber unruhig und voll schreckender Träume. Die Kunst der Aerzte linderte seine Uebel nur selten. Der Gebrauch der Bäder verschaffte ihm zwar einige, aber nicht die gehoffte Erleichterung. Je stärker das Uebel war, desto sorgfältiger bemühte er sich, alle nachtheilige Einflüsse davon auf die Frömmigkeit seiner Seele, auf die treue Beobachtung seiner Geschäfte, zu verhüten. Er bestrebte sich zu verhindern, daß sein Umgang niemanden beschwerlich seyn möchte. Ein liebreiches Wesen war ihm so eigen, daß solches sich in seiner ganzen Physiognomie ausdrückte,

auf seiner Stirne, in seinem traurenden Auge, in seinem ganzen Gesichte, in seiner ganzen Stellung. Man durfte ihn nur sehen, um ihn zu lieben, und man verlangte, wenn man ihn gesehen hatte, keinen andern Beweis, daß er liebenswürdig sey. Doch nichts war sichtbarer als seine Dankbarkeit gegen seine Freunde, die ihn aufzurichten, und ihn unter seinen Bekümmernissen zu trösten suchten.

Ein so edler Mann genoß denn auch das Vergnügen in hohen und niedern Ständen Freunde, und die Freude, rechtschaffene und dankbare Schüler gezogen zu haben. Und welche Belohnungen waren es nicht für ihn, wenn er aus so vielen Gegenden die stärksten Versicherungen von dem Nutzen seiner Schriften erhielt. Die Vorsehung ließ es ihm auch nicht an unerwarteten Erquickungen fehlen. Gellerts Verdienste hatten einen schlesischen Baron, den Herrn von Crausse n, so gerührt, daß er aus eigener Bewegung an ihn schrieb, und ihm aus Achtung und Liebe einen ansehnlichen Jahrgehalt versprach, und als Gellert denselben mit eben so viel Bescheidenheit als Dankbarkeit von sich ablehnte, demselben seiner alten ehrwürdigen Mutter bis an ihren Tod ertheilte. Wenn Gellert von dieser Sache sprach, so geschah es oft mit Thränen der Dankbarkeit und Freude in den Augen, weil diese Wohlthat blos ein Zeugniß von der reinen Hochachtung und Liebe dieses großmüthigen

Mannes gegen seine Tugend war. Ein ander Beispiel von einer seltenen Dankbarkeit ist folgendes:

Ein junger preußischer Offizier, der Gellerten schon lange zu kennen gewünscht hatte, weil sein Herz durch Gellerts Schriften gebessert war, hob eine Erbschaft von fünf bis sechstausend Reichsthalern in Leipzig. Gellert sprach ihn zweimal bei einem vertrauten Freunde. Bei der dritten Zusammenkunft war er einige Augenblicke mit ihm allein. Der Fremde nahm diese Gelegenheit wahr. „Ach! fieng er auf einmal mit einer schamhaften Offenherzigkeit an, Sie wissen es nicht: ich bin Ihr Schuldner, Ihr grosser Schuldner, und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür.“ Zu gleicher Zeit drückte er ihm ein Papier mit Gelde in die Hand. „Sie mein Schuldner, sagte Gellert, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht gesehen, und Ihnen nie den geringsten Dienst erwiesen habe? — Nun ich ruhe nicht; Sie müssen es annehmen. Sie müssen es annehmen, Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert, und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht. Jetzt kommt Ihr Freund, lassen Sie mich nicht vergebens bitten, er soll kein Zeuge meiner Schuldigkeit seyn.“ „Ich, fährt Gellert in seiner Erzählung fort, ich nahm das Geschenk, und wußte vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten.

Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisd'or. Nun erschrack ich zum zweitenmale. Dieses frohe Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld; (nein das Geld konnte es nicht seyn; dieß dringt nie in das Innerste der Seelen,) bloßes Geld kann diese Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre, daß ich getrost seyn, daß ich aus diesem Vorfalle Muth schöpfen, und nicht immer in Kummer versinken sollte; ein solcher Gedanke war es.“ Dieser angenehme Vorfall breitete durch die dadurch erweckten stärkern Empfindungen der Dankbarkeit gegen Gott, nach denen er sich so lange gesehnt hatte, eine Heiterkeit über seine Seele aus, die selbst seinen leidenden Körper auf einige Zeit heilsam wurde.

Die Unruhen des siebenjährigen Krieges bewogen ihn, sich einige Zeit auf dem Lande aufzuhalten, zugleich auch um zu versuchen, ob er sich dadurch seine körperlichen Leiden erleichtern könnte. Bei einem späten Spatziergange zog er sich eine Erkältung, und mit derselben eine sehr schwere Krankheit zu, daß er sowohl als seine Freunde seinen Tod befürchteten. Jedoch die Vorsehung half, als ihre Hülfe kaum mehr erwartet wurde. Er genoß hier die thätigsten Beweise der zärtlichsten Freundschaft, die sein Herz mit

der brünstigsten Dankbarkeit erfüllten. Er sprach von wenig Begebenheiten seines Lebens mit mehr Bewegung, als von dieser Errettung. „O mein Liebster, schrieb er an einen Freund, was ist der Schritt in die Ewigkeit für ein feierlich bebender Schritt! Welch ein Unterschied zwischen den Vorstellungen des Todes bei gesunden Tagen und am Rande des Grabes! Welcher Held muß da nicht zittern, wenn ihn nicht die Religion, gleich einem Engel vom Himmel, stärkt! Ich dachte zu sterben, und siehe, ich lebe noch durch die Güte Gottes! Wie werde ich dieses neugeschenkte Leben recht nützlich und dankbar anwenden?“ —

Nach erlangter Gesundheit gieng er wieder nach Leipzig zurück, wo er nach einigen Monaten die Nachricht von dem Tode des jungen Barons von Cronegk erhielt. Dieser war einer seiner geliebtesten jungen Freunde, von dessen vorzüglichen Gaben und edlem Charakter er für die Welt vieles gehofft hatte, und dessen Verlust ihm ungemein empfindlich war. Er redete immer mit Rührung von seinem Cronegk; auch in seinen Vorlesungen, worinn er seinen Charakter den jungen Herren von Adel zur Nachahmung anpries.

Seit dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges war in Leipzig eine immerwährende Ebbe und Fluth von Fremden, unter denen er durch seine Schriften

so bekannt und hochgeachtet war, als bei der Universität. Er wurde von allen besucht, die Religion und Geschmack ehrten, oder die doch den Ruhm haben wollten, sagen zu können, daß sie den Mann, der vor andern der Liebling seiner Nation war, gesehen, gesprochen und gehört hätten. Nicht selten fanden sich bei seinen Vorlesungen so viele Offiziere ein, als wenn sein Hörsaal das Vorzimmer eines Generals gewesen wäre. Die königlichen Prinzen von Preußen, Karl und Heinrich, erwiesen ihm die Ehre, sich mit ihm zu unterreden. Er sprach von diesen Prinzen, wegen der Menschenfreundlichkeit und Gnade, die sie Sachsen erwiesen, mit der größten Ehrerbietung und Bewunderung. „Ich bin, schreibt er an eine seiner Freundinnen, gestern auf Verlangen bei dem Prinzen Heinrich gewesen. In der That bin ich gern zu ihm gegangen, und ungern wieder von ihm. Ich habe ihm mit vieler Empfindung im Namen meines Vaterlandes für die Gnade gedankt, womit er uns die Last des Krieges erleichtert hat. Dieß gefiel ihm. Haben Sie nichts für sich zu wünschen? sprach er, ich möchte Ihnen gern dienen. — Nein, gnädigster Prinz, ich bitte um nichts, als um die Fortdauer Ihrer unverdienten Gnade. — Kann ich nicht Ihren Freunden dienen? — Sie haben mir und meinen Freunden den ganzen Krieg beständig Wohlthaten erwiesen.“ — Prinz Heinrich hatte viel Achtung gegen ihn, und gab ihm nach dem Krie-

ge noch einen Beweis davon, als er ihm das Pferd, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, zum Geschenke machte. Auch Friedrich der Große unterhielt sich mit ihm, und fällte ein ehrenvolles Urtheil über den deutschen Gelehrten. Der General Hülsen belegte das Städtchen, wo er gebohren war, nur mit einer sehr leichten Einquartierung, und ließ dem Rathe sagen: „dieß geschehe aus Hochachtung gegen den Professor Gellert.“ Als er auf dem Lande krank lag, gab der preußische Befehlshaber in Weißenfels Befehl, die Boten, die er zu seinem Arzte dahin senden würde, zu allen Stunden und ohne alle Umstände aus- und einzulassen. Lauter Zeugnisse von der außerordentlichen Verehrung, die er so allgemein, als fast kein Gelehrter sich rühmen kann, genossen hat.

Indessen war er immer noch blos außerordentlicher Professor bei der Akademie in Leipzig, weil er zweimal eine ordentliche Professur, die ihm die Regierung zugedacht hatte, aller dringenden Vorstellungen seiner Freunde ungeachtet, von sich ablehnte; wie er sagte, aus Krankheit, weil er besorgte, die Pflichten eines ordentlichen Lehrers wegen derselben nicht erfüllen, und seinen Beruf nicht abwarten zu können. Dabei aber ließ er von seinem Fleiße in seinem Unterrichte so wenig nach, daß er sich vielmehr, besonders auch — eine seltene Erscheinung! — in sei-

nen öffentlichen Vorlesungen, fast über sein Vermögen anstrengte. Er bedurfte wenig, und verließ sich mit völliger Zuversicht auf die Vorsehung, die auch dieses Vertrauen augenscheinlich belohnte. Einer seiner geliebtesten Schüler, der Graf Moritz von Brühl, gab ihm seit 1762 einen jährlichen Gehalt von 150 Thalern, ohne daß Gellert jemals seinen Wohlthäter erfahren hat. Es vergieng fast kein Jahr, daß ihm nicht auf der Post ansehnliche Geschenke von hundert, zweihundert und mehrern Thalern zugesendet wurden. Auch sein Gehalt, den er als außerordentlicher Lehrer hatte, wurde erhöht, und als Mascov starb, erhielt er dessen Gnadengehalt, der in 485 Thalern bestand, und welchen man ihm, da er nur einen Theil desselben annehmen, und das Uebrige einem andern wackern Manne ertheilt wissen wollte, ohne Umstände aufdringen mußte. Unser Zeitalter ist an solche Beispiele der Uneigennützigkeit so wenig gewöhnt, daß sich einige die Schande angethan haben, diese Weigerung für Heuchelei zu halten.

Churfürst Friedrich Christian ehrte Gellerten nicht allein durch die stärksten Versicherungen seiner gnädigen Achtung, sondern auch durch ein ansehnliches Geschenk. Sein Sohn und Nachfolger, der jetzige Churfürst, hatte die Gesinnungen seines Vaters gegen ihn. Die Churfürstin wußte seine Verdienste nach ihrem Werthe zu schätzen. Die Prinzen

Albrecht und Clemens und die Prinzessin Christina, versicherten ihn in ihren Unterredungen einer Achtung und Gnade, welche der Güte ihres Herzens eben so viel Ehre machen, als ihrem Geiste und Geschmacke. So sehr er in seinem Vaterlande geachtet und geliebt wurde, so viel Liebe fand er auch außer demselben.

In diesen Umständen hätte Gellert, dessen Wünsche allezeit mäßig und bescheiden waren, sehr zufrieden und glücklich seyn können, wenn es nur der Vorsehung gefallen hätte, ihm seine körperlichen Leiden zu erleichtern. Allein diese Leiden ließen ihn in eben den Jahren zu keiner anhaltenden Freudigkeit kommen. Er wünschte eine höhere und edlere Glückseligkeit, und empfand unter der Finsterniß, welche seine Seele überschattete, nur zu sehr, wie leer alles Irdische ist, wenn das Herz diejenige Heiterkeit nicht empfinden kann, welche einen höhern Ursprung, als das Glück des Lebens hat. Sein körperliches Uebel machte ihn schwermüthig, und in dieser Traurigkeit fürchtete sein frommes Herz, daß die Ursache derselben nicht blos in dem Leiden seines Körpers liegen möchte. Desto sorgfältiger war er denn aber auch in der Bewahrung seines Herzens und in der Uebung der wahren Frömmigkeit. Seine Bemühungen siegten zwar nicht immer über seine Kümmernisse; sie vermehrten aber doch die Kraft seiner Seele zur unver-

drossensten Ausübung seiner Pflichten. Vielleicht haben wenig Menschen mehr traurige Tage erlebt, als er; gleichwohl wurden alle diese traurigen Tage nützlich angewendet, und gewiß werden sich wenig Menschen rühmen dürfen, ihre fröhlichern Tage nützlicher gebraucht zu haben.

Im Jahre 1763 bediente er sich auf den Rath seiner Aerzte des Karlsbades. So viel Annehmlichkeiten der Aufenthalt im Bade, wegen des Umganges mit den würdigsten und erhabensten Personen, z. B. dem General Laudon, für ihn hatte, so wenig Wirkung hatte das Bad selbst für ihn. Dessen ungeachtet, weil es ihm wenigstens nichts geschadet hatte, und da sein Uebel seinen Sitz vornehmlich im Unterleibe zu haben schien, ließ er sich zu einer neuen Reise ins Karlsbad bereden; aber auch diese Reise hatte keine weitern Vortheile, als die erste. Ueberhaupt hatte er sie auch mehr aus Gehorsam, und weil er es für seine Pflicht hielt, alles zu thun, was die Sorge für seine Gesundheit erfoderte, als in der Hoffnung, einige Linderung zu erhalten, übernommen. Er empfand, daß sich seine Kräfte täglich verlören. Selbst die Arbeiten, deren er seit so vielen Jahren gewohnt war, kosteten ihm eine besondere Anstrengung, weil er, seiner fortdauernden Beschwerden wegen, mit keinem freien und heitern Geiste zu seinem Geschäfte kommen konnte. Dennoch gebrauchte er seine Kräfte

auf das treueste und gewissenhafteste, und sein Beifall verminderte sich auch deshalb gar nicht, indem sein Unterricht nicht allein immer lehrreich und unterhaltend blieb, sondern auch selbst durch sein kränkliches Ansehen und die sanfte Mattigkeit seiner Augen und seiner Stimme etwas sehr Rührendes erhielt.

Ohne ein Greis zu seyn, hatte er das Väterliche und Ehrwürdige eines Greises, dem seine jüngere Nachwelt mit Ehrfurcht und Lust zuhört, weil selbst sein Ernst lauter Freundlichkeit und Güte ist. Die Lehren aus seinem Munde hatten die Anmuth eines stillen Sommerabends, kurz vor dem Untergange der Sonne, mit deren Entfernung die von ihr verschönerte Natur nicht ihre Schönheit, aber die Lebhaftigkeit und den Glanz des Tages verliert. Er hielt in seinen letzten Lebensjahren öfters vor dem Churfürsten und dem ganzen Hofe öffentliche Vorlesungen, und die Thränen, welche sie seinen Zuhörern ablockten, bezeugten, wie sehr nicht allein der Inhalt und der sanfte Reiz seines Ausdrucks, sondern auch der persönliche Werth des Mannes, der sie hielt, rührten. Der Churfürst und die Churfürstin, seine Mutter, versicherten ihn ihrer Achtung in den stärksten Ausdrücken und mit besondern Gnadenbezeugungen. Wie sehr er bei der akademischen Jugend in Achtung stund, zeigte sich im Jahre 1768 bei einem Tumulte derselben. Gellerts Ansehen, seine nachdrücklichen und väterlichen

Warnungen trugen sehr viel zur Stillung des Tumults bei.

Indessen ward seine Gesundheit immer schwächer, und er konnte bis zu seinem Tode nie wieder bis zu dem Grade von Erholung kommen, den er doch in den vorigen Jahren bisweilen gefühlt hatte. Man bemerkte darüber eine allgemeine Bekümmerniß. Der Churfürst selbst nahm Theil daran, und ließ ihm zu einer bequemen und heilsamen Bewegung ein sicheres und sanftes Pferd aus seinem Stalle nach Leipzig führen. Doch sein Körper war so entkräftet, daß er auch die sanfteste und leichteste Bewegung nicht mehr ertragen konnte. Er war schon lange mit schmerzhaften Verstopfungen beschwert gewesen; aber im Anfange des Decembers 1769 wurden sie so hartnäckig, daß sie durch kein Mittel zu heben waren. Es wurde zwar alles angewandt, selbst einer der geschicktesten churfürstlichen Leibärzte wurde von dem Churfürsten abgesandt, um in Verbindung mit den geschicktesten Aerzten in Leipzig für die Rettung eines so theuren Lebens zu sorgen. Aber alle menschliche Hülfe war umsonst, und Gellert, der sonst immer mit Furcht an den Tod gedacht hatte, weil er besorgte, es möchte ihm schwer werden, die Schrecken desselben zu überwinden, empfand jetzt eine Freude, die von keiner Traurigkeit umwölkt wurde. Sein Lager war ihm zu einer wahren Folter geworden; er mußte die em-

pfindlichsten Schmerzen erdulden; aber die Stärke und Freudigkeit seines Geistes blieb sich immer gleich. Die Kraft der Religion zeigte sich bei ihm auf eine vorzügliche Art, und sein Beispiel auf seinem Krankenlager bis an seinen Tod war für alle Gegenwärtige ungemein lehrreich. Er starb am 18ten December 1769. Mehr und aufrichtigere Thränen sind vielleicht auf kein Grab geflossen, als auf das seinige. Die würdigsten Sänger seines Nachruhms sind Cramer, Weiße, Denis und Mastalier. Die Nation hat ihre Gesänge auswendig gelernt.

Gellert war von einer mittlern Leibesgröße, und wenn er sein immer sinkendes Haupt empor trug, mehr lang, als kurz, ansehnlich von Gestalt, aber sehr hager. Er hatte eine ungemein edle Bildung, eine hohe freie Stirn, sehr beseelte blaue Augen, eine hohe und zugleich gebogene Nase, und einen wohlgebildeten Mund. Seine immer kränklichen Umstände, durch welche sein Körper ganz ausgetrocknet war, gaben ihm eine ernsthafte Miene, die ins Traurige fiel, durch welche aber seine menschenfreundliche, wohlwollende, treuherzige und fromme Seele immer hindurchschimmerte. Jeder Augenblick, in welchem er weniger, als gewöhnlich litt, ein willkommner Besuch eines Freundes, eine gelungene gute Absicht, verbreitete ein angenehmes Lächeln über sein ganzes Gesicht. Seine Sprache war deutlich, biegsam,

aber etwas hohl, und näherte sich einer gewissen Wehmuth, wodurch sie so rührend, eindringend und schmelzend wurde, daß niemand dem Beweglichen, das sie hatte, widerstehen konnte, und daß das, was er vortrug oder las, durch den Ton seiner Stimme außerordentlich gewann. Bei Vorlesung selbst seiner bekannten Gedichte, besonders seiner geistlichen Lieder, oder bei den ermahnenden Stellen seiner Moral, vergossen oft alle seine Zuhörer Thränen. — Unter seinen Bildnissen ist das Geyserische das beste. Fast unzählbar sind die Versuche, seine Gestalt zu verewigen.

Sein Herz war sanft und zärtlich, empfindsam gegen alles Rühmliche, aufrichtig, offenherzig, unfähig zur Verstellung und Zurückhaltung. In der Jugend war er aufgeweckt und munter; in den männlichen Jahren aber ward er selten bis zur Munterkeit heiter. Keine seiner Neigungen und Leidenschaften war ungewöhnlich stark oder lebhaft; wenn wir die Empfindsamkeit gegen Ehre und Lob ausnehmen, die aber in ihm ein natürliches Mistrauen gegen sich selbst einschränkte, und die Religion, die sein ganzes Temperament verschönerte, völlig unter seine Herrschaft gebracht hatte.

So selten man es sonst von jemand bestimmt und kategorisch behaupten kann, so zuverlässig kann man es von Gellerten sagen: Er war ein frommer

Mann und wahrer Christ. Seine Frömmigkeit gründete sich auf den Glauben an die Offenbarung und auf sorgfältige und oft wiederholte Betrachtungen über die Lehren des göttlichen Worts. Die Gesinnungen der Gottseligkeit herrschten über seine ganze Seele, erhöhten und veredelten alle ihre Eigenschaften, und regierten den Gebrauch aller ihrer Gaben. Der Geist der Religion belebte seine Gespräche, seinen Unterricht, seine Schriften, seine Briefe, seine Arbeiten und seine Erholungen, alles, was er redete und that, alles hatte die Absicht, ihre Kraft bei ihm und andern zu befördern und zu verstärken. Er las kein Buch öfter und lieber, als die Bibel. Fromme Heuchelei und heiliges Gepränge war ihm ein Greuel. Sein Eifer in der Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes war außerordentlich; er besuchte den sonntäglichen und wöchentlichen so regelmäßig und unausgesetzt, daß ihn weder Kränklichkeit noch rauhe Witterung davon abhielt, wenn nicht das ausdrückliche Verbot des Arztes hinzukam. Mit der ernstlichsten und rührendsten Andacht nahm er sehr oft an dem Abendmahle Theil. Aber eben so gewissenhaft war er auch in seinem häuslichen und geheimen Gottesdienste. Er war ein fleißiger und brünstiger Beter; von seinen Uebungen der Gottseligkeit und seinem Eifer, täglich immer besser zu werden, hat er in einem im Jahre 1752 angefangenen vortrefflichen Tagebuche über sich selbst das herrlichste Denkmal hinterlassen.

Aus dieser Gottseligkeit entsprang die eifrigste Liebe zur Tugend, die alles der göttlichen Gnade zu danken haben wollte; die nie müßig war, und doch Gott alle Ehre zueignete; die ihrer Pflicht und dem Guten alles, was ihm sonst lieb war, aufopferte. Er hatte ein liebreiches, menschenfreundliches und dienstbegieriges Herz gegen alle Menschen. Daher war er eifrig in allem, was er zu ihrem Nutzen und Vergnügen und zu ihrem wahren Glücke beitragen konnte; mitleidig gegen Fehlende, und begierig sie zu retten; freundlich gegen jedermann; unfähig, jemanden zu hassen oder zu verachten, geneigt, von jedem gut zu denken; zärtlich gegen die Bekümmernisse seiner Nebenmenschen. Bei dem mäßigsten Antheile an den Gütern des Glücks, war er wohlthätiger, als die meisten zu seyn pflegen, die es mit unendlich mehr Bequemlichkeit thun könnten. Immer hatte er für die Dürftigen übrig, denn seine Mäßigkeit war sein Reichthum. Oft theilte er das Nothwendige mit den Armen. Die Studierenden hatten in ihrem Mangel eine sichere Zuflucht zu ihm. Er suchte hülflose Kranke auf, und schickte ihnen Erquickungen und Geld, ohne sie ihren Wohlthäter kennen zu lassen. Die Nothleidenden hatten Theil an allen Geschenken, die er für sich erhielt. Und allemal war die Religion und Dankbarkeit gegen Gott, seinen höchsten Wohlthäter, die Quelle seiner Gutthätigkeit. — Als einige Zeit vor seinem Tode ein Freund in einer Unterredung ohne ei-

nige weitere Absicht sagte, daß ihm gewisse Gelder ausgeblieben wären, die ihn in Verlegenheit setzten, stand Gellert mit der heitern lächelnden Miene auf, die man nur selten an ihm bemerkte, gieng zu seinem Pulte, brachte in einem Papiere dreißig Louisd'or zurück, und bot sie demselben mit den Worten an: „ich bin selten so reich; aber zum Glücke bin ich es jetzt, um einem rechtschaffenen Manne beistehen zu können; nehmen Sie dieses Geld, denn ich brauche es nicht.“

Die größte irdische Glückseligkeit seines Lebens war die Freundschaft. War er gleich zu heftigen Ergießungen derselben nicht aufgelegt, so war er doch in derselben so standhaft und treu, daß auch die weiteste und längste Entfernung seine Liebe nicht vermindern konnte. Das Vergnügen einer herzlichen Dankbarkeit war Gellerten ganz vorzüglich eigen. Er sprach von den Wohlthaten, die er empfieng, mit einer Begeisterung, die nicht größer hätte seyn können. Gleichwohl verlangte und suchte er sie niemals; er lehnte sie vielmehr oft mit lebhafter Erkenntlichkeit von sich ab, und schätzte sich glücklich, wenn er andere dadurch glücklich machen konnte.

Bescheidenheit und Demuth waren unterscheidende Vorzüge seines liebenswürdigen Charakters. Dabei aber war ihm sein guter Name ein großes Gut,

und angenehm und wichtig war ihm der Beifall seiner Nebenmenschen; doch bestrebte er sich nur, seiner werth zu seyn, ohne ihn zu fodern oder zu erschmeicheln. Er liebte das Lob des Kenners und des Rechtschaffenen, aber mit derjenigen jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden auch wahren Lobe der Schönheit erröthet. Niemand war williger, die Gaben und Verdienste anderer anzuerkennen, und sie höher, als die seinigen, zu schätzen; niemand geneigter, andern den Vorzug vor sich selbst zuzugestehen. In der Ausbesserung seiner Schriften war er bis zur Aengstlichkeit sorgfältig. Selbst orthographische Zweifel konnten ihn beunruhigen. Die Zufriedenheit des schönen Geschlechts mit seinen Schriften war ihm vornehmlich angenehm; denn er hatte von dem Verstande wohlerzogener Frauenzimmer die Meinung, daß ihre Empfindung des Schönen sicherer wäre, als die Empfindung seines Geschlechts, weil jene mehr Natur ist, und weniger von den oft willkührlichen Regeln der Kunst abhängt. Von ihrem Herzen hatte er eine eben so vortheilhafte Meinung.

Von allen Orten her wählte man ihn zum Vertrauten in den Angelegenheiten seines Herzens. Väter befragten ihn, wie sie ihre Söhne, Mütter, wie sie ihre Töchter erziehen; Frauenzimmer, wozu sie sich bei Heyrathsvorschlägen entschließen; Jünglinge, wie sie studieren; Zweifler, wie sie ihren Unglauben be-

kämpfen, und viele aus der großen Welt, wie sie den Gefahren und Versuchungen derselben widerstehen sollten; und Gellert stand einem jeden mit Rath, Unterricht, Beruhigung, Ermunterung, Trost und Belehrung bei. Dieß verwickelte ihn in einen weitläuftigen Briefwechsel. Wer einen guten Hofmeister für seine Familie haben wollte, verlangte ihn von Gelerten, der sich auch vorzügliche Mühe gab, dergleichen zu bilden. — In seinem Umgange herrschte die edle Unschuld und Einfalt der Sitten, die man zu haben pflegt, wenn man mehr mit Gelehrten umgeht, als mit der großen Welt, ohne doch der Gesellschaft dieser ganz zu entbehren.

Sowohl seine natürlichen Kräfte als seine erworbenen Einsichten hatten den eigenen Charakter der Gemeinnützigkeit. Seine Wissenschaft und sein Genie, statt daß sie sonst den Mann, dem sie in einem vorzüglichen Grade eigen sind, von den übrigen gemeinen Menschen entfernen, dienten nur dazu, ihn genauer mit denselben zu vereinigen. Sie sollten nur seiner Tugend Zutritt verschaffen. Sie leuchteten gleichsam vor ihm her, damit die Wirkung seines Charakters und seiner Menschenliebe sich auf mehrere erstrecken könnte. Zu dem Ende mußten seine Einsichten am meisten auf das praktische Leben gerichtet, sie mußten nicht sowohl Wissenschaft, als Weisheit seyn; er mußte weniger gelernte, als Erfahrungsideen, mehr richtige

Beurtheilungskraft in einzelnen Fällen, als Tiefsinn zu allgemeinen Theorien besitzen; er mußte weniger Feuer, als Richtigkeit, in seiner Einbildungskraft haben; sein Witz mußte nicht sowohl durch die Neuheit und das Außerordentliche seiner Verknüpfungen, als durch die in die Augen fallende Wahrheit derselben gefallen.

Weit mehr Stoff zu seinen Erkenntnissen hatte Gellerten die eigene Beschäftigung seines Verstandes an den Dingen und Begebenheiten selbst verschafft, als das Lesen und der Unterricht; weit mehr Begriffe scheint er von der innern Empfindlichkeit seines Herzens, als von der Schärfe seiner äußern Sinne bekommen zu haben. Er war auf seine eigene Besserung weit früher und ernstlicher, als die meisten Menschen bedacht.

Seine Werke zeigen, daß er die moralische Welt in ihrem weitesten Umfange kannte. Was er schildert, ist allemal kenntlich, und das innerste Gefühl eines jeden Lesers stimmt allemal damit überein. Seine Einbildungskraft war sehr wirksam und lebhaft, aber nicht heftig. Die Arbeit erfüllte und beschäftigte seinen Geist völlig; er genoß das volle Glück, das ein Schriftsteller genießen kann, sich unter seinen eigenen Ideen selbst zu vergessen. So wie Gellert kann kein Mensch erzählen, wenn nicht die Sache, die er

erzählt, vor seinen Augen vorgeht. Aber man sieht auch, und er selbst bezeugt es, daß nicht sowohl eine außerordentlich plötzliche Anstrengung seines Geistes, als eine anhaltende gleiche Wirksamkeit, seine besten Stücke hervorgebracht hat. Er war immer gemäßigt, ruhig, vollkommen beschäfftigt, aber nicht begeistert; er behielt also noch alle Besonnenheit, auf den vollkommensten Ausdruck, den richtigsten Reim und die strengste Korrektion zu denken. Ueberdieß wurde dadurch das ganze Kolorit seiner Gemählde sanfter, sein Spott unschuldiger, die Freude gelassener. Es blieb alles in den genauesten Schranken der Moralität und Kritik. Dagegen ermüdete sein Geist nicht so bald; er arbeitete oft an einer Fabel ununterbrochen mehrere Tage; und änderte, ohne ungeduldig oder unmuthsvoll zu werden.

Sein Verstand war hell und durchdringend; er faßte leicht, brachte seine Begriffe geschwind aufs Reine und Klare, gab ihnen den kürzesten, gedrängtesten und klarsten Ausdruck, urtheilte mit Bestimmung und Genauigkeit, und wußte allemal die Wahrheit, die er eingesehen hatte, einleuchtend zu machen. Ein Grund, weswegen er von dem Großen, von dem Manne von Geschäften, eben so sehr gelesen und geachtet ist, als von demjenigen Philosophen, der den Werth des gesunden Verstandes noch zu schätzen weiß. Seine Kenntnisse, so weit sie durch Lesen und Fleiß erlangt

werden, waren nicht sehr ausgebreitet, aber sie waren in derjenigen Klasse, welche er sich gewählt hatte, vollständig; und wenn Gelehrsamkeit so viel heißt, als ein aufgeklärter und bereicherter Geist, ein Genie, das sich nicht blos von andern beschäftigen lassen kann, das lieber Ideen hervorbringt, als sich dieselben mittheilen läßt — so besaß sie Gellert in dem vorzüglichsten Grade. Die Gabe, die dazu gehört, vortreffliche Verse zu machen, und genau zu beschreiben, ist vielleicht mehr, als irgend ein Philosoph vermag; diese Gabe, nur den Ausdruck des Gedankens zu suchen, und doch zugleich den Reim und das Metrum zu finden. Gellert besaß diese Gaben, wenn irgend einer unsrer Dichter sie hatte, und vielleicht hat nichts zu dem großen und allgemeinen Aufsehen, das seine Fabeln machten, mehr beigetragen.

Ein Mann von solchen Gaben, und von solchem Charakter war ja wohl ein seltenes und kostbares Geschenk für seine Nation, deren Geschmack, Sitten und Tugend in seiner Nachwelt ihm soviel schuldig ist. Seine Schriften insgesammt ziehen den Leser durch ihre Schönheit an sich, und bessern ihn, indem er sich blos zu vergnügen denkt. So lange die Deutschen ihre jetzige Sprache verstehen, werden sie die Gellertschen Schriften lesen; und den Gellertschen Charakter werden die Menschen verehren, so lange sie die Tugend kennen: und diese Zeit ist unbegrenzt.

Maximilian Julius Leopold.

Herzog von Braunschweig.

Gab es jemals einen Fürsten, der keinen andern Wunsch besaß, als seine Brüder glücklich zu machen, so war es gewiß Prinz Leopold von Braunschweig. Ueber sein edles Leben ist unter seinen Zeitgenossen nur Eine Stimme. Sein einziges Geschäfte war es, Elend zu mildern und Glück zu verbreiten. In dieser Hinsicht war ihm kein Opfer zu groß, keine Arbeit zu mühsam, denn er gab nicht blos von seinem Ueberflusse, er entzog sich selbst das Nothwendige, er übernahm persönlich die größten Beschwerden, um zu helfen und zu retten. Sein Tod in den Wasserfluthen war eine Wirkung seiner rastlosen Bemühungen, Unglückliche zu retten. Dieser Tod hat die allgemeinste Theilnahme erweckt, und diese Theilnahme rechtfertigt unser Zeitalter von dem Vorwurfe, als ob Spott, kleinliche Denkungsart und kalte Grübelei alle herzerhebende Gefühle erstickt, und die Kunst, angenehm zu

schwatzen, alle Fähigkeit, edel zu handeln, unterdrückt habe. Peter der Große beschleunigte zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts seinen Tod dadurch, daß er bei Lachta sein Leben zur Rettung gemeiner Seeleute wagte; das sah man aber damals, verblendet durch den Glanz seiner Siege und seiner Macht, als eine von den ihm eigenen, verzeihlichen Sonderbarkeiten an. Ganz anders dachten sechzig Jahre später Leopolds Zeitgenossen. Durch alle Stände verbreitete sich die innigste Rührung über seinen Heldentod, und die wärmste Verehrung für einen Prinzen, der sich zum Besten seiner Brüder in den Tod gab. Freilich verstand aber auch nicht leicht jemand die Kunst, sich allgemeine Liebe zu erwerben, besser als Leopold. Ein durch Nachdenken geübter Verstand leitete seinen Eifer, und verfeinerte Gefühle bildeten sein vortreffliches Herz.

Maximilian Julius Leopold war das jüngste Kind Herzog Karls von Braunschweig und der königlich Preußischen Prinzessin Philippine Charlottte, Schwester Friedrichs des Grossen, und den 11ten October 1752 zu Wolfenbüttel gebohren. Schon in seiner zarten Kindheit und früheren Jugend hatten alle seine sich entwickelnden Neigungen und kleinen Handlungen das Gepräge der Gutmüthigkeit. Oft bat er als Kind seine Erzieherin, wenn eine strenge Kälte war, der Schildwache unter

seinem Fenster etwas geben zu dürfen, weil es wohl den armen Menschen sehr frieren müsse. Sah er Alte und Elende, die vor Kälte zitterten, so that er die nehmliche Bitte. Freudig eilte er dann hin, und gab alles, was er hatte. Er holte armen Kindern, die baarfuß und zerlumpt in schlechtem Wetter giengen, als er ihrer kaum ansichtig wurde, Kleidungsstücke aus seiner Garderobe. In seinem Jünglingsalter ließ er andere verlassene Kinder in die Schule gehen, damit du nicht, sagte er einem, so müßig herum laufest und ein unnützer Mensch werdest.

Je beliebter sich der junge Fürst seinen Aeltern schon in der ersten Jugend machte, desto sorgfältiger waren sie für seine Erziehung und die Bildung seines Herzens besorgt. In der Religion empfieng er den Unterricht von einem der ersten christlichen weisen und gründlichsten Religionslehrer — dem Abte Jerusalem, der auch das Glaubensbekenntniß hat abdrucken lassen, das der Prinz bei seiner Konfirmation ablegte. Dieser gab ihm das Zeugniß, „daß sein Herz für den Unterricht in der Religion und Tugend immer gleich offen und empfindlich geblieben sey; daß er sich durch seine anhaltende Aufmerksamkeit bei demselben, richtige Erkenntnisse und gegründete Ueberzeugungen von der Wahrheit und Wohlthätigkeit der christlichen Religion erworben; daß er wahres Gefühl derselben gehabt, und dieses durch einen gottesfürchtigen Sinn

bewiesen habe. Der Prinz hatte von der Religion die gegründetste und nutzbarste Vorstellung: „Die Religion muß mich — das sind seine Worte — gehorsam gegen Gott, getreu gegen meinen König, aufrichtig, liebreich gegen meinen Nebenmenschen und so viel ich nur immer Vermögen dazu habe, wohlthätig, thätig und treu in meinem Berufe, und in allen meinen Handlungen redlich, gerecht, billig und mäßig machen. Jede Religion, die dieses nicht kann, muß in den Augen Gottes ein Greuel seyn, wenn ich auch übrigens, für die sogenannte Ehre Gottes mein Vermögen, oder auch sogar mein Leben verschwendete.“ —

Nachdem er durch Privaterzieher und auf dem Karolinum zu Braunschweig den sorgfältigsten Unterricht genossen, und unter andern auch die militairischen Wissenschaften studiert hatte, so besuchte er im Jahre 1770 mit seinem Oheim, dem Könige von Preussen, die schlesischen Revuen, und war bei der berühmten Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser Joseph in Mährisch-Neustadt zugegen. Im folgenden Jahre besuchte er die fürstlichen Höfe zu Weimar, Gotha und Anspach, und gieng darauf, unter der Aufsicht des Obersten Warnstädt, nach Strasburg, wo er ein Jahr lang die militairischen und andern Wissenschaften studierte, dann gieng er nach Braunschweig zurück, wo ihn sein Vater zum Obrist-

lieutenant bei den braunschweigischen Truppen ernannte. Bald nachher ward er zu Sonnenburg zum Johanniter-Maltheserritter geschlagen.

Edle Wißbegierde trieb den Prinzen nach ein paar Jahren nach dem Lande der schönen Künste. Er reiste im Anfange des Jahres 1775 über Wien nach Italien. Sein Reisegesellschafter war der beste, den er wählen konnte, um alle nützlichen Kenntnisse einzusammeln, der Hofrath Lessing. In Italien besuchte er alle durch Alterthümer, Gelehrsamkeit und Kunstwerke berühmte Oerter, und benutzte sie als wirklicher Kenner. Noch mehr aber suchte er sowohl berühmte als gute Menschen kennen zu lernen und zu beobachten Dieß war sein größtes Vergnügen gewesen, wie man, so oft er von seinen Reisen erzählte, deutlich merken konnte. Am Ende des Jahres 1775 kehrte er wieder nach Deutschland zurück, und widmete sich nun seiner Bestimmung. Der König von Preußen ernannte ihn am 12 Januar 1776 zum Obersten, und gab ihm das erledigte Regiment von Düringshofen, und der Herzog erwarb sich in Frankfurt an der Oder, wo dasselbe stand, bald die allgemeinste Bewunderung und Liebe. Mit Ernst und nicht zu ermüdender Thätigkeit erfüllte er alle eigentlichen Pflichten seines Standes, wie jede andere Pflicht des Menschen, wozu ihm derselbe Gelegenheit gab. Er hielt auf Ordnung, Pünktlichkeit und Genauigkeit im Kriegsdienst; aber er litt auch

durchaus nicht, daß der Soldat ohne Noth belästigt, und ohne gegründete Ursache hart behandelt wurde. Für die Wohlfahrt seines ganzen Regiments sorgte er unablässig. Vorzüglich ließ er sich die Versorgung der Invaliden desselben mit einer außerordentlichen Wärme und Betriebsamkeit angelegen seyn. Zu ihrem Besten unterhielt er einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel. Es konnte kaum eine Stelle für sie ledig werden, so erfuhr er es schon, und dann beeiferte er sich unermüdet, ihnen dieselbe zu verschaffen. Erhielt einer eine Kassenbedienung, und konnte die erforderliche Sicherheit nicht bestellen, so machte der Herzog die Bürgschaft für denselben, oder lieh und schenkte ihm oft die Summe dazu. Vielen andern gab er zu dem königlichen Gnadengehalt noch monatliche Zulage. So hat er auf vielfache Art, manchem braven Vertheidiger des Vaterlandes, dem ein großer Theil seines Lebens in blutigen Schlachten und sauren Feldzügen vergangen war, einen heitern Abend verschafft. Der Kranken in seinem Regimente nahm er sich mit einer väterlichen Sorgfalt an. Er besuchte nicht nur seine Soldaten selbst in ihrer Krankheit, sondern auch die Kranken in ihrer Familie. Oft hat er, wenn sie oder die Ihrigen, außer dem Arzte des Regiments, sich noch einen andern wünschten, denselben für sie angenommen, ihn belohnt und die Arzneien bezahlt.

Sobald der Herzog zum Regimente gekommen

war, besorgte er für die jüngern Offiziers und Junkers Lehrstunden in der Orthographie, Geschichte, Geographie, Mathematik und der französischen Sprache. Sie zum Fleiße bei diesem Unterrichte zu ermuntern, war er selbst dabei zugegen, und damit sich keiner schämen möchte, gut und richtig schreiben zu lernen, setzte er sich mitten unter sie, schrieb alles mit, was ihnen vom Lehrer dictirt ward, und war der erste, der demselben sein Papier zur Korrektur vorlegte. Dieß hatte die vortrefflichste Wirkung auf die Betriebsamkeit und Fleißanwendung dieser jungen Krieger; und war ein herrlicher Anblick.

Das unvergeßlichste Denkmal der fruchtbarsten Wohlthätigkeit gegen sein Regiment war die Stiftung einer Garnisonschule. Statt der alten dumpfen sehr engen Schulwohnung, die kaum dreißig Kinder fassen konnte, ließ er ein ganz neues, schönes und sehr bequem eingerichtetes Schulhaus auf seine Kosten erbauen. Zugleich ließ er darinn eine bequeme Wohnung für zween Lehrer einrichten, und bey demselben einen recht artigen kleinen Garten anlegen. Dieser Bau kostete ihn über viertausend Thaler. Er bestellte einen neuen Lehrer bei dieser Schule, und sorgte für dessen ansehnlichen Gehalt. Die Kompagniechefs gaben demselben monatlich zwölf Thaler, ermuntert durch ihres Befehlshabers Beispiel, der ihm acht Thaler gab, auch immer alle nöthigen Bücher und Schreib-

materialien schenkte. Das Schulhaus wurde am 26sten Januar 1778 öffentlich eingeweiht. Mehr als 500 Soldatenkinder, die bisher ohne allen Unterricht gewesen waren, erhielten denselben nun gänzlich frei. Die immer wachsende Anzahl der Schüler — denn auch andere Arme durften ihre Kinder in die Schule schicken — machte einen zweiten Lehrer nothwendig. Er arbeitete sogleich an der Ansetzung desselben, und gab ihm zuerst freie Wohnung, vier Thaler monatlich, und einige andere Vortheile. Seinen Feldprediger sandte er zu dem edlen Rochow nach Radehahn, um sich mit den dortigen Schulanstalten näher bekannt zu machen. Er reiste selbst dahin, nahm alles in Augenschein, forschte jedem kleinen Umstande von der vortrefflichen Rochowschen Lehrart nach, ließ sich von allen Punkten derselben unterrichten, und führte alles für seine Regimentsschule Zweckmäßige und Anwendbare darinn ein.

Auch in Leopold lebte der große Geist und edle Muth, der sein ganzes Geschlecht unter den ersten Helden des achtzehnten Jahrhunderts in der Geschichte so merkwürdig gemacht hat. Er hatte gründliche Kriegswissenschaften, und studierte sie noch immer mit Fleiß; er zeigte den thätigsten Diensteifer, er fühlte Patriotismus fürs Vaterland und kannte wahre Tapferkeit und Ehre. Davon gab er Beweise in den Jahren 1778 und 1779, da er mit seinem Regimente der

unter den Befehlen des Prinzen Heinrichs von Preußen nach Sachsen und Böhmen gehenden Armee in den Bayerischen Erbfolgekrieg folgte. Er war bei allen Expeditionen gegenwärtig, und wagte sich — nach dem Ausdrucke eines erfahrnen Officiers — dabei zuweilen zu weit. In Sachsen widmete er die Zeit, welche er im Winterquartiere zubrachte, meistens den Wissenschaften und der Ausübung einer edlen Menschenliebe. Er hatte einen durchdringenden Verstand, einen forschenden beobachtenden Blick, der alles bemerkte, was ihm merkwürdig und nützlich war, sein Eifer war unermüdet, in vielen Wissenschaften besaß er vorzügliche Kenntnisse. Alle diese Eigenschaften, verbunden mit einer beständigen Uebung in der Kriegskunst, und allem, was sich darauf bezog, welcher ihn zuweilen bis zur heftigsten Abmattung beschäftigte, konnten nicht anders, als den vortrefflichsten General aus ihm bilden. Die schönen Wissenschaften waren seine Lieblingsbeschäftigungen. Er las die lateinischen Schriftsteller, einen Livius, Horaz und andere im Original, mit großer Kenntniß, Geschmack und Vergnügen. Er sprach Englisch, das Französische und Italiänische aber so geläufig und korrekt, als seine Muttersprache.

Seit dem Jahre 1779 lebte er, kleine Reisen ausgenommen, beständig in Frankfurt, und arbeitete rastlos an dem Wohl seiner Mitmenschen. In einem

Stande, wo die Strenge so oft Pflicht ist, wird es nur gar zu leicht, den Menschen über den Soldaten zu vergessen, und nicht selten sieht der letztere mit Verachtung auf den Bürger herab, zu dessen Schutz ihn die Ehre berufen hatte. Nicht so Leopold, Frankfurts Schutzgeist. Bei jeder öffentlichen Noth war er der erste, der zur Abwendung des drohenden Unglücks herbei eilte; nicht, um durch überhäufte Befehle, die eben so leicht gegeben als schwer ausgeführt werden, dem willigen Helfer abzuschrecken, und den herbeigenöthigten zu verwirren; sondern um seinen weisen Anordnungen durch eigenes Beispiel Nachdruck zu geben. Durch seine wachsame Sorgfalt, durch seine trefflichen Rettungsanstalten, durch sein anfeurendes Beispiel, Zureden und Bitten, mit ihm zu helfen, wurde manches Feuer gleich gedämpft, das der Blitz anzündete, oder das Unglück wurde doch nicht so groß, als es hätte werden können. Bei der Wasserfluth im Jahre 1780 verdankten es die Frankfurter vornehmlich seinem unermüdeten Eifer, daß die Vorstadt nicht überschwemmt wurde. Er war die ganze Nacht auf dem Damm, der durchbrechen wollte, und arbeitete gemeinschaftlich mit seinen Soldaten, den Durchbruch zu verhindern. Bei mancher Feuersbrunst führte ihn sein edler Eifer, selbst zur Rettung mitzuwirken, so weit, daß er nur mit Mühe der drohendsten Gefahr entgieng.

Leopold hatte für jede Art der Noth ein weiches gefühlvolles Herz, und gerührt zu werden und zu Hülfe zu eilen, war bei ihm gemeiniglich eins. Es war ihm nicht genug, der Pracht und Bequemlichkeit zum Besten der Armen zu entsagen. Er that mehr. Er widmete den Leidenden nicht nur das, was nur der Thor nicht zu entbehren weiß; sondern auch das kostbarste, was der Weise hat, seine Zeit. Jeder hatte bei ihm freien Zutritt. Er sprach mit jedem und hörte die kleinsten Umstände der Klage mit bewundernswürdiger Geduld an. Den meisten, die seine Hülfe suchten, half er. Viele, denen er nicht helfen konnte, wurden getröstet, durch die liebreiche Art, mit der er zu ihnen sprach. Die festgesetzten Almosengelder, welche er in Frankfurt an bestimmte Arme monatlich austheilen ließ, betrugen nach der Versicherung dessen, der sie ausgetheilt, 240 Thaler, und also jährlich fast 3000 Thaler. Ausserdem empfiengen in Braunschweig und an andern Orten viele Nothleidende Wohlthaten von ihm, auch gab er gern durchreisenden Dürftigen, so daß gewiß der größere Theil seiner Einnahme zu Werken der Liebe angewendet worden ist.

Um sich von dem Elende der Leidenden desto näher zu überzeugen, und dasselbe desto gewisser völlig zu heben oder doch erleichtern zu können; so erforschte er es selbst. Er besuchte die Unglücklichen in ihrer Hütte, gieng selbst an ihr armseliges Krankenlager,

und veranstaltete für sie dann mit vielem Eifer, nach ihren Umständen und Bedürfnissen, zweckmäßige Hülfsmittel und erforderliche Pflege. Einst taufte sein Feldprediger am Abend drei Kinder, von denen eine arme auf der Durchwanderung nach Schlesien begriffene Soldatenfrau entbunden worden war. Als er am folgenden Morgen die Kranke besuchte, erfuhr er von ihr, daß ein Offizier da gewesen sey, und ihr versprochen habe, für die Pflege und Erhaltung ihrer Kinder zu sorgen, — dieß war der Herzog gewesen. An einem andern Abend geht er bei einem Hause vorüber, hört ein ängstliches Stöhnen, geht herein, erfährt, daß die verlassene Arme mit den empfindlichsten Schmerzen auf ihrem Strohlager ringt. Gleich geht er zum Arzt, der schon schläft, und bittet ihn, der leidenden Kranken sogleich zu Hülfe zu kommen. Einer alten blinden Frau brachte er selbst alle Wochen zwei Gulden. Viele arme verwaiste Kinder ließ er auf seine Kosten Handwerke lernen. Als einmal zwei arme Kinder, die durch seine Vermittlung in das Berlinische Waisenhaus aufgenommen waren, dahin geschickt werden sollten, gieng er Morgens um fünf Uhr bei einer sehr rauhen Witterung selbst zu dem Fuhrmann, um zu sehen, ob sie auch gut vor dem Wetter verwahrt wären. Als er fand, daß dieses nicht hinlänglich geschehen war, hieng er den Kindern seinen eigenen Ueberrock um, sah sie erst abfahren, und gieng dann im Regen ohne Ueberrock nach Hause.

Auf einem Spazierritte sah er eine alte arme Frau, mit einem Bündel Holz, das sie sich zusammengelesen, auf dem Rücken, in einem morastigen Wege beinahe hinsinken. Er steigt vom Pferde, wadet durch den Morast zu ihr hin, hilft ihr auf, bringt sie auf den trockenen Weg, und giebt ihr freundlich die Erinnerung: „Ein andermal, Mütterchen, nehmt euch besser in Acht!“

Kein Offizier bei seinem Regimente übertraf ihn an Höflichkeit. Mit den ärmsten und geringsten Leuten sprach er freundlich. Seinem guten Herzen war es nicht möglich, mit Vorsatze einem Menschen eine mißvergnügte Stunde zu machen. Er hatte viel Lebhaftigkeit und Gabe des Witzes, aber nie mißbrauchte er dieselbe zum kleinsten Spott über seine Nebenmenschen. Bei seinem lebhaften Gefühle der Menschlichkeit empfand er immer lebhafte Mitfreude über alles Glück und Gute, das er bei andern erkannte, und das andere gewirkt hatten. Er selbst kannte kein größeres Vergnügen, als Wohlthun und Helfen. Er empfand dieß Vergnügen immer aufs neue, so oft er eine That der Menschenliebe verrichtete. Hatte er bei der Ausführung derselben mit manchen Hindernissen kämpfen müssen, diese aber durch seine unerschütterte Festigkeit und Beharrlichkeit in der Ausführung eines angefangenen guten Vorhabens besiegt, wie innig froh und aufgeheitert war er dann!

Nicht um von Menschen gesehen und gepriesen zu werden, that er so viel Gutes. Er hatte einen wirklich demüthigen Sinn. Am liebsten erwies er Wohlthaten in der Stille. Man sah ihm immer eine Verlegenheit an, wenn ihm jemand für empfangene Wohlthaten dankte, und das Gefühl der Bescheidenheit sprach in der edlen Schamröthe seines Gesichts, wenn er sein Lob hörte. Daß er nicht aus eitler Ruhmsucht, oder um Aufsehen zu machen, große und gute Handlungen verrichte, dieß zeigte er auch, als man über die Thüre des auf seine Kosten erbauten Schulhauses die Aufschrift gesetzt hatte: Leopoldsche Garnisonschule. Er befahl, daß sie wieder weggenommen werden mußte, und ließ das Haus mit dem einzigen Worte: Garnisonschule bezeichnen.

Er überließ sich keiner strafbaren, herrschenden Leidenschaft, sondern lebte beständig in wahrer Mäßigkeit und Strenge gegen sich selbst. Gegen seine Aeltern empfand er die zärtlichste kindliche Liebe. Seinen Erziehern und Lehrern bewies er unveränderte Dankbarkeit. Mit einigen derselben unterhielt er ununterbrochen einen vertraulichen Briefwechsel; und immer sprach er von ihnen mit Werthschätzung und Freude. Wenn er nach Braunschweig kam, besuchte er liebreich alle seine alten Bekannten; und diejenigen, welche ihm in seiner Kindheit und Jugend Dienste geleistet — waren sie auch sehr weit unter ihm — ließ

er zu sich kommen, oder gieng selbst zu ihnen, und unterredete sich mit ihnen sehr leutselig. Für seine Bediente sorgte er wie ein Vater. Er gab ihnen ein beständiges gutes Beispiel, und bekümmerte sich angelegentlich um die Versorgung derselben nach seinem Tode.

Nichts war ihm heiliger, als Religion und Tugend. Durch einen Jerusalem mit der menschenfreundlichen Heiterkeit der aufgeklärten Religion bekannt, blieb sein Geist immer gleich froh und heiter, so wie bei aller dieser freudigen Heiterkeit und der blühendsten Gesundheit sein gottesfürchtiger Sinn ihm keine Art von einer unmäßigen Leidenschaft erlaubte. Diejenigen, welche nahe um ihn gewesen sind, bezeugten, daß er an jedem Morgen und Abend sehr andächtig gebetet habe; daß er es nie versäumt, so frühe auch seine Berufsgeschäfte anfiengen; so spät und ermüdet von denselben er sich auch niederlegte. Dem öffentlichen Gottesdienste wohnte er mit einem Anstande bei, der ohne gesuchte Form tiefen Eindruck auf diejenigen machen mußte, die ihn dabei sahen. Mit warmer Theilnahme suchte er die Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes zu befördern, und er ließ unter andern eine Sammlung geistlicher Gesänge für die Garnisongemeinde veranstalten. Von seiner Achtung gegen die Religion überhaupt zeugt unter andern auch sein Eifer gegen die, welche der biblischen

Geschichte spotteten, denn einst sagte er zu einem, der bei einem steigenden Ballon ausrief: „man kann sich vorstellen, wie Elias in Himmel gefahren ist,“ im ernsten Tone: „kein rechtschaffener Mann muß über die Bibel spotten und lachen.“ Er dachte zu aufgeklärt, um nicht jeden Fortgang in Licht und Wahrheit gern zu sehen; er hörte gern Männer, die verschiedener Meinungen in Religionssachen waren, mit einander reden; er gab der Wahrheit, wovon er überzeugt war, eben so bereitwillig Beifall, als er es sich zur großen Pflicht machte, dabei, als bei der wichtigsten Sache, ernsthaft und vorsichtig zu verfahren. Helle und lebhafte Ueberzeugungen hatte er insbesondere von der Vorsehung und Unsterblichkeit; diese, sagte er mehrmals, muß mir nur niemand wegraisonniren, denn die kann ich nicht missen.

So wie Leopold bei jeder Gefahr, die den Bewohnern Frankfurts drohte, sich an die Spitze derer stellte, die zur Hülfe herbeieilten, so that er es auch bei der im Frühjahre 1785 eingetretenen Ueberschwemmung. Drang seines großen und guten Herzens, das so ganz von mitleidigem Gefühle durchfloß, starkes Vertrauen auf Gott, das er immer in Gefahr empfand, und die gewisse Erwartung, durch sein Beispiel mehrere zu begeistern, brachten ihn zu dem Entschlusse, den bedrängten Vorstädtern in einem Kahne zu Hülfe zu kommen. So wie mit der Fluth die

Noth der Unglücklichen stieg, so nahm auch sein Mitleidsgefühl zu, und er konnte demselben nicht länger widerstehen, als eine Mutter vor ihm niederfiel und ihn händeringend anflehte, er möchte ihre Kinder retten lassen. Alle Umstehenden baten ihn, sich nicht in die Gefahr zu begeben; aber er antwortete: „was bin ich mehr, wie ihr? Ich bin ein Mensch, wie ihr, und hier kommt es auf Menschenrettung an!“ Nach diesen Worten stieg er in den Kahn, wagte sich entschlossen in die reissenden Fluthen, grüßte noch heiter und freundlich, die ihm am Ufer zitternd nachsahen, aber plötzlich ergriff eine Welle den Kahn, Leopold stürzte in die Fluthen und kam nicht mehr zum Vorschein. Er ertrank am 27sten April 1785, und erst nach sechs Tagen ward sein Körper gefunden. Die Geschichte bewahrt sein Andenken in der Reihe jener wenigen außerordentlichen Menschen, die für ihre Mitbürger starben, und die alle Jahrhunderte mit heiliger Verehrung nennen.

Heinrich Masers de la Tude.

Fünf und dreißig Jahre in Gefangenschaft.

La Tude war das unglückliche Opfer einer despotischen Regierung. Menschen, den Tigern in Lybiens Wüsten ähnlich, sahen mit Wohlgefallen eines ihrer Mitgeschöpfe unschuldig leiden, und trugen nichts zur Linderung seiner Qual bei. Bedaure mit mir, freundlicher Leser, den armen la Tude, der eine jugendliche Unbesonnenheit mit vieljährigen Qualen abbüßen mußte.

Heinrich Masers de la Tude ward am 13ten März 1725 auf dem Schlosse Craisein, unweit Montagnac in Languedoc, das zu dem Gute seines Vaters gehörte, gebohren. Sein Vater war der Marquis de la Tude, Ritter des Ludwigsordens, Obristlieutenant des Dragonerregiments Orleans, der als Lieutenant du Roi zu Sedan starb. Dieser bestimmte seinen Sohn zum Ingenieur, und schickte

ihn nach Paris, um sich daselbst in der Mathematik zu vervollkommnen. Um sich auszuzeichnen und empor zu schwingen, ergriff der junge Mensch ein sehr seltsames Mittel. Er wollte sich die Pompadour verbinden. Zu dem Ende gab er einen Brief an sie auf die Post, in welchen er ein unschädliches Pulver that, und eilte sodann zu ihr, um ihr zu sagen, daß er zwei Personen in den Thuillerien von einem Anschlage wider ihr Leben sprechen gehört, und gesehen habe, daß sie ein Packet auf die Post gegeben hätten, welches vielleicht für sie bestimmt seyn, und ein feines Gift enthalten könnte. Aber die kluge Marquise ließ ihn sogleich seine Addresse schreiben, um solche zurückzubehalten, und diese entdeckte ihr, daß la Tude selbst der Schreiber jenes Briefes gewesen sey.

Diesen unbesonnenen Streich mußte der junge Mann mit dem Glücke seines ganzen Lebens büßen; denn all sein Unglück war die Folge dieser einzigen jugendlichen Thorheit. Im höchsten Grade erbittert und aufgebracht, ließ die königliche Favoritin den — Verbrecher in die Bastille setzen. Er fand bald einen Fürsprecher an dem damaligen Policeilieutenant Berryer; aber die Pompadour war unerbittlich.

In der Bastille erhielt la Tude einen Juden zur Gesellschaft, der einen geheimen Briefwechsel mit dem englischen Hofe unterhalten hatte. Sie wurden

bald Freunde, und versprachen einander wechselseitig zu helfen, wenn einer von ihnen seine Freiheit wieder erhalten würde. Die Gefangenwärter verriethen diese Verabredung, und nun kündigte man dem la Tude eines Tages seine Befreiung an. Kaum aber war er über die Thürschwelle seines Gefängnisses, so erfuhr er, daß er nach Vincennes gebracht werden sollte. In der Folge machte er die Entdeckung, daß jener Jude seine Freiheit wirklich erhalten, sich aber nicht um ihn bekümmert hatte, weil er ihn frei glaubte, und nicht hörte, daß la Tude für ihn etwas gethan hätte. In Vincennes fieng dieser letztere an, darauf zu denken, wie er sich selbst in Freiheit setzen könnte. Er entsprang auch, nachdem er neun Monate daselbst gewesen war, glücklich, und gieng nach Paris. Hier setzte er eine Bittschrift an den König auf, und zeigte am Schlusse derselben seinen Aufenthalt so offenherzig an, daß freilich bei andern Richtern diese Offenherzigkeit ihm allerdings zu statten gekommen seyn würde. Aber hier stürzte sie ihn aufs neue ins Verderben. Er ward wieder nach der Bastille gebracht und in einen Kerker geworfen, wo er Leiden ausstehen mußte, die er bisher noch nicht gekannt hatte.

Erbittert über sein hartes Schicksal schrieb der Unglückliche ein Paar Verse auf den Rand eines Buches, das man ihm gegeben hatte. Man zeigte solche

der Pompadour, und sie wurde dadurch nur noch mehr gegen den Urheber derselben aufgebracht. Achtzehn Monate lang mußte er im Kerker bleiben, ehe Berryer es wagen durfte, ihm wieder ein Zimmer zu geben. Dann erhielt er auch einen Aufwärter, den sein Vater bezahlte. Aber dieser Mann ward sein Schicksal, das ihn an seinen Herrn kettete, (denn ein solcher Aufwärter kömmt nur mit seinem Herrn wieder frei,) bald überdrüßig, erkrankte aus Mißmuth, und starb, alles Bittens des la Tude für ihn ungeachtet, an seiner Seite. Berryer gab ihm nun einen jungen Menschen zur Gesellschaft, der etwas Aehnliches, wie la Tude begangen hatte, indem er einen Brief mit guten Rathschlägen an die Pompadour geschrieben hatte. Dieser junge Mensch hieß Alegre, war aus Carpentras gebürtig, und war schon drei Jahre in der Bastille gewesen. Mit diesem entwarf la Tude nun wirklich einen ungeheuren Plan zu entrinnen. Man würde Mühe haben, es zu glauben, daß la Tude mit seinem Unglücksgefährten einen Plan entworfen und realisirt habe, bei dem es ungleich mehr Schwierigkeiten zu besiegen gab, als weiland Trenk im Magdeburger Kerker zu besiegen hatte, wenn nicht die Thatsachen in Paris allgemein als wahr bekannt, und die Werkzeuge, deren sich die beiden Gefangenen bedienten, bei der Eroberung der geschleiften Bastille gefunden, öffentlich zur Schau ausgestellt, und von der Nationalversamm-

lung dem la Tude als sein Eigenthum zuerkannt worden wären. Um die vielen Werkzeuge, welche sie zu ihrer Flucht nöthig hatten, aufzubewahren, diente ihnen der Zwischenraum zwischen dem Fußboden ihres und der Decke des unter dem ihrigen befindlichen Zimmers. Nun verfertigten sie aus einem sehr großen Vorrathe von Wäsche, den la Tude hatte, eine Strickleiter, um alle die Gitter und eisernen Spitzen, die in ihrem Schornsteine waren, loszureissen — eine Arbeit, womit sie sechs Monate zubrachten. Von dem Holze, welches ihnen zum Heizen gegeben wurde, verfertigten sie eine hölzerne Leiter. Um mit einander von ihrem Plane zu sprechen, ohne den Gefangenwärtern verständlich zu seyn, mußten sie allen Dingen, deren sie sich bedienten, eigene Namen geben. Die Seile, welche sie verfertigten, waren 1400 Fuß lang. Die hölzernen Sprossen der Leitern überzogen sie mit dem Futter ihrer Kleidungsstücke, damit sie kein Geräusch machen möchten.

Nach einer achtzehnmonatlichen rastlosen Arbeit waren sie glücklich mit allem zu Stande gekommen, und entflohen nun am 25sten Februar 1756 glücklich. Nachdem sie sich einen Monat lang in Paris im Verborgenen aufgehalten hatten, reiste Alegre zuerst nach Brüssel, und la Tude folgte ihm, nachdem er die Ankunft desselben erfahren hatte.

Als la Tude in Brüssel angekommen war,

hörte er, daß man seinen Unglücksgefährten daselbst schon ausgekundschaftet und ausgeliefert hätte. Er eilte also nach Amsterdam. Entblößt von Gelde kam er hier an; aber auf der Reise hatte er einen Mann kennen gelernt, der in Amsterdam in einem Keller eine Schenke hielt, und der ihn menschenfreundlich unterstützte. Bald nachher fand er auch den Beistand eines reichern Landmannes. Dieser war mit allen seinen Freunden, welche er deshalb zu Rathe zog, der Meinung, daß la Tude sicher in Amsterdam bleiben, und daselbst von französischen Nachstellungen nichts zu fürchten haben könne; aber sie betrogen sich. Denn man gieng wirklich so weit, daß man durch den französischen Gesandten die Staaten von Holland ersuchte, den unglücklichen la Tude arretiren zu dürfen; und dieser sonst so stolze Senat war niederträchtig genug, dieses Gesuch zu bewilligen.

La Tude hat in der Folge erfahren, daß die Bemühungen der französischen Regierung in dieser Stadt ihr die ungeheure Summe von zweimal hundert und siebzehntausend Livres gekostet haben. Soviel wandte der Despotismus daran, um seinen Eigensinn und Stolz zu befriedigen, und einen Unschuldigen unglücklich zu machen. So verschwendete der Despotismus die Summen, welche er vom Volke erpreßt hatte!

Indessen traute man sich doch nicht, den Un-

glücklichen öffentlich in dem Hause seines Freundes zu arretiren, sondern man ließ ihm einen Brief seines Vaters zukommen, worinn ihm dieser eine Geldsumme bei einem Banquier anwies, in dessen Hause man ihn dann, unter dem Vorwande, daß er ein berüchtigter Bösewicht sey, gefangen nahm. Man erhielt auch vom Prinzen Karl von Lothringen die Erlaubniß, den la Tude durch das kaiserliche Gebiet zu führen. Die schändliche Behandlung, die der Unglückliche während der Reise erfahren mußte, empört jedes fühlende Herz, und erregt den lebhaftesten Abscheu gegen seine Peiniger. Mit Frohlocken wurden die letztern in der Bastille empfangen, ihre Klugheit bei der ganzen Expedition erhielt großes Lob, und der arme la Tude ward nun in einen Kerker geworfen, in dem sich nichts als ein wenig Stroh befand. Man gab ihm hier die Wärter wieder, deren Wachsamkeit er das vorigemal entwischt war, und die man deshalb mit dreimonatlicher Kerkerstrafe belegt hatte. Hieraus schon läßt sich schließen, was er nun leiden mußte. Sein Zeitvertreib und sein Vergnügen in diesen Leiden bestund in Spielen mit Ratzen und in dem Spiele auf einem Flageolet, das er sich aus einem Holunderrohre, welches er im Strohe fand, verfertigt hatte. Auch machte er einige Pläne, durch die er die Regierung zu gewinnen hoffte. Man benutzte sie, aber man belohnte ihn nicht dafür.

Kein Wunder, wenn er es unter diesen Umständen

und in dem schmählichsten Kerker, worin er noch dazu stets gefesselt lag, auf mehr als eine Weise versuchte, seinem Leben ein Ende zu machen. Ein Wundarzt berichtete den kläglichen Zustand des Gefangenen an den Minister Sartines, und bat für ihn — umsonst! solche Vorstellungen machten auf die Diener des Despotismus jener Zeit keinen Eindruck. Erst lange hernach, da la Tudes Kerker bei einer Ueberschwemmung der Seine voll Wasser stand, brachte man ihn in einen von den Thürmen der Bastille; aber nur deswegen, weil der Knecht, der ihm aufwartete, sich sehr darüber beschwerte, daß er allemal, wenn er zu ihm wollte, im Wasser waden müßte.

Um sich in der neuen Wohnung, wohin man ihn brachte, Unterhaltung zu verschaffen, machte er ein Paar Tauben, die er vor seinem Fenster gefangen hatte, zahm. Sein schändlicher Kerkermeister gönnte ihm auch dieses Vergnügen nicht, und wollte die Tauben erwürgen. In der Wuth, worein der Unglückliche durch diese teuflische Bosheit gerieth, tödtete er sie selbst. Der Graf von Jumilhac, ein Menschenfreund, welcher bald darauf Gouverneur der Bastille wurde, verschaffte ihm eine Audienz bei dem Polizeilieutenant Sartines. Dieser versprach ihm eine Belohnung für die Pläne, welche er im Kerker entworfen hatte, und erlaubte ihm, täglich zwei Stunden auf der Plattforme der Bastille spazieren zu gehen.

La Tude überreichte ihm zwei neue Pläne. Für einen derselben, ein Project zu Anlegung von Magazinen, ließ ihm Sartines eine Pension von funfzehnhundert Franken bieten, wenn er es ihm ganz abtreten wollte. Aber er konnte sich nicht überwinden, der Ehre zu entsagen, dieses Project erfunden zu haben. Von der Zeit an ward Sartines sein Feind, that nichts mehr für ihn, und ließ alle seine Bittschriften unbeantwortet.

Bei seinen Spaziergängen auf der Plattforme der Bastille machte er mit zwei Frauenzimmern, die gegenüber wohnten, Bekanntschaft, und unterredete sich mit ihnen durch Zeichen. Mit großem Scharfsinne verschaffte er sich nun Feder, Dinte und Papier, und schrieb die Geschichte der Pompadour, um von dieser durch Furcht zu erpressen, was er durch Flehen nicht hatte erhalten können. Diese Geschichte addressirte er mit den nöthigen Anweisungen an la Baumelle und einen seiner andern Freunde, wickelte alles in ein Packet, und warf solches von der Plattforme den Frauenzimmern zu, denen er sich durch Zeichen verständlich gemacht hatte. Viertehalb Monate nachher erhielt er durch diese Freundinnen die Nachricht, daß die Pompadour gestorben sey.

Innige Freude empfand der arme Gefangene über diese Neuigkeit, denn nun hielt er seine Leiden für

geendigt und seine Befreiung für gewiß; aber der Unglückliche betrog sich, und alle seine Bitten bei Sartines waren vergebens. Die Bedienten auf der Bastille selbst schienen zum erstenmale Mitleiden zu haben, und einer von ihnen äußerte den Argwohn, daß vielleicht die Erben der Pompadour, aus Furcht vor den Beschwerden der so zahlreichen Opfer ihres Hasses, die Minister bestochen haben möchten. Dieser Verdacht schien sich dadurch zu bestätigen, daß man befohlen hatte, allen Gefangenen den Tod der Pompadour zu verschweigen; daß Sartines wüthete, als er erfuhr, la Tude wisse denselben, und daß er sich alle Mühe gab, durch Versprechungen und Drohungen von diesem zu erfahren, woher er die Nachricht bekommen hätte. Aufgebracht durch alle diese Umstände schrieb la Tude einen äußerst heftigen Brief an Sartines, und die Antwort desselben bestund darinn, daß er ihn in einen Kerker werfen ließ, worinn er vierzehn Tage bleiben mußte, und von da brachte man ihn nach Vincennes. Um dazu die Erlaubniß des Ministers, Grafen von Florentin, (nachmaligen Herzogs de la Prilliere) zu erhalten, erstattete Sartines einen lügenhaften und schändlichen Bericht, der sich im Archive der Bastille gefunden hat. Schändlich und abscheulich sind besonders zwei Stellen in demselben; Sartines sagt nemlich: La Tude sey in seinem Gefängnisse ein Bösewicht geworden, und man sollte ihn nach Vin-

cennes bringen und da vergessen. — Findet sich eine grössere Abscheulichkeit in dem Gesetzbuche des Despotismus, als dieses Vergessen? —

Nachdem la Tude fünf Vierteljahre in Vincennes gewesen war, entsprang er am Tage, unter Begünstigung eines dicken Nebels, durch alle Wachen, und gieng nach Paris. Hier wandte er sich zuerst an die Frauenzimmer, deren Bekanntschaft er von der Plattforme der Bastille gemacht hatte, und die ihn auch freundschaftlich aufnahmen. Nun schrieb er an Sartines, weil er dessen Spionen nicht zu entgehen hoffen durfte, in den unterwürfigsten Ausdrücken, und bat ihn um seine Gnade. Er warf sich dem Prinzen von Conti zu Füßen, der ihm ehemals seine Gnade und seinen Schutz versprochen hatte; aber Sartines wußte diesen durch Verläumdungen zu hintergehen, und alle Gönner des Unglücklichen wider denselben einzunehmen. Zugleich gab sich Sartines und der Bruder der Pompadour, der Marquis von Marigny, alle Mühe, ihn auszukundschaften, und setzten eine Belohnung von tausend Thalern auf seine Person. Er wagte es also, sich geradezu an den Herzog von Choiseul zu wenden. Ehe er aber diesen noch sprechen konnte, ward er in Verhaft genommen, und nach Vincennes gebracht, wo man ihn in einen der scheuslichsten Kerker sieben und einen halben Fuß lang und sechs Fuß breit, warf.

Alle Verwendungen des Gouverneurs Guyonnet bei Sartines halfen nichts. Nur die augenscheinlichste Todesgefahr, in die der scheusliche Kerker den Gefangenen stürzte, verhalfen ihm wieder zu einem Zimmer. Von da aus machte er auf eine wunderbare Art mit allen Gefangenen in Vincennes Bekanntschaft. Die Bequemlichkeiten, die er einige Zeit genoß, wurden ihm wieder entzogen, und seine Gefangenschaft verschlimmerte sich von neuem, als der berüchtigte Rougemont an Guyonnets Stelle Kommandant von Vincennes wurde. Man kennt jenen bösen Diener böser Menschen aus der Schilderung, die Mirabeau von ihm entworfen hat. In seinem Charakter war besonders der niederträchtigste Geiz und Bosheit gegen die Gefangenen hervorstechend, die so unglücklich waren, unter seiner Aufsicht zu stehen. Der arme la Tude ward von ihm auf mannigfaltige Art mißhandelt, und auch dieß gewährte ihm keine Erleichterung in seinem Elende, als le Noir an Sartines Stelle Polizeilieutenant wurde, denn die beiden Diener der Ungerechtigkeiten waren Freunde. In der Wuth der Verzweiflung hatte der Unglückliche einst verlangt, wieder in seinen vorigen Kerker gebracht zu werden, und — man erfüllte sein Verlangen. Nachdem er neun Monate darinn zugebracht hatte, und dem Tode wieder nahe gekommen war, brachte man ihn wieder in ein Zimmer.

Als der rechtschaffene Malesherbes ins Ministerium kam, und in den Gefängnissen, die er besuchte, auch la Tude vorfand, und dessen Geschichte hörte, wollte er ihn in Freiheit setzen. Nun legte man diesem menschenfreundlichen Manne eine Schrift vor, die la Tude geschrieben und an ihn geschickt haben sollte, und der gute Mann, der die Leute, welche sie ihm vorlegten, einer so schändlichen Betrügerei nicht fähig hielt, glaubte ihnen, und la Tude ward, weil Malesherbes ihn nach diesen Schriften als einen Wahnsinnigen betrachtete, nach Charenton gebracht. Bald erfuhr indessen der getäuschte Minister, daß man ihn schändlich betrogen habe. Er versprach dem Unglücklichen zu helfen, aber seine Entlassung vereitelte die Hoffnung des armen la Tude. Dieser genoß aber doch zu Charenton so viel Freiheit und Milde, daß er sich geduldig in sein Schicksal fügte. Nur der Anblick seines Freundes Alegre, den er hier unter den Rasenden fand, erschütterte seine Seele heftig.

In Charenton ließ der Despotismus jährlich einmal die Komödie spielen, daß einige Parlementsglieder von Paris die Beschwerden der Gefangenen hören, und sie mit Hoffnung beleben mußten. Aber diese Untersuchungen dienten blos dazu, die Ungerechtigkeit der Minister zu verdecken, denn man hatte fast kein Beispiel, daß irgend jemand, der durch ein lettre

de cachet verhaftet war, durch diese Untersuchung frei geworden wäre. Auch la Tude flehte diese Kommissarien zweimal fußfällig an; aber vergebens. Die Vorsteher des Klosters bewirkten es, daß er den le Noir selbst zu sprechen bekam, der ihm auch die Freiheit versprach; aber sein Versprechen nicht hielt. Endlich gelang es dem vieljährigen Gefangenen, ein lettre de cachet auszuwirken, wodurch ihm die Freiheit zuerkannt wurde. Er erhielt es am siebenten Junius 1777 mit der Anweisung, sich dem Polizeilieutenant zu zeigen. Er that dieß, und erhielt von ihm zwar die Erlaubniß, sich noch ein Paar Tage aufzuhalten, dann aber ins Exilium nach Montagnac zu gehn, wozu ihn die lettre de cachet anwies. Eine Bittschrift, die er dem Könige überreichte, worinn er um eine Belohnung wegen seiner im Kerker gemachten Pläne bat, und worin er sich auch auf das Versprechen des Sartines bezog, schien ihm neuen Haß zugezogen zu haben. Le Noir befahl ihm mit zorniger Miene, unverzüglich abzureisen; er that es, und ward 43 Meilen von Paris schon wieder in Verhaft genommen und ins kleine Chatelet nach Paris gebracht. Nach vierzehn Tagen mußte er von hier nach Bicetre wandern — einem Gefängnisse, das eigentlich für wahre Verbrecher und Böswichter bestimmt war. Durch einen Freund erfuhr der arme la Tude, welchen Vorwand man gebraucht hatte, um ihn in diesem Zuchthause einzukerkern. Man hätte nämlich er-

dichtet, daß er sich bei einer vornehmen Dame eingeschlichen, und ihr unter den entsetzlichsten Drohungen Geld abgepreßt hätte.

Die Leiden, welche la Tude in Bicetre auszustehen hatte, waren größer noch, als die, welche ihn bisher getroffen hatten. Die Gefangenen daselbst überreichen oft den Fremden, welche das Haus besehen, Bittschriften. La Tude versuchte es auch, als eine vornehme Dame vorübergieng. Unglücklicherweise sah einer der Beamten im Hause die Schrift fallen, hob sie auf, und steckte sie in die Tasche. Unerachtet nun nichts als eine allgemeine Vorstellung seines Elendes, ohne Nennung irgend einer Person, darinn enthalten war: so wurde er doch deshalb in einen Kerker geworfen, der scheuslicher war, als alle, die er bisher bewohnt hatte. Bald darauf aber kam Madame Necker nach Bicetre. Sie linderte das Schicksal aller Gefangenen, indem sie jedem wenigstens ein Viertel Pfund Brod des Tags mehr verschaffte.

Der Präsident von Gourgur, welcher nach Bicetre kam, hörte mit Erstaunen und Theilnehmung die Lebensgeschichte des la Tude, und befahl ihm, solche schriftlich aufzusetzen. Der Wärter, welcher diesen Aufsatz bestellen sollte, verlor ihn auf der Straße. Eine junge Frau, ohne Verwandte, ohne Vermögen,

ohne Gönner, fand ihn, und entschloß sich, Alles zu versuchen, um den Unglücklichen zu befreien; und führte mit seltener Standhaftigkeit, nach dreijährigen Bemühungen, ihren edlen Plan aus. Frau le Gros — dieß ist ihr Name, ein Name, den man zur Ehre der Menschheit nicht vergessen muß — verdient wegen ihres Edelmuths, ihrer unermüdeten Thätigkeit, und ihres unerschrockenen Muthes, bei einer solchen menschenfreundlichen und ohne alle Hoffnung einer zeitlichen Belohnung ausgeführten Handlung, die Bewunderung aller, denen diese Geschichte bekannt wird. Sie söhnt die Leser wieder mit dem menschlichen Geschlechte aus, gegen das die Sartines, le Noir, Rougemont, und andere gleiches Gelichters beinahe erbittern könnten. Ohne sie hätte auch der Präsident von Gourgur dem la Tude nicht geholfen; denn auch ihn hatte man schon durch Unwahrheiten gegen den Unglücklichen eingenommen. Mit ihr verband sich ihr Mann und Herr, Girard, zu dem edlen Zwecke, ihm zu helfen. Sie unterstützte den Elenden mit Geld, ließ sich von unzähligen Personen, deren Hülfe sie anflehte, abweisen, und ward dennoch nicht müde, wenn man gleich auch sie nicht selten wegen ihrer Thätigkeit zu Gunsten des la Tude bedrohte.

Achtzehn Monate hatte die edle Frau schon für ihren armen Gefangenen gearbeitet, ohne ihn einmal

gesehen zu haben. Endlich wurde ihr, durch die Hülfe eines ehrwürdigen Geistlichen, dieser Wunsch gewährt, und ihr Enthusiasmus erhielt dadurch einen neuen Schwung. Als im Jahre 1781 der Dauphin geboh-ren war, schickte man eine Kommission in die Ge-fängnisse, um die Gefangenen, deren Sache Verzei-hung zuließe, zu befreien. Der Kardinal Rohan, einer der Kommissarien, konnte seine Rührung beim Anblicke des la Tude und dessen Vortrage nicht verbergen. Aber Sartines war auch unter den Kommissarien, und la Tude las in den Blicken desselben schon sein Urtheil. Rohan schickte ihm zwei Tage nachher seinen Secretair, um ihn zu trö-sten, und ihm eine Unterstützung an Gelde anzubieten. Auch gab sich der Kardinal alle Mühe, dem Unglück-lichen zu helfen, und wendete sich endlich dreimal des-halb unmittelbar an den König. Aber dieser war auch betrogen, und verbot dem Kardinal, ferner da-von zu reden. Man trieb die Infamie so weit, daß man sogar den Namen des la Tude aus der Liste der Gefangenen, deren Sachen die Kommission un-tersuchen sollte, ausradirte. Frau le Gros erfuhr es, und flehte den Kardinal um Gerechtigkeit an. Aber er konnte nichts, als mit ihr weinen. Sein Ansehen bei Hofe fieng damals schon an zu wanken. Und was konnte er gegen zwei schamlose Minister ausrichten, die Alles unternahmen und alles vermoch-

ten, weil sie damals in Frankreich Minister waren?

Indessen vereinigte sich nun auch ein berühmter Advocat, de la Croix, mit le Gros, und zu diesen gesellte sich auch Madame D**, die Tochter und Gemahlin eines Ministers. La Tude erhielt also vorerst mehr Geld, um seine nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Sechs Jahre war er nun zu Bicetre, und nie hatte ihn le Noir bei dem jährlichen Gerichtstage, worauf er die bisher daselbst gewöhnlichen drei Gerichtstage eingeschränkt hatte, vor sich lassen wollen. Jetzt ließ er ihn selbst holen. Aber er untersuchte nichts, ließ an diesem Tage gegen hundert Gefangene los, wovon die meisten verurtheilte Uebelthäter waren; aber la Tude blieb, wo er war. Nun gieng de la Croix zu Sartines, und suchte durch Drohungen zu erhalten, was sich in Güte nicht erhalten ließ. Dieser verwies nun die ganze Sache an le Noir. Frau le Gros wagte es, zu diesem zu gehen, aber sie richtete nichts aus. Le Noir behauptete, la Tude sey verrückt, und sein Beweis war, daß er zweimal aus Vincennes entsprungen sey; denn von dem vorgeblichen Diebstahl war nun gar keine Rede mehr. Auch der Minister Amelot erklärte geradezu, daß la Tude verrückt und für den Staat gefährlich sey, daher man ihm seine Freiheit nicht ertheilen könne.

Wer hätte bei diesem Gewebe der schändlichsten Bosheiten und Kabalen nicht ermüden sollen? Die edle le Gros ermüdete nicht. De la Croix hatte dem Sartines versprechen müssen, daß er nicht wider ihn zu la Tude's Besten schreiben wollte. Aber dieß that nunmehr Herr von Comeyras, de la Croix Freund. Doch durfte er diese Schrift nicht drucken lassen, weil der Despotismus das barbarische Gesetz gegeben hatte, daß kein Advocat zum Besten eines Gefangenen schreiben durfte, der unter einem lettre de cachet verhaftet war. Indessen machte man viele Abschriften von dem Aufsatze des Herrn Comeyras, und die Zahl der Freunde des la Tude vermehrte sich dadurch täglich. Nun dichteten die Feinde desselben ihm einen Brief an, den er an den König addressirt haben sollte, und worinn er dem Könige anzeigte, daß man ihn vergiften wolle, und schon alle Brunnen zu Paris und Versailles vergiftet habe.

Nachdem Frau le Gros und Herr von Comeyras sich überzeugt hatten, daß dieser Brief eine neue Spitzbüberei sey, machte der letztere solche bekannt, und foderte die Feinde des Unglücklichen auf, solchen vorzuzeigen. Endlich brachte man auch einen Aufsatz des la Tude an die Königin, welche sich ihn vorlesen ließ, und schon geneigt war, ihm zu helfen, als ein Hofmann, Herr von Conflans, ins

Zimmer trat, und die Schrift für ein Gewebe lächerlicher Lügen erklärte. Als Frau le Gros dieß erfuhr, eilte sie zum Herrn von Conflans, und überzeugte ihn, daß er Unrecht gethan hätte, und in Ansehung des la Tude betrogen worden sey. Auch Madame Necker gesellte sich zu den Vertheidigern des la Tude, und bemühte sich mit großem Eifer, ihm zu helfen. Sie trat mit Frau le Gros in Briefwechsel, und den edelmüthigen Bemühungen dieser trefflichen Weiber kam endlich eine Veränderung im Ministerium zu gute. Breteuil wurde an Amelots Stelle Minister; dieser unterzeichnete endlich den Befehl zur Loslassung des Unglücklichen, und benachrichtigte selbst Madame Necker davon, damit sie es ihm wissen ließe.

Dem Gebrauche nach schickte man den Befehl an das Polizeiamt; und noch trieb le Noir die Bosheit so weit, daß er diesen Befehl sechs Wochen liegen, und sich die Ausfertigung desselben mehrmals anbefehlen ließ. Wäre Madame Necker ermüdet, die Sache zu betreiben, so hätte la Tude, jenes Befehls unerachtet, doch noch im Gefängnisse sterben können. Aber rein ließ man doch den Unglücklichen die Freude über seine Freiheit nicht genießen. Denn man verbot ihm, Paris zu betreten, und befahl ihm, nach Montagnac zu gehen, und sich bei dem dortigen Policeibeamten zu melden, der den Auftrag erhalten

hatte, über seine Aufführung ein wachsames Auge zu haben. Zur Schadloshaltung, daß er ohne die Bewilligung dieses Beamten keinen Schritt aus der Stadt thun durfte, wies man ihm eine Pension von vierhundert Livres an. Auch gegen diese Einschränkung seiner Freiheit mußten Frau le Gros, Madame Necker und Herr Conflans noch viele Mühe anwenden, ehe sie es so weit brachten, daß man dem Freigelassenen erlaubte, in Paris zu sterben. Doch geschah es nur unter der Bedingung, daß er sich nicht auf Kaffeehäusern, auf öffentlichen Spaziergängen, oder an andern öffentlichen Orten erblicken lassen sollte. Ganz wollte ihn doch also der Despotismus nicht aus seinen Klauen lassen.

Am 22sten März 1784 durfte la Tude endlich Bicetre verlassen. Noch hatte ein Mann zu seiner Befreiung beigetragen, der ihm aber seinen Namen zu nennen verbot — la Fayette. Er brachte eine Subscription von zehen tausend Livres zusammen, wovon der Frau le Gros und dem la Tude, jedem ein Leibgedinge von 300 Livres gekauft wurde. Herr Dupaty versicherte dem la Tude eine Leibrente von hundert Livres, und noch andere Ungenannte fügten Pensionen von sechshundert Livres hinzu. Der Prinz von Beauveau ließ der Frau le Gros eine Pension von sechs hundert Livres versichern. Dieser würdigen Frau erkannte auch

die französische Akademie ihren Tugendpreis zu. Aber die Akademie durfte es nur unter der Bedingung thun, daß la Tude dabei nicht genannt, und man auch nicht anführen sollte, wie viele Jahre derjenige in der Gefangenschaft gesessen, den Frau le Gros daraus erlöset habe.

Wer kann zweifeln, daß eine so verderbte despotische Regierung, unter welcher solche Greuelthaten verübt und ungeahndet verübt werden konnten, einer Radikalkur bedurfte?

Eduard Low.

Seeräuber.

In jenen Zeiten des siebzehnten Jahrhunderts, als Frankreich und England auf mehr als eine Art aufs heftigste zerrüttet wurden, und eben daher viele Einwohner dieser, so wie anderer europäischer Reiche theils gezwungen, theils freiwillig, ihr Vaterland verließen, um in einem andern Welttheile ein neues zu suchen; als die neuentdeckte Welt noch sichere Zufluchtsörter darbot, und die reizendsten Hoffnungen zur Erlangung großer Reichthümer gab, geschah es, daß einige französische Seefahrer, gleich stark durch die Begierde nach Unabhängigkeit, und den Reiz der spanischen Reichthümer angezogen, ihren Lauf nach den Antillen lenkten, in der Absicht, dort auf Freibeuterei auszugehen, und sich vorzüglich durch Wegnahme der reichbeladenen spanischen Schiffe tausendfachen Ersatz für das, was sie im Vaterlande aufgegeben hatten, zu verschaffen. Lange schwärmten sie in dem großen amerikanischen

Inselmeer umher, das Glück begünstigte ihre Unternehmungen; endlich aber wurden sie genöthigt einen Zufluchtsort zu suchen, um ihre Schiffe auszubessern.

Die Insel St. Christoph schien ihnen in aller Rücksicht dazu am tauglichsten, und sie landeten daher im Jahre 1625 unter ihrem Anführer Denambuc, daselbst, und mit ihnen an einem Tage eine gleiche Gesellschaft Engländer, deren Oberhaupt Warner hieß. Da beide Partheien blos in der Absicht kamen, sich einen Hafen, einen sichern Aufenthalt und einen Sammelplatz zu verschaffen, von jedem Gedanken an Handlung, Landbau und Besitzungen aber weit entfernt waren, so theilten sie sich friedlich in die Küsten des Landes, wo sie ein Ungefähr zusammenführte, und die sie schon von den Landeseingebohrnen verlassen fanden.

Aus Besorgniß über die nahe Nachbarschaft zweier so thätigen Nationen, ward Friedrich von Toledo, 1630, vom spanischen Hofe mit einer furchtbaren Flotte nach Westindien geschickt, um die Holländer aus Brasilien, und die Seeräuber aus den Inseln zu vertreiben. Vergebens vereinigten sich Franzosen und Engländer auf St. Christoph gegen ihren gemeinschaftlichen Feind; sie wurden geschlagen, und was nicht gefangen und getödtet war, flüchtete nach den benachbarten Inseln. Hier warteten sie, bis

der Sturm vorüber war; um gleich wieder nach ihren alten Schlupfwinkeln zurück zu kehren. Wichtigere Angelegenheiten zogen damals Spaniens Aufmerksamkeit auf sich; dieses Reich beunruhigte also die Abentheurer für's erste nicht weiter, sondern rechnete darauf, daß die beiden wetteifernden Nationen einander aus Neid bald selbst aufreiben würden. Indessen hatte ein Theil der Freibeuter bei jener allgemeinen Verfolgung die nördliche Küste von der Insel St. Domingo zum Zufluchtsort gewählt; sie hielten sich hier aber gegen neue feindliche Angriffe nicht sicher genug, und giengen bald darauf nach der kleinen Schildkrötenisel über, die von 25 Spaniern, welche die ganze Besatzung ausmachten, auf die erste Auffoderung geräumt wurde.

Jetzt sahen sich die Abentheurer beider Nationen im Besitz einer Insel von acht Meilen Länge und zwei Meilen Breite, wo sie treffliche Wälder, fruchtbare Ebenen und reine Luft, aber keinen Fluß und nur wenige Quellen vorfanden. An der nördlichen Küste war gar keine Landung möglich, und die südliche hatte nur eine sehr gute von einem Felsen bestrichene Rheede, wo man nur eine einzige Batterie nöthig hatte, den Eingang der Insel zu vertheidigen. Bald lockte diese glückliche Lage mehrere solcher Leute, welche Glück und Freiheit suchten, nach der Schildkrötenisel. Die mäßigsten legten sich auf den Tabacksbau,

der bald in Aufnahme kam; die thätigern giengen fleis-
sig theils auf ihrer eigenen, theils auf der nur zwei
Meilen entfernten Insel St. Domingo auf die Büf-
feljagd, deren Häute sie an die Holländer verkauften;
und die unerschrockensten rüsteten Schiffe zur Kaperei
aus, wo sie oft die unglaublichsten Thaten verrich-
teten.

Ich will dem Leser eine kurze Schilderung der zweiten und dritten Klasse dieser Menschen, die sich in der Folge unter dem Namen der Buccaniers und Flibu-stiers einen großen Ruf erwarben, geben.

Die Buccaniers erhielten diese Benennung von den Hütten, in denen sie das Fleisch der erleg-ten Büffel, nach Art der Wilden, räucherten, und die man Buccans nannte. Sie hatten keine Weiber; es traten daher immer zwei und zwei von ihnen zusam-men, um sich gegenseitige Dienste zu leisten. Unter diesem Paar waren alle Güter gemeinschaftlich, und der Ueberlebende bekam die Haabe des Verstorbenen. Obgleich nichts verschlossen war, so war ihnen doch Diebstahl unbekannt. Was einem in seinem Hause fehlte, das holte er von seinem Nachbar, der es nie verweigerte, wenn er zugegen war; im entgegenge-setzten Falle nahm er es doch und benachrichtigte den Eigenthümer bei seiner Zurückkunft davon. Zwistig-keiten waren selten unter ihnen, und wurden mehren-

theils mit der Flinte ausgemacht. Sie legten nicht nur alle Gewohnheiten ihres Vaterlandes ab, sondern gaben sich auch anstatt ihrer vorigen Zunamen, andere, wie es noch jetzt bei den französischen Soldaten üblich ist, und deren viele noch ihre Nachkommen führen. Ein mit dem Blute der gefällten Thiere gefärbtes Hemd; eine noch schmutzigere Leinwandhose; statt des Gürtels ein Riemen, an welchem ein kurzer breiter Säbel nebst einigen Messern hieng; ein Hut ohne Rand, blos mit einem vorn herunterhängenden Zipfel, um ihn anfassen zu können, und endlich Schuhe ohne Strümpfe — das war der Anzug dieser sonderbaren Jäger. Sie führten Flinten, die zwei Loth schwere Kugeln schossen, und jeder von ihnen hatte eine Kuppel von 25 bis 30 Hunden. Ihre einzige Beschäftigung war die Jagd der wilden Ochsen, die von den Spaniern nach Westindien gebracht waren, und sich dort ausnehmend vermehrt hatten. Die besten Stücke dieses Fleisches, dessen einzige Würze, spanischer Pfeffer und Pomeranzensaft waren, dienten ihnen geräuchert zur Nahrung, und Wasser war ihr Getränk. Die Häute schickte man durch Leute, die aus Europa kamen, um sich in den Kolonien als Sklaven zu verkaufen, nach der See, und verkaufte sie daselbst an Seefahrer, die sie abholten. Menschen von einer so thätigen Lebensart, die sich täglich mit frischem Fleische nährten, wußten nichts von Krank-

heiten; unter einem weniger brennenden Himmelsstriche würden sie ein sehr hohes Alter erreicht haben.

Die Gewohnheiten der Flibustiers *) wichen fast in keiner Rücksicht von den Sitten ihrer jagenden Gefährten auf dem Lande ab. Sie errichteten kleine Gesellschaften unter sich, von funfzig, hundert, bis hundert und funfzig Mann, die sich Küstenbrüder nannten, und zu ihrem Gewerbe blos ein kleines oder großes Boot, oft auch wohl nur ein Kanot nöthig hatten, worinnen sie kaum liegen konnten, und wo sie nichts von der brennenden Hitze eines glühenden Klima, und vor den in diesen Gegenden fallenden Regengüssen schützte. Mangelte es ihnen auch bisweilen an den unentbehrlichsten Nothwendigkeiten des Lebens, mußten sie auch das größte Ungemach ausstehen, so war doch alles beim Anblick eines Schiffs vergessen, das allezeit verloren war, sobald sie es geentert hatten. Nur selten, und aus Noth, griffen diese Seeräuber alle Nationen an; blos den Spaniern hatten sie einen unaussprechlichen Haß geschworen, der sich theils auf jene an den Amerikanern verübte, selbst von diesen Halbwilden verabscheute Grausamkeiten, theils aber auf den Verdruß gründete,

*) Sie nannten, sagt man, die Fahrzeuge, deren sie sich bedienten, und die sie wahrscheinlich von den Holländern erhielten, Blier-Boote; und daher entstand der Name Flibustiers.

daß die Spanier das Jagen und Fischen der Buccaniers nicht mit gleichgültigen Augen ansahen. Nie giengen diese Freibeuter zu Schiffe, ohne den Himmel um einen glücklichen Fortgang ihres Unternehmens gebeten zu haben, und nie kehrten sie von ihren Zügen zurück, ohne Gott für den erfochtenen Sieg zu danken.

Die mit Waaren nach Amerika gehenden Schiffe nahmen sie nie, oder doch höchst selten weg, denn nur die mit Gold, Silber, und andern theuren Produkten der neuen Welt zurückkehrenden Schiffe reizten ihre Habsucht. Fanden sie nun reiche Beute, so schenkten sie den Besitzern das Leben; sahen sie sich hingegen in ihrer Erwartung getäuscht, so ward alles ohne Unterschied über Bord geworfen. Sobald die Küstenbrüder nach ihrer Insel zurückkamen, mußte jeder schwören, daß er nichts verheimlicht habe; ward nun hier einer des Meineides überführt, so setzte man ihn, als ein unwürdiges Mitglied an einer wüsten Insel aus. Nunmehr wurden die von den Streifereien verstümmelt zurückgekommenen, zuerst versorgt, und erhielten für jedes verlorne Glied eine Belohnung von 200 Laubthalern; die Verwundeten aber bekamen zwei Monate lang täglich einen Laubthaler, um sich dafür heilen zu lassen. War das hierzu erforderliche Geld nicht vorhanden, so mußte die ganze Mannschaft neue Streifereien vornehmen, bis sie genug zusam-

mengebracht hatten, eine so ehrwürdige Schuld abzutragen. Die übrige Beute ward in gleiche Theile vertheilt, wo man den Antheil der Getödteten ihren Verwandten zuschickte, wenn man sie kannte, oder im entgegengesetzten Falle den Armen gab.

Natürlich mußte eine Niederlassung von so unternehmenden Leuten den Madriter Hof besorgt, und ihre schädlichen Streifereien ihn höchst unwillig machen; er schickte daher den General der Gallionen mit dem Auftrage dahin, die ganze Räuberkolonie zu zerstören. Dieser nahm den Zeitpunkt wahr, wo die meisten Bewohner der Schildkröteninsel in See, oder nach St. Domingo auf der Jagd waren. Es konnte ihm also nicht schwer fallen, die Zurückgebliebenen zerstreut zu überfallen, und sie alle hängen oder niedermachen zu lassen. Er gieng sodann wieder zurück, ohne einmal eine Besatzung zu hinterlassen; entweder, weil er nicht daran dachte, oder weil er diese Vorsicht für unnöthig hielt.

Um den Spaniern bei einem etwanigen neuen Besuche nachdrücklichern Widerstand thun zu können, wählten die Abentheurer den Engländer Willis zu ihrem Oberhaupte, der es eben sowohl wegen seiner Klugheit, als wegen seines Muths verdiente. — Diese Vorfälle ereigneten sich im Jahre 1638; gegen das Ende derselben nahmen sie wieder völlig Besitz von

einer Insel, die sie schon acht Jahre als ihr Eigenthum betrachtet hatten, und befestigten sie. Von nun an kamen sämmtliche auf der Insel zerstreute Buccaniers jeden Abend zusammen; fehlte Einer, so unterblieb das Jagen, in der Voraussetzung, er sey gefangen, oder getödtet, bis man ihn gefunden, oder seinen Tod gerächt hatte. Willis, durch die Achtung seiner Gefährten stolz gemacht, fieng in Gemeinschaft mit seinen Landsleuten an, den Franzosen Gesetze vorzuschreiben, und den Herrn über sie zu spielen. Freiheit und Unabhängigkeit gewohnt, wurden die Franzmänner des neuen Jochs bald im höchsten Grade überdrüßig, sie ersuchten den Comthur von Poinci, den Generalgouverneur aller Windinseln, um Beistand; erhielten von demselben funfzig Mann, diese vereinigten sich mit andern funfzigen auf der Küste von St. Domingo, stießen sodann zu den bedrängten Einwohnern der Schildkröteninsel, und erklärten den herrschsüchtigen Engländern ohne Umstände: sich ohne Aufschub einen andern Wohnort zu suchen. Diese mußten der Uebermacht weichen, und räumten also die Insel auf immer.

Die Spanier strengten wegen der fortwährenden Beunruhigungen, die ihre Handlung durch die kühnen Seeräuber auf der Schildkröteninsel erlitte, alle ihre Kräfte an, um sie von da zu vertreiben, dreimal gelang es ihnen sie zu verjagen; dreimal mußten sie

aber wieder weichen, bis sie endlich, 1659, ganz den Franzosen blieb, die sie zwar bald verließen, als sie auf St. Domingo festen Fuß gefaßt hatten, aber doch ihre Ansprüche nie aufgaben. Als die Spanier endlich anfiengen, alle Hoffnung, ihre muthigen und unerschütterlichen Feinde zu besiegen, aufzugeben, rotteten sie halb aus Verzweiflung durch eine allgemeine Jagd alle Büffel auf der Insel aus, bewirkten aber dadurch nichts weiter, als daß die Buccanier sich nunmehr auf den Feldbau legen mußten, weil das einzige Mittel, sich Nahrung und Unterhalt zu verschaffen, abgeschnitten war, und alle nachmaligen Versuche, sie zu verdrängen, waren vergeblich. Vielmehr plünderten die Flibustiers, nicht zufrieden, Handel und Schifffahrt unter ihren westindischen Besitzungen beinahe aufgehoben zu haben, sogar die reichsten und bevölkertsten Gegenden des festen Landes; ja sie brachten es endlich so weit, daß die Spanier sich fast eben so wenig auf ihren Landstraßen, als auf ihren Gewässern sehen lassen durften. Das schändliche Gewerbe der Seeräuberei nahm in der Folge immer mehr überhand, und Tausende verloren unter den Händen dieser Bösewichter Glück, Vermögen und Leben. Besonders zeichnete sich unter ihnen im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Eduard Low mit seiner barbarischen Truppe aus, einer der kühnsten und grausamsten Seeräuber, deren Namen die Geschichte der menschlichen Barbarei aufgezeichnet hat. Schauer

und Entsetzen erfüllt die Seele des fühlenden Lesers, indem er die Geschichte solcher Unmenschlichkeiten aufgezeichnet findet.

Eduard Low war aus Westmünster gebürtig. Seine Aeltern müssen aus dem niedrigsten, verworfensten Stande gewesen seyn; sie hatten ihn nicht einmal Schreiben und Lesen lernen lassen. Er wuchs in Verübung mannigfaltiger Bosheiten und Schelmenstreiche auf, und die Natur schien ihn gleichsam von jeher zum Seeräuber bestimmt zu haben. Besonders bediente er sich von seiner zartesten Jugend an aller nur ersinnlichen Mittel, seinen Kameraden wegzunehmen, was ihm gefiel, giengs nicht mit List, so wurde Gewalt angewendet. Indessen war er nicht der einzige in seiner Familie, der zu Schelmenstreichen aufgelegt war. Einer seiner Brüder, der kaum das siebente Jahr erreicht hatte, schlug sich zu Bösewichtern, die die Reisenden beraubten. Wie er größer und stärker wurde, erwarb er sich Kühnheit, und stahl mit äußerster Unverschämtheit. Endlich starb er eines schimpflichen Todes, wie seine Werke es werth waren.

Low machte mit seinem ältesten Bruder einige Reisen auf dem Meere, nachher aber viele auf seine eigene Rechnung. Er begab sich nach Bristol, wo er sich auf ein nach der Bucht von Honduras gehendes Fahrzeug einschiffte. Sobald das Schiff daselbst an-

gekommen war, sandte der Hauptmann zwölf wohl bewaffnete Mann unter Low's Anführung aus, um Kampescheholz zu fällen. Eines Tages kam Low mit seiner gewöhnlichen Ladung zurück; das Mittagsessen war noch nicht fertig; der Hauptmann befahl ihm nochmals, dahin zu fahren, aus Besorgniß, er möchte von den Spaniern überfallen werden, die alle Schiffe konfiscirten, welche auf dieser ihnen zugehörigen Küste Kampescheholz fällten. Low und seine Kameraden murrten wider diesen Befehl; vom Murren gieng Low zur Wuth über, ergriff seine Flinte, schlug sie auf den Hauptmann an, und tödtete einen neben ihm stehenden Matrosen. Da er merkte, daß diese That nicht unbestraft bleiben würde, hastete er sich mit seinen zwölf Kameraden in die Schaluppe, und machte das Projekt, Seeräuber zu werden. Den folgenden Tag stießen sie auf ein kleines Schiff, und bemeisterten sich dessen; Low verfertigte eine schwarze Flagge, und erklärte allen Kauffahrdeifahrern den Krieg. Er segelte nach der Insel Groß-Caimanes, um sich auszukalfatern, und stieß unterwegs auf den Seeräuber Levis, mit dem er sich vereinigte. Einige Zeit hernach trennte er sich von ihm, bemannte eine Brigantine mit vierzig Leuten, und bepflanzte sie mit sechs Kanonen. Die erste Prise, die sie machten, war eine Schaluppe von Amboy, die John Hunce kommandirte. Sie nahmen ihr blos den Proviant ab, und und ließen sie ihres Wegs gehen. Einige Tage nach-

her nahmen sie ein ander Schiff weg, behandelten es aber nicht so günstig; sie plünderten es, kappten die Maste ab, und nahmen alles Takelzeug mit.

Am 12ten Julius lief Low in den Hafen von Rosenary ein. Er fand daselbst dreizehn Schiffe vor Anker liegen, und beschloß sie anzugreifen. Er steckte die schwarze Flagge auf, und ließ ihnen sagen: wenn sie den geringsten Widerstand thäten, so hätten sie keinen Pardon zu erwarten. Die Kaufleute wurden durch diese Drohungen schüchtern gemacht, und ergaben sich. Die Seeräuber plünderten alle diese Schiffe, und behielten deren eins zu ihrem Gebrauche auf. Ihr Trupp wuchs durch die Menge Matrosen, die sich zu ihnen schlugen, sehr ansehnlich. Nach dieser Expedition segelten sie nach der Insel Leward. Unterwegs befiel sie ein entsetzliches Ungewitter. Die Brigantine befand sich der Wuth der Wellen am meisten ausgesetzt, so, daß die darauf befindliche Mannschaft Tag und Nacht zu pumpen sich genöthigt sahe, um das Wasser heraus zu schaffen, welches die in einem fort darüber wegschlagenden Wellen hineinwarfen. Um der ihnen drohenden Gefahr zu entrinnen, warfen sie alle ihre Vorräthe und ihre sechs Kanonen ins Meer. Als das Schiff so erleichtert war, hörte die Gefahr auf so dringend zu seyn. Nachdem sich dieß schreckliche Ungewitter gelegt, wurde Harris, Befehlshaber der Brigantine, wegen seines Kameraden unru-

hig, den er nicht mehr sahe; allein den folgenden Tag fand er ihn wieder, und sie begaben sich nach den Karaibischen Inseln, um daselbst zu rasten. Hier versahen sie sich mit Proviant und kalfaterten ihre Schiffe aus. Sobald Harris Schiff fertig war, gieng er unter Segel und lief auf Raub aus. Kurz darauf stieß er auf ein Schiff, das seinen Mastbaum verloren, und nahm demselben beinahe vier und zwanzig tausend Pfund ab.

Harris suchte den Hauptmann Low auf. Sie beschlossen nach den Azorischen Inseln zu gehen, um die Kriegsschiffe, die in diesen Gewässern unaufhörlich herumkreuzten, zu vermeiden. Low nahm unterwegs ein französisches Schiff von vier und dreißig Kanonen weg und mit sich. Als dieser Seeräuber nach der Rhede von St. Michael gekommen, fand er daselbst viele Fahrzeuge, die sich alle ohne den mindesten Widerstand ergaben. Da er Wasser und Mundproviant bedurfte, schickte er zum Gouverneur, und versprach ihm, wofern er ihm beides zugestände, die eben genommenen Schiffe zurück zu geben, und drohte dabei, sie in Brand zu stecken, wofern ers nicht thäte. Der Gouverneur überzeugt, daß er seine Drohungen erfüllen würde, sandte ihm Wasser und Proviant. Low ließ alle Schiffe wieder frei, bis auf das französische, dem er die Kanonen wegnahm, welche er auf ein anderes schaffen ließ, das er auch in der Rhede

St. Michael genommen, und zu seinem Gebrauche behielt. Er steckte das französische Schiff in Brand, nachdem er dessen ganze Mannschaft auf ein anderes bringen lassen. Den Koch aber ließ er darauf, weil er wegen seines Fettes und Schmuzes einen sehr schönen Effekt im Feuer machen würde, wie der Barbar sagte. Ehe das Schiff in Brand gesteckt wurde, banden die Seeräuber diesen Mann an den großen Mast fest, und freuten sich, da sie den Unglücklichen von den Flammen verzehren sahen.

Die Grausamkeit dieser Barbaren schränkte sich nicht blos auf diesen Mann ein. Sie nahmen ein durch den Hauptmann Carter kommandirtes Schiff weg. Es befanden sich auf demselben viele Portugiesen als Reisende. Sie banden zwei Mönche dieser Nation unter den Armen, befestigten sie an der Segelstange, zogen sie mit Gewalt in die Höhe, und ließen sie schnell wieder herunterfahren; dieß thaten sie zu so wiederholten malen, daß die unglücklichen Mönche mitten unter den Qualen ihren Geist aufgaben. Ein Seeräuber ermordete einen andern Portugiesen, der gegen diese Unglücklichen hatte Mitleid blicken lassen. Die Seeräuber plünderten das Schiff, und nachdem sie all dessen Takelzeug vernichtet hatten, ließen sie es durch die Fluthen treiben. Hierauf nahmen sie ihren Lauf nach den Abendländischen Inseln. Sie fanden ein reich beladenes portugiesisches Schiff. Es wollte sich wehren, wurde aber von ihnen ge-

kommen. Low ließ viele Matrosen auf die Tortur bringen, um zu wissen, wo sie ihr Geld versteckt hätten. Sie sagten: der Hauptmann habe eine Geldbörse ins Meer geworfen. Low, voll Wuth, sich dieser Reichthümer beraubt zu sehen, ließ dem Hauptmanne auf der Stelle die Arme abhauen, und sie in seiner Gegenwart rösten, dann zerhieb er ihn in Stücken, und ließ das ganze Schiffsvolk, das aus dreissig Mann bestund, niedermetzeln.

Nach dieser grausamen Expedition nahm er seinen Weg nach der Bucht von Honduras wo er im März 1723 ankam. In eben dem Augenblicke, da er dort ankam, lief eine spanische Schaluppe aus. Sie führte sechs Kanonen und siebenzig Mann, hatte sieben englische Schiffe geplündert und ranzionirt, deren Patrone als Gefangene mitgenommen, um die Bezahlung für das Kampescheholz zu fodern, das deren Mannschaft gefällt hatte. Wie die Seeräuber dieß Fahrzeug gewahr wurden, steckten sie die spanische Flagge aus, näherten sich bis auf einen Kanonenschuß, gaben ihm die völlige Lage, steckten die schwarze Flagge aus und enterten sogleich. Die Spanier thaten sehr wenigen Widerstand, und ließen die Seeräuber sich ihrer Schaluppe bemächtigen. Diese stiegen in den Raum herab, und da sie daselbst die Patrone des englischen Schiffs und viele dieser Nation zugehörige Waaren gefunden, so fragten sie den Low, was

hier zu thun wäre. Niedergemetzelt, all' die spanischen Hunde, rief er, und keinem Pardon gegeben! Kaum hatte er dieß Urtheil gesprochen, so fielen die Seeräuber mit Säbeln, Aexten und Pistolen bewaffnet, über die Spanier her, und richteten ein entsetzliches Blutbad an. Diese Unglücklichen suchten auf allen Seiten zu entfliehen; viele eilten in den Raum, wo sie sich in Sicherheit glaubten; allein die Seeräuber verfolgten sie allenthalben und erwürgten sie. Sogar das Meer schützte sie nicht vor der Wuth dieser Bösewichter. Als Low gewahr wurde, daß sich viele ins Meer gestürzt hatten, so mußten einige seiner Leute in ein Kanot steigen und hinter sie her; sie tödteten eine große Anzahl derselben im Wasser. Zwölf Spanier hatten indeß das Glück ans Land zu kommen, so sehr sie auch mit Wunden bedeckt waren, und in so kläglichem Zustande sie sich auch befanden. Was nachher aus diesen armen Leuten geworden, weiß man nicht. Einer unter ihnen, der ganz mit Wunden bedeckt war, kehrte zu den Seeräubern zurück, die ans Land gestiegen waren, sich lustig machten und über ihre Grausamkeit frohlockten. Dieser Unglückliche bat sie, ihm das Leben zu schenken und in der äußersten Noth, worin er sich befände, beizustehen. Einer von diesen Bösewichtern nahm ihn beim Arme, zwang ihn niederzuknieen, setzte ihm die Mündung seiner Flinte in den Mund, und erschoß ihn. Es ist wahrscheinlich, daß der Hunger und die durch die

Wunden verursachten Schmerzen die übrigen eilf entschwommenen Spanier aufgerieben habe.

Die Seeräuber plünderten die spanische Schaluppe, und steckten sie nachher in Brand. Die durch die Spanier weggenommenen Engländer setzte Low wieder in Freiheit, nöthigte ihnen aber das Versprechen ab, nicht nach Jamaika zu gehen, sondern nach Neu-York, und that die schrecklichsten Drohungen, wenn sie nicht Wort hielten.

Die Seeräuber giengen in See, kreuzten gegen die Karaibischen und Leewardischen Inseln, nahmen viele Schiffe daselbst weg, und begaben sich nach dem mittägigen Karolina, woselbst sie drei große von Karolina kommende Schiffe wegnahmen. Einige Tage darauf nahmen sie ein anderes von Jamaika kommendes und Neu-England zugehöriges Schiff weg. Es hieß der Kaufmann von Amsterdam, und wurde durch den Hauptmann Villard kommandirt. Low, der gegen die Schiffe von Neu-England einen unversöhnlichen Haß hegte, ließ keines von ihnen passiren, ohne gegen dasselbe Merkmale seiner Grausamkeit zu äußern. Er ließ dem Hauptmann Villard die Ohren abschneiden, schlitzte ihm die Nase auf, machte ihm in verschiedenen Theilen seines Körpers Einschnitte, plünderte sein Schiff und ließ ihn gehen.

Er machte ein anderes, von Amboy kommendes

Schiff, das Hauptmann Fraſter kommandirte, zur Priſe, und behandelte deſſen Mannſchaft mit eben ſo vieler Grauſamkeit. Die Matroſen mußten angezündete Lunden zwiſchen den Fingern halten, ſo, daß ihnen das Feuer das Fleiſch bis auf die Knochen wegfraß. Hernach machte man ihnen auf dem ganzen Leibe Kerben und ſetzte ſie in unbewohnte Gegenden aus. Es hatten noch viele Schiffe das Unglück, in die Hände dieſer Böſewichter zu fallen, unter andern zwei Brigantinen von Karolina, drei Schaluppen von Virginien, eine andere von Philadelphia, eine von Kingſton und eine andere von Neu-York.

Hauptmann Solgar, Befehlshaber des Schiffs, der König, das zwanzig Kanonen und hundert und funfzig Mann führte, kreuzte auf dieſen Strichen herum, um den Verheerungen, welche die Seeräuber täglich hier vornahmen, Einhalt zu thun. Am 10ten Junius befand er ſich im Angeſichte dieſer Buben, die in dem Gedanken, er ſey ein Kauffahrdeifahrer, Jagd auf ihn machten. Als Solgar merkte, daß es Seeräuber waren, ſtellte er ſich ſo lange, als ob er flüchtete, bis er im Stande war, mit Vortheil den Streit anzufangen. Als er nur einen Musketenſchuß von ihnen war, gieng der Streit von beiden Theilen mit vieler Tapferkeit an. Da die Seeräuber ſahen, daß ſie mit einem Kriegsſchiffe zu thun hatten, beſchloſſen ſie, ſich im Zurückziehen zu ſchla-

gen, und suchten die Flucht zu nehmen. Sie bedienten sich ihrer Ruder, Hauptmann Solgar auch. Das Treffen begann bald wieder von neuem mit unaufhörlichem Feuern von beiden Theilen. Der große Mast des Schiffes, das Harris kommandirte, wurde weggeschossen. Nunmehr beschloß Low, seinen Gefährten aufzuopfern, und nahm die Flucht. Harris voller Verzweiflung, sich von dem Haupte der Truppe so verlassen zu sehen, riß seine Flagge ab, und bat um Quartier. Er hatte zwölf Mann auf seinem Bord verloren und zwölfe waren verwundet worden.

Hauptmann Solgar brachte seine Prise nach Rhoder-Island auf, wo den Seeräubern der Prozeß gemacht, und fünf und zwanzig zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurden. Zehen wurden in Freiheit gesetzt, weil sie bewiesen, daß die Seeräuber sie wider ihren Willen bei ihrer Truppe zu bleiben genöthigt hatten; zwei von ihnen wurde eine einjährige Frist gestattet. Die Wegräumung dieser Seeräuber verursachte der ganzen Regierung zu Neu-York eine solche Freude, daß sie sich gegen den durch den Hauptmann Solgar dem Publikum geleisteten Dienst besonders erkenntlich bezeigen wollte; sie nahm ihn in ihr Kollegium auf, und ließ ihm darüber ein Patent ausfertigen.

Die Gefahr, worinn Low geschwebt, machte

ihn nicht in sich gehen, vermehrte vielmehr seine Grausamkeit. Er betheuerte mit den gräßlichsten Schwüren, er würde die ihm vom Hauptmanne Solgar angethane Beschimpfung an allen denen rächen, die ihm aufstoßen würden. Der erste, der in seine Hände zu fallen das Unglück hatte, war ein junger Mensch, Namens Natan Skiff, Patron eines kleinen, nach Nantuket gehörigen Schiffs. Low ließ ihn um das Verdeck aufs grausamste herumpeitschen, hernach ihm die Ohren abschneiden und dann hinrichten. Man bohrte sein Schiff in den Grund, nachdem man die Mannschaft mit einem Kompas, einigen Zwiebacken und einem wenig Wasser in ein Boot gesetzt hatte. Die Witterung war günstig, und diese Unglücklichen kamen gegen alles Erwarten glücklich in Nantuket an.

Einige Zeit hernach begegnete Low einer auf den Wallfischfang ausgelaufenen Schaluppe; er ließ deren Patrone den Kopf abschlagen, und das Schiff gehen. Hierauf machte er nahe bei Rhode-Island zwei Schaluppen Prise, und behandelte einen von den Hauptleuten mit einer solchen Grausamkeit, daß selbst der barbarischste Mensch zusammenschaudern mußte. Er ließ ihm den Bauch öffnen, und befahl, die noch zuckenden Eingeweide herauszureißen und mit Pfeffer und Salz zuzurichten. So mußte sie ein anderer Offizier aus eben der Schaluppe, dem er die Ohren ab-

schneiden lassen, aufessen. Hierauf gab der grausame Low Befehl, die Mannschaft der beiden Schaluppen niederzumetzeln; allein einige von der Truppe widersetzten sich ihm, giengen sogar so weit, ihm zu sagen: sie fiengen an es überdrüßig zu werden, Werkzeuge seiner Verbrechen und Greuelthaten zu seyn. Die Seeräuber verließen die Küsten von Neu-England, und segelten nach Neu-Fundland, nahmen bei dem Kap Breton 23 französische Schiffe weg, unter denen sich eins von 22 Kanonen befand, und hoben es zu ihrem Gebrauche auf. Sie durchstreiften alle Küsten von Neu-Fundland, und bemächtigten sich 18 anderer Schiffe, die sie vernichteten.

Diese Bewichter begnügten sich nicht, denen, die das Unglück hatten, in ihre Hände zu fallen, das Vermögen abzunehmen, sondern sie richteten sie hin, nachdem sie dieselben alle Arten von Qualen hatten ausstehen lassen; die Barbarei erweckte in ihnen Barbarei. Die Klagen und das Winseln der unglücklichen Schlachtopfer ihrer Barbarei dienten ihnen zur Belustigung. Sie nahmen das Schiff des Hauptmanns Grane weg, und zwangen ihn, an den Bord des ihrigen zu kommen. Low war damals ziemlich fröhlicher Laune, er nahm ein großes Punschglas, trank es auf die Gesundheit des Hauptmanns halb aus, und gab ihm das Uebrige. Als Grane sich entschuldigte, daß er kein Freund dieses Geträn-

kes wäre, so zog Low eine Pistole, und ließ ihm die Wahl, entweder zu trinken, oder die Pistole vor den Kopf zu bekommen. Grane sah sich genöthigt, seinen Widerwillen zu überwinden und zu trinken.

Am Ende des Julius 1723 nahmen die Seeräuber ein großes Schiff weg; Low selbst bestieg es, und nahm Admiralstitel an. Er steckte auf dem großen Maste die schwarze Flagge, auf welcher der Tod roth abgebildet war, und nahm seinen Lauf nach Westindien, wo er im September ankam. Die erste Prise, die er hier machte, war eine Brigantine, die der Hauptmann Wil kommandirte. Die Mannschaft bestand aus Engländern und Portugiesen. Die letztern wurden alle gehängt, weil Low vorgab, daß ihm diese Nation verschiedentlich Schaden zugefügt habe. Die Engländer setzte man in eine Schaluppe und ließ sie gehen; ihre Brigantine aber verbrannte man.

Low nahm kurz darauf ein Schiff von 14 Kanonen weg, das der Hauptmann Thompson kommandirte. Er wollte sich gegen einige Schaluppen wehren, die ihm Low entgegengesandt, um ihm den Weg zu verlegen; allein seine Leute, sey es nun aus Feigheit, oder aus Lust auch Seeräuber zu werden, wollten nicht fechten, und nöthigten den Thompson sich zu ergeben. Low ließ ihm die Ohren ab-

schneiden, um ihn dafür zu bestrafen, daß er sich wehren wollen, dann gab er ihm seine Schaluppe wieder und die Erlaubniß hinzugehen, wohin er wollte; sein Schiff steckte er in Brand. Low gieng hierauf nach den Kanarischen und Cap-Verdischen Inseln, und begab sich nach den Küsten von Guinea, ohne eine Prise von Belang zu machen; als er aber auf der Höhe von Sierra-Leona ankam, machte er ein Schiff Prise, les Delices genannt, das Kapitain Hunt kommandirte. Low behielt das Schiff zu seinem Behufe, bemannte es mit sechzig Leuten, und pflanzte sechzehn Kanonen darauf. Das Kommando darüber gab er einem gewissen Spirygs, der zwei Tage nachher sich von seinem Admiral trennte, um auf seine eigene Rechnung in Westindien zu seerauben.

Im Jahre 1724 nahm Low noch ein Schiff weg, der Squirrel genannt, das Hauptmann Stephanson kommandirte. Hier war das Ziel der Grausamkeiten und Räubereien dieses berüchtigten Bösewichts. Er hatte Streitigkeiten mit seinen Leuten, weil er ihnen einige Unternehmungen vorschlug, denen sich der Schiemann widersetzte. Low nützte den Augenblick, da der Schiemann schlief, und schoß ihn mit einer Pistole todt. Diese That verdroß das Schiffsvolk so, daß sie ihn mit drei seiner Anhänger zusammenkuppelten, in eine Schaluppe warfen und den Wellen überließen. Den folgenden Tag stießen

sie auf ein Martinikſches Fahrzeug, das ſie nach dieſer Inſel führte. Hier erkannten den Low viele von jenen Unglücklichen, die die Schlachtopfer ſeiner Raſerei und Wuth geweſen waren. Man eilte mit ſeinem Prozeſſe, und er empfieng was ſeine Thaten werth waren.

Johann Joseph Gaßner.

Pfarrer zu Bondorf bei Regensburg.

War jemals eine Erscheinung in der christlichen Kirche einer Aufmerksamkeit würdig, so war es in unsern aufgeklärten Zeiten der Gaßnersche Auftritt in Elwangen und Regensburg in den Jahren 1774 bis 1776, da dieser katholische Priester nicht nur von seinen Glaubensgenossen, sondern auch von Protestanten und — Juden, mit ganz verschiedenen Augen angesehen, theils über alle maßen erhoben und als ein Wunderthäter gepriesen, theils als ein Phantast, oder gar als ein vorsätzlicher Betrüger bis zur niedrigsten Stufe boshafter Menschen herabgesetzt worden ist. Eine zahllose Menge Schriften über Gaßnern und seine Kuren kam ins Publikum, und es erschien sogar eine eigene Zauberbibliothek, worinn die meisten dieser Schriften angezeigt wurden.

Gaßner war am 20sten August 1727 zu Branz bei Pludenz in den vorderösterreichischen Landen in

Schwaben gebohren. Schon frühzeitig faßte er den Vorsatz, ein Geistlicher zu werden, und studierte bei den Jesuiten auf den hohen Schulen zu Inspruck und Prag. Er soll sich in seinen Studentenjahren mit Büchern, welche von der Physiognomik, von Hexereien, Teufelsbeschwörungen und von der Medizin handelten, abgegeben haben. Im Jahre 1750 erhielt er die Priesterweihe, 1751 das Amt eines Frühmessers zu Dalas, und 1758 die Pfarre Klösterle im Bisthum Chur. Sein Lebenswandel war unbescholten, aber sein gelehrtes Wissen äußerst eingeschränkt. Seine Eigenliebe und Selbstgefälligkeit artete öfters in Heftigkeit und Grobheit, selbst gegen angesehene Personen und Vorgesetzte, aus. „Gaßner ist nicht allzuklug, sagt Doctor Walch von ihm, denn sonst würde er bei aller Unwissenheit wohl schwerlich das gethan haben, was er gethan; aber auch nicht zu dumm, sonst würde er in seiner Rolle manches mehr verdorben haben.“

Auf diese Rolle, welche Gaßner vom Jahre 1774 an hier und da spielte, war besonders die deutsche Nation aufmerksam. Er soll auf seiner Pfarrei vier Jahre lang unerträgliche Kopf- und Nervenschmerzen ausgestanden, bei den Aerzten aber keine Hülfe gefunden haben. Dieß brachte seine erhitzte Imagination auf den Gedanken, ob gewisse Krankheiten, welche von den eigentlichen Aerzten nicht geheilt werden

konnten, nicht etwa unmittelbar vom Teufel herrühr-
ten, und ob solche Krankheiten nicht durch den großen
Siegeshelden über den Teufel, durch Jesum und des-
sen Namen, gehoben werden könnten? Er gab we-
nigstens vor, daß er seine Kopfschmerzen durch Be-
schwörungen des Teufels verloren habe. Indem er
aber auf seinen graubündischen Gebirgen und den sehr
zerstreuten Wohnungen seiner Zuhörer mit den Vor-
stellungen von seinem eigenen Exempel wenig Eingang
in die vom Teufel unbefangenen Herzen fand, so gab
er sein Amt auf, und suchte in größern Christenver-
sammlungen seine Einbildungen mit den Wundern
auf Rechnung des Namens Jesu auszukramen und an-
zupreisen. Er näherte sich der schwäbischen Grenze,
und fieng an, sich und seine Kuren in öffentlichen
Schriften selbst anzupreisen. Als aber einige scharf-
sinnige Augen merkten, daß dabei nicht alles richtig
zugehe, so verwies ihn der Bischof von Costanz auf
seine Pfarre zurück.

Gaßner gehorchte. Bald aber bekam er eine
Einladung vom Bischof in Regensburg, und nun eilte
er im November 1774 nach Elwangen, und dann
nach Regensburg, wo seine Kuren eine ausserordent-
liche Sensation erregten. Er bekam einen unbeschreib-
lichen Zulauf aus Böhmen, Oesterreich, Baiern,
Schwaben, Franken, ja auch von den niederrheini-
schen Provinzen. Nur allein nach Elwangen sollen

20,000 Preßhafte gekommen seyn, und zu Ende des Julius 1775 waren zu Regensburg 3000. Den Umstand, daß vom October 1774 bis zum December 1775 so viele tausend Menschen auf eine epidemische Art sollten überredet worden seyn, zu glauben, daß auf einmal der Teufel völlig los geworden, um die Menschen martern und plagen zu dürfen, kann man ohne Betrübniß nicht erwägen, zumal da um des Vermögens willen weit mehr Standespersonen als armes Pöbelvolk sich wie durch einen Strom zur Gaßnerischen Boutike hinreißen ließen. Diese Begeisterung muß ohne Zweifel ein Werk der Kunst gewesen und durch geheime Triebfedern der Exjesuiten in den Gang gebracht worden seyn. Man will auch wissen, daß eine Million Gulden aus andern Ländern durch die zu Gaßnern Reisenden verwendet worden sind.

Der allgemeine Zweck der Gaßnerschen Unternehmungen war, wie der Wunderdokter selbst behauptete, die vom Teufel Umseßenen d. i. durch Krankheiten geplagte, und die Besessenen, im übrigen aber gesunden, vom Teufel zu befreien. Von seiner Kur waren keine Religionsverwandte, selbst Juden (die er im Namen des Jehovah operirte) nicht ausgeschlossen. Die Heilung der Umsessenen sowohl als der Besessenen geschah, seinem Vorgeben nach, durch den Exorcismus. Im Namen Jesu befahl er, dem Teufel bald im Singular, bald im Plural, die Menschen

erst zu plagen, und dann sie zu verlassen. Alle Wirkungen sollten als Folgen des gebrauchten Namens Jesu angesehen werden. In diesem Namen plagte er also erst die Menschen, und dann machte er sie in eben diesem Namen gesund.

Eine solche Kurart mußten nicht blos die Protestanten, sondern auch alle vernünftige Katholiken höchst sonderbar und anstößig finden. Mit den Umsessenen trieb er sein Spiel also. Um zu sehen, ob die Krankheit vom Teufel sey, oder um die Kranken zum Vertrauen auf den Namen Jesu zu erwecken, vorzüglich aber um die Zuschauer vom Gehorsam des Teufels gegen seine Befehle zu überzeugen, brachte er in ihnen die jeder Krankheit angemessene schmerzhafte Empfindung hervor, und das oft einige Stunden lang. Dann folgte die Heilung durch die Beschwörung des Teufels im Namen Jesu. Zuletzt nahm er ein Pectoralkreuz, legte es dem Kranken auf die Stirn, und murmelte dabei einige unverständliche Worte. — Mit dem Besessnen trieb er fast eben dieses Spiel. Nur wurden die Teufel erst examinirt, dann die Menschen in heftige Affekten gesetzt, auch am Leibe empfindlich geplagt, und nun erst erfolgte die Austreibung des Teufels.

Bei allen seinen Operationen richtete Gaßner nicht nur seine Augen starr auf den Kranken, und der Kranke die seinigen auf ihn, sondern er sprach auch in

einem rauhen und gebietenden Tone. Mit der einen Hand drückte er die Stirn, mit der andern das Genick des Kranken sehr heftig, berührte auch oft den schmerzhaften Ort, oder schüttelte den ganzen Körper gewaltsam. Ohne solche Berührungen erfolgte keine Wirkung — er bediente sich daher wahrscheinlich geheimer natürlicher Mittel. Für die Fortdauer der gewirkten Besserung konnte er nicht sicher stellen; er gab indessen den Kranken seinen Beschwörungszettel, um sich selbst zu exorcisiren, und ein geweihtes Oehl und Pulver.

Es ist seltsam, daß Gaßner durch seinen Exorcismus nicht wenige Kranke wirklich auf der Stelle, und für eine lange Zeit geheilt hat, und zwar solche Kranke, die von sehr geschickten Aerzten aufgegeben worden waren. „Wir würden sie auch geheilt haben, bemerkt hierbei Zimmermann, wenn wir solche Einwirker auf die Seelen der Menschen wären, wie doch eigentlich jeder Arzt seyn sollte; denn an den Teufel, als Ursache irgend einer Krankheit, glaube ich nun freilich eben so wenig, als an die Wegschaffung irgend einer Krankheit vermittelst Wegschaffung des Teufels. Aber, daß Gaßner Nervenkranke kurirt hat, durch eine äußerst frappante Herrschaft über Imagination und Nerven des Pöbels, davon bin ich völlig überzeugt.“ — Indessen versagten ihm seine Manöuvers oft gänzlich. Oft kamen auf seine Befehle keine Paroxismen; mehrere sogenannte Besessene machten

ihre Bewegungen nur willkührlich und Gaßnern zu gefallen; die Besserung erfolgte nicht, bei den meisten hatte sie keinen Bestand, manche starben, andere wurden schlimmer, und eingebildete Kranke bekamen wirkliche Krankheiten.

Die ganze ärgerliche Komödie dieses Wunderdoctors scheint die Absicht gehabt zu haben, die Ehre der Jesuiten zu retten, und die Einfältigen unter den Katholischen zu überzeugen, wie nützlich eine Gesellschaft der Kirche gewesen sey, die von dem heiligen Namen, durch den Gaßner die Kranken heilte, die Benennung hätte, und durch ihn handelte.

Zur Ehre der gesunden Vernunft fand Gaßner viele Gegner. Selbst Landesherren und Obrigkeiten setzten seiner ungeistlichen Charlatanerie Grenzen. Die Bischöfe von Costanz und Augsburg, die Erzbischöfe von Salzburg und Prag ließen Hirtenbriefe gegen ihn ergehen, und endlich machte Kaiser Joseph dem abergläubischen Unfug ein Ende, indem er dem Bischof von Regensburg befahl, Gaßnern mit dem Bedeuten zu entfernen, daß er sich im ganzen römischen Reiche seiner exorcistischen Handlungen enthalten sollte. Sein bisheriger Beschützer gab ihm nun die Pfarrei Bondorf bei Regensburg, wo er aber schon im April 1779, in einem Alter von 52 Jahren, an einer hitzigen Krankheit die Schuld der Natur bezahlte.

Schröpfer.

Kaffeeschenke in Leipzig.

Um eben die Zeit, als Gaßner in Schwaben sein Wesen trieb, spukte der Teufel auch in Obersachsen. Ueberhaupt ist in dem ganzen achtzehnten Jahrhundert nicht mit mehr Eifer und Bitterkeit von allen Seiten über das Daseyn des Teufels und dessen Wirkung auf physische und moralische Begebenheiten gestritten worden, als in den zweien Jahren von 1773 und 1774. In diese Epoche fällt auch die abentheuerliche Geschichte eines gewissen Schröpfers, die, so albern sie klingt, doch in einer Gegend, wo man Aufklärung auch unter der Mittelklasse des Bürgers hätte erwarten sollen, mit Bewunderung in aller Zungen war.

Schröpfer war ein nichtswürdiger Betrüger, der sich in allerlei Gestalten in der Welt herum trieb; er diente bei einem preußischen Husarenregimente, und in Leipzig war er Kaffeeschenke. Er ließ kein Mittel

ungenutzt, um seine zu spielende Rolle zu unterstützen. Nachdem er schon durch ein unordentliches Leben ziemlich in Schulden gerathen war, mißbrauchte er den Freimaurerorden, dessen sehr unwürdiges Mitglied er war, theils vielleicht, um etwas Geld zu erhaschen, theils wenigstens, um sich ein Ansehen zu geben, um sich einen Anhang zu machen, und sich dadurch noch eine Weile empor zu halten. Er gab vor, der Freimaurerorden sey der ungezweifelte Weg, die menschliche Natur vollkommener zu machen, aber um dahin und zur höchsten Zufriedenheit zu gelangen, müsse man ein strenges Leben führen, beten, fasten, Buße thun. Er gab schon damals zu verstehen, daß eine genauere Gemeinschaft mit dem geistigen Wesen, durch Abziehen der Seele von der Sinnlichkeit, durch Buße und Bereuung der Sünde zu erlangen wäre, wozu er den Leuten, die sich an ihn wendeten, Wege an die Hand geben zu können vorgab. Unter dem Vorwande, sie zu präpariren, bethörte er ihren Verstand, und entflammte ihre Einbildungskraft.

Man weiß, was für Sprünge die Einbildungskraft thut, wenn sie einmal anfängt mit dem Verstande davon zu laufen, man hat dieß leider! an viel bessern Leuten gesehen, als Schröpfer und seine damaligen Jünger waren. Kein Wunder, daß allerlei seltsame Dinge erfolgten. Einige von Schröpfers Jüngern wurden über ihren Bußübungen tiefsinnig,

andere glaubten von ihm ganz ausnehmende Geheimnisse zu vernehmen, und dünkten sich etwas erhalten zu haben, da sie nichts hatten. Schröpfern wuchs unterdessen der Muth. Er wollte sich hier und da nothwendig machen. Er fieng an, in der Leipziger Loge Unruhen zu verursachen. Er machte auf den Vorsteher derselben ein Pasquill, welches ihm eine Injurienklage zuzog, er begieng noch andere Unbesonnenheiten, welche ihm eine öffentliche Prostitution zuzogen. Er mußte sich nach derselben um so viel mehr von Leipzig wegbegeben, da unterdessen seine Vermögensumstände konkursmäßig geworden waren.

Er gieng weg, wohin? — ist einerlei, aber so viel ist gewiß, er fieng nunmehr an, eine ganz ernsthafte Rolle zu spielen, und wußte, als ein abgefeimter Bube, wie man zu sagen pflegt, aus allem Holze Pfeifen zu schneiden. Bei frommen Leuten verstand er die Kunst, eine große Gottseligkeit zu affectiren. Bei Leuten, die Geheimnisse suchten, verstand er die Kunst, was er wußte, und was er nicht wußte, was er errieth, und was er erlog, so gut geltend zu machen, daß er manchem, der ihm auf den Zahn fühlen wollte, Erstaunen erweckte, und vielleicht mehr heraus lockte, indem er nur mit einer geheimnißreichen Miene die Antwort vermied, als er selbst hätte erwarten können. Bei Leuten, die das Wunderbare liebten, verstund er die Kunst, seine Kenntniß der geheimen Kräfte der

Natur, seine Bekanntschaft mit den geistigen Wesen, so meisterhaft geltend zu machen, er wußte ihnen ein so blendendes Gaukelspiel vor die Augen zu stellen, daß man die Köpfe zusammen steckte, und anfieng, ihn für einen außerordentlichen Menschen zu halten. Er verstand endlich die Kunst, eine Neigung, die sich bei Leuten, welche Gottseligkeit, Geheimnisse und Wunderbares lieben, auch sehr wohl nebenher finden kann, die Neigung Reichthümer zu besitzen, sehr schlau zu seinem Zwecke zu gebrauchen; indem er sich hin und wieder merken ließ, daß die geheime Bekanntschaft mit den Geistern auch zu den geheimen in der Erde verborgenen Schätzen führe, und in dieser Absicht that er, wo er es thun zu können glaubte, ungeheure, aber unbestimmte Versprechungen.

Schröpfer gieng nach Sachsen zurück, und das Gerücht, daß er ein ganz außerordentlicher Mensch sey, gieng vor ihm her. Er nutzte dieses Gerücht, und gab nun ganz laut vor, daß er ganz außerordentliche Wissenschaft besitze, besonders Geister zu beschwören, und Todte herauf steigen zu lassen. Er machte zu verschiedenen malen den Neugierigen zwar sehr grobe aber doch sehr scheinbare Blendwerke vor, indem er bald diese bald jene Gestalt erscheinen, und bald diesen oder jenen Spruch hören ließ. Er erhitzte, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Einbildungskraft seiner Zuschauer durch alle nur mögliche Mittel, durch

Freimaurer- und Religionsgebräuche, Lesen der Messe, Gebrauch des Abendmahls, durch stundenlanges Beten auf dem Erdboden liegend. Dabei ließ er einige drei Tage lang fasten, und gab andern, ehe die Loge geöffnet wurde, starken von ihm selbst gemachten Punsch zu trinken.

Man kann leicht denken, daß durch dergleichen vorhergegangene Vorbereitungen die Gemüther der Zuschauer schaudervoller Eindrücke empfänglicher waren, als wenn sie ganz ruhig und kalt zu diesem Geheimnisse gelassen worden wären. Gleichwohl war Schröpfer dabei sehr vorsichtig. Er ließ nicht nur blos die Personen zu, deren Gesinnungen er vorher erforscht hatte, und rekousirte alle andere, sondern bediente sich auch des Verbots, kein Metall an sich zu haben, meisterlich, damit nicht jemand bewaffnet seyn, und ihn etwa unversehens überfallen möchte. Zum Ueberfluß drängte er noch seine Zuschauer in einen engen Winkel zusammen, und drohte das größte Unglück, wenn sie diesen Schranken überschreiten würden. Aus diesem Winkel sahen sie denn voller Schauer, was Schröpfer wollte, daß sie sehen sollten, die Geister, die durch die geöffnete Thür hinein hüpften, heulten, vor dem Krucifix niederfielen, u. s. w.

Der Enthusiasmus pflanzte sich fort, und viele Leute hielten Schröpfern für einen Wunderthäter. Er trieb indessen die ärgerlichste und plumpste Charla-

tanerie, gab sich nicht allein für einen geheimen theurgischen Philosophen, sondern auch für einen natürlichen Sohn eines französischen Prinzen, und für einen französischen Obersten aus, setzte einige Leute in Kontribution von ganz ansehnlichen Summen, indem er andern ganz unermeßliche Einkünfte versprach, verwickelte sich endlich selbst in seine eigene Entwürfe so sehr, daß er, da er wohl merkte, daß er sich mit Sachen eingelassen hatte, aus denen er sich nicht ungestraft herauswickeln könnte, den 8ten October 1774 vor Aufgang der Sonne mit vier Begleitern ins Rosenthal, (ein Lustwäldchen bei Leipzig,) gieng, und nachdem er von ihnen abseits gegangen war, sich mit einer Sackpistole erschoß.

Indessen war zu der Zeit, da er sich erschoß, der Glaube an ihn, besonders in Sachsen aufs höchste gestiegen. Die Art seines Todes selbst veranlaßte allerhand grillenhafte Bedenklichkeiten. Die Schwärmer glaubten, sie sey eine Folge seiner magischen Arbeiten, und gewisse Leute, die sehr geneigt sind, zu glauben, ein Selbstmörder, besonders wenn er sich bei kaltem Blute erschießt, müsse eine besondere Stärke der Seele besitzen, vermeinten immer noch bei seiner Todesart etwas Heiliges und Heroes zu finden. Dazu kam, daß Schröpfer, der sein Gaukelspiel bis aufs Ende spielen wollte, Billete hinterlassen hatte, worinn er drohte; daß die, die er riefe, ihm würden folgen müssen," und versprach, „daß um Weihnachten eine un-

bekannte Person alle seine Schulden bezahlen würde, u. d. gl.

Schröpfer war ein schöner Mann, hatte viel Aeußerliches, wußte die ganze Bibel auswendig, und hatte alle die Eigenschaften, die in die Augen fallen, und die man haben muß, um die Rolle des Charlatans mit Erfolg zu spielen. Wer sich wundern sollte, daß sich so viele angesehene, verständige und rechtschaffene Leute von ihm haben hintergehen lassen, müßte wirklich von der wahren Geschichte so vieler Gaukler, Abentheurer und Glücksritter, die in allen großen Städten Europens, mit der schamlosesten Dreistigkeit, unter gar sehr verschiedenem Vorwande, eine Zeitlang eine wichtige Figur machen, gar nichts wissen. Es würde in der That unbegreiflich seyn, daß solche Marktschreier von ihrem Spiele, nach der Plumpheit, mit der sie es treiben, nur den geringsten Erfolg zu sehen hoffen könnten, wenn nicht die angespannte Einbildungskraft sehr schnell auf Abwege zu bringen wäre; wenn nicht Aberglauben und Vorurtheile unter denjenigen, die zum großen Haufen gehören, noch sehr allgemein regierten; und wenn nicht oft die rechtschaffensten Leute deshalb am ersten hintergangen würden, weil sie von sich auf andere schließen, und sich nicht vorstellen können, daß irgend jemand List und Verstellung bis auf einen gewissen Grad treiben könnte.

3.16 1500,- (1.2)
Nov. 85

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts

Bd.: 2

Leipzig (1803)

Biogr.c. 24-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069685-2